



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
Main Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2015

---

## **Die Entstehung des femininen Genus in den indogermanischen Sprachen**

Litscher, Roland

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich  
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-159689>  
Dissertation  
Published Version

Originally published at:  
Litscher, Roland. Die Entstehung des femininen Genus in den indogermanischen Sprachen. 2015, University of Zurich, Faculty of Arts.

# **Die Entstehung des femininen Genus in den indogermanischen Sprachen**

Abhandlung  
zur Erlangung der Doktorwürde  
der Philosophischen Fakultät  
der  
Universität Zürich

vorgelegt von

**Roland Litscher**

Angenommen im Herbstsemester  
2015 auf Antrag von

Prof. Dr. George E. Dunkel und Prof. Dr. Paul Widmer

Zürich, 2018

# Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Ausgangslage</b>	<b>1</b>
<b>2</b>	<b>Genera, Nominalklassen, Klassifikatoren</b>	<b>4</b>
2.1	Definition	4
2.2	Kongruenzklassen	5
2.3	Zuweisungskriterien	7
2.4	Markierung der Kongruenzmuster	10
2.5	Klassifikatoren	13
2.6	Komplexe Klassifikationssysteme	18
2.7	Nominale Klassifikation als Kontinuum	22
<b>3</b>	<b>Asymmetrien des indogermanischen Genussystems und der sekundäre Charakter des femininen Genus</b>	<b>33</b>
3.1	Strukturelle Argumente im 19. Jahrhundert	33
3.2	Antoine Meillet	36
3.3	Die neue Evidenz des Anatolischen	40
3.4	Verlusthypothese	45
3.5	Das Raum-Zeit-Modell	54
3.6	<i>i</i> -Mutation	58
3.7	Anatolische $\bar{a}$ - und $\bar{i}$ -Stämme	61
<b>4</b>	<b>‘Kollektiva’</b>	<b>67</b>
4.1	Die formale Ähnlichkeit von Femininum und Neutrum Plural	67
4.2	‘Kollektiv’ und Neutrum Plural	70
4.3	Semantik der ‘Kollektiva’	77
<b>5</b>	<b>Vorschläge zur Erklärung der femininen Genuskongruenz</b>	<b>86</b>
5.1	Karl Brugmann	86
5.2	Die pronominalen Modelle	88
5.3	Adjektivierung von Substantiven als Quelle der Kongruenz	101
<b>6</b>	<b>Die Entstehung des femininen Genus</b>	<b>107</b>
6.1	Voraussetzungen	107
6.2	Aufspaltung statt Entstehung der Kongruenz	110
6.3	Die Entwicklung des neutralen Plurals	115
6.4	Eine zweite ‘belebte’ Klasse	116
6.5	Das feminine Genus	125
<b>7</b>	<b>Skizze der Vorgeschichte des rekonstruierten Systems</b>	<b>134</b>
<b>8</b>	<b>Zusammenfassung</b>	<b>146</b>
	<b>Literatur</b>	<b>153</b>

# 1 Ausgangslage

Schlägt man eine der neueren Einführungen in die Indogermanistik an der entsprechenden Stelle auf (Clackson 2007: 104–111, Fortson 2010: 131–132 und Meier-Brügger 2010: 322–324), erhält man etwa folgendes Bild über die Entstehung des femininen Genus. Es herrscht offensichtlich Einigkeit darüber, dass das System der drei Genera Maskulin, Feminin und Neutrum, das die meisten älteren indogermanischen Sprachen aufweisen, nicht den ältesten, nicht weiter analysierbaren Zustand darstellt. Einig sind sie sich auch darüber, dass es das Femininum ist, das erklärt werden müsste, um aus einem älteren Zweigenussystem eines mit dreifacher Unterscheidung zu entwickeln. Der Hauptgrund für diese Erwartung ist die Markierung des femininen Genus, die als Kongruenzzeichen die Suffixe *\*-ah<sub>2</sub>-* und *\*-ih<sub>2</sub>-* verwendet, wohingegen der Kontrast von Maskulin und Neutrum nur von verschiedenen Kasusendungen im Nominativ und Akkusativ getragen wird. Auffällig ist ausserdem, dass der Kontrast zwischen Maskulin und Neutrum praktisch immer sowohl am Substantiv als auch an der kongruierenden Form markiert ist, während die femininen Lexeme nur manchmal eine der Markierungen enthalten und sonst nicht von Maskulina der entsprechenden Stammklasse zu unterscheiden sind.

Weiter wird eine etymologische Verwandtschaft zwischen der femininen Kongruenzmarkierung *\*-ah<sub>2</sub>-* und dem Nominativ-Akkusativ Plural neutrum auf *\*-h<sub>2</sub>* vermutet<sup>1</sup> und dieses Suffix findet häufig auch bei der Bildung von Abstrakta Verwendung. Die daraus postulierte Vorstufe bezeichnen diese Autoren als “collective” (Fortson), “collective ending” (Clackson) und “Abstrakt-Kollektiv-Suffix” (Meier-Brügger). Hier zeigt sich zum ersten Mal eine Schwankung, die im Verlaufe dieser Untersuchung eine wichtige Rolle spielt: Nur Meier-Brügger legt sich ganz explizit darauf fest, dass *\*-h<sub>2</sub>-* ein Suffix war (und schreibt daher häufig “*\*(e)h<sub>2</sub>-Ø*” u. ä.), während bei Fortson und Clackson der Status des Morphems in der Schwebe bleibt. Klar scheint zu sein, dass es im Plural der Neutra als Nominativ-Akkusativ-Endung fungiert und nur in diesen Kasus auftritt, aber bei den Feminina und Abstrakta als Suffix in allen Kasus und Numeri verwendet wird. Als zusätzliches Indiz für die ursprüngliche Identität der beiden Bildungen wird auch das Fehlen eines Nominativ-*s* bei *ah<sub>2</sub>-* und *ih<sub>2</sub>-* Stämmen erwähnt.

Neben diesen strukturellen Argumenten werden auch Spuren für ein früheres Zweigenussystem genannt. Das Interrogativpronomen und in vielen Sprachen auch ein Teil der Adjektive unterscheiden nur zwei Genera, commune (maskulin und feminin zusammen) und neutrum. Auch die erwähnten femininen Markierungen am Substantiv sind in älterer Zeit nicht eindeutig, sondern eine Korrelation zwischen den Genera und den Stammklassen scheint erst im Begriff zu sein, sich weiter zu etablieren. Wichtig ist in diesem Zusammenhang natürlich der Befund der anatolischen Sprachen, die zwar den Plural der Neutra als Kategorie besitzen, aber kein feminines Genus aufweisen. Ob dies als Archaismus zu werten ist, oder ob das Anatolische das Feminin verloren hat, bleibt in diesen Einführungen letztlich offen; Clackson bezeichnet beides als denkbar und Meier-Brügger spricht sich vorsichtig für eine eher nachanatolische Entwicklung des Feminins aus. Fortson schliesslich weist darauf hin, dass das Anatolische auch singularische Abstrakta auf *\*-ah<sub>2</sub>-* fortsetze und dass daher der ursprüngliche Kollektiv schon voranatolisch auch diese Funktion gehabt habe, aber erst nach Ausscheiden des Anatolischen auch für das Feminin spezialisiert worden sei. Einig sind sie

<sup>1</sup> Am vorsichtigsten ist hier Fortson 2010: 131: Der neutrale Plural scheine “at least outwardly identical to an animate suffix *\*-h<sub>2</sub>*” zu sein, das feminine und abstrakte Nomina bildete.

sich darin, dass das Postulat einer späteren Entwicklung des Feminins nicht von der Beurteilung des Anatolischen abhängt, auch wenn dieses Implikationen für die Chronologie der vermuteten Prozesse haben kann. Clackson (2007: 111) meint, das Anatolische suggeriere vielleicht “another way to look at the rise of the feminine gender”, nämlich dass die morphologischen Prozesse im Voranatolischen bereits vorhanden, aber noch nicht spezifisch mit dem Feminin assoziiert, oder das feminine Genus noch nicht vollständig differenziert war.

Vor allem wegen der in manchen Sprachen zu beobachtenden Kongruenz eines neutralen Plurals mit einem singularischen Verb und weil manchmal auch neben nicht neutralen Singularen Plurale auf  $*-h_2$  gebildet werden, wird darin eine ursprünglich ‘kollektive’ Ableitung gesehen, denn solche stehen sowohl Pluralen als auch Abstrakta semantisch nahe. Was genau unter dieser Kategorie zu verstehen ist, bleibt dann allerdings etwas vage. Meier-Brügger spricht sich dezidiert für ein derivationelles Suffix aus, aber ob dieses in erster Linie kollektive oder abstrakte Bedeutung gehabt hat, lässt er offen. Clackson auf der anderen Seite scheint den Kollektiv eher als einen Numerus zu betrachten. Der Übergang von kollektiv zu abstrakt (oder umgekehrt) ist unproblematisch und lässt sich auch typologisch leicht parallelisieren. Wie aber wurde die Bildung mit dem weiblichen Geschlecht assoziiert? Dass dieses den semantischen Kern des Feminins bildete, scheint nämlich unumstritten, auch wenn stets betont wird, dass die Genuszuweisung sowohl im älteren Zwei- als auch im Dreigenussystem in vielen Fällen arbiträr und somit lexikalisiert war.

Am deutlichsten weist Fortson darauf hin, dass auch der Übergang von abstrakten zu individuellen Bedeutungen plausibel ist (vgl. etwa engl. *youth*). Die Assoziation mit dem Geschlecht bleibt dann aber weiterhin unerklärt. Clackson bringt ohne Begeisterung das Wort für ‘Frau’ ( $*g^h enh_2$ ) ins Spiel und Meier-Brügger vermutet ein Bedürfnis z. B. bei Haustieren und Familienmitgliedern, das Geschlecht deutlich zu markieren. Warum aber für solche Motionsfeminina ausgerechnet  $*-ih_2$ - und seltener  $*-ah_2$ - verwendet wurden, bleibt offen. Letzterer betont auch, dass Pronominalformen wie  $*seh_2$  (Sg. f.) und  $*teh_2$  (Pl. n.) eine wichtige Rolle gespielt haben dürften.<sup>2</sup> Gut zusammengefasst ist der aktuelle Grundkonsens in Clacksons abschliessender Bemerkung (2007: 111): “Most Indo-Europeanists believe, at some level, that there is a connection between the collective or neuter plurals and the feminine. But reconstructing a plausible pathway and a chronology of change for the attested situation in the IE languages still remains to be done.”

Damit sind die wesentlichen Aspekte angeschnitten, die beim Problemkreis um das indogermanisch Femininum ineinandergreifen und denen ich in den folgenden Abschnitten auf die Spur zu kommen hoffe. Weil die Entstehung des femininen Genus die Entstehung eines ‘Genus’, d. h. einer durch Kongruenz markierten Klassifikation des nominalen Wortschatzes, impliziert, ist dabei das Phänomen der Kongruenz stets gebührend zu berücksichtigen.

Im Abschnitt 2 (ab S. 4) wird zunächst das Phänomen der nominalen Klassifikation aus typologischer Sicht beleuchtet, wobei der Variationsbreite dieser Systeme besonders viel Platz eingeräumt wird. Dies hat in erster Linie das Ziel, besser abschätzen zu können, mit welchen Spielarten der nominalen Klassifikation die Eigenschaften der später rekonstruierten Systeme am deutlichsten korrelieren.

Abschnitt 3 (ab S. 33) ist den Argumenten gewidmet, weshalb das feminine Genus als spätere Entwicklung beurteilt werden muss. Hier ist zunächst die ältere Forschungsgeschichte

---

<sup>2</sup> Meier-Brüggers Darstellung lehnt sich, wenn auch mit vorsichtiger Distanz, weitgehend an die Modelle von Tichy 1993 (vgl. Abschnitt 5.2, ab S. 93) und Harðarson 1987 (vgl. Abschnitt 4.2, ab S. 71) an.

gesondert berücksichtigt, um klar herausarbeiten zu können, dass diese Einschätzung nicht erst in Folge der Entzifferung des Hethitischen aufkam. Die Evidenz des Anatolischen und die wechselvolle Geschichte ihrer Interpretation sind dann ab Abschnitt 3.3 (ab S. 40) ausführlich thematisiert, weil die Diskussion zum femininen Genus während des grössten Teils des 20. Jahrhunderts durch eine enge Verknüpfung mit den Kontroversen um den Archaismus des Anatolischen geprägt war. Das hauptsächliche Ziel ist hier, möglichst genaue Klarheit darüber zu gewinnen, welche Formgruppen für das Anatolische zwingend vorausgesetzt werden müssen. Für die übrigen bestehen immer zwei letztlich unentscheidbare Möglichkeiten: Entweder waren sie noch nicht entwickelt, oder das Anatolische hat sie spurlos verloren.

Die formalen und inhaltlichen Eigenschaften der Kategorie 'Kollektiv', d. h. der möglichen gemeinsamen Vorstufe der femininen Genusmarkierungen und der neutralen Plurale, sind in Abschnitt 4 (ab S. 67) untersucht. Hier wird sich auch die Frage stellen, inwieweit sie tatsächlich als Kategorie fassbar ist und wie das Bedeutungsspektrum der einzelnen beteiligten Formgruppen zusammenhängen könnte. Auch ein Grossteil der Diskussion zur Entwicklung des neutralen Plurals ist auf diesen Abschnitt konzentriert.

Die zentrale Frage nach der Entstehung der für das morphologische System des Indogermanischen sehr bemerkenswerten Kongruenz mit einem Derivationsuffix beim femininen Genus ist in Abschnitt 5 (ab S. 86) genauer erörtert. Im Laufe der Zeit sind eine Reihe von Mechanismen vorgeschlagen worden, wie die feminine Kongruenz entstanden sein könnte, wobei offenbar ein Grundkonsens besteht, dass diese das eigentlich zu erklärende Phänomen ist. Als Ergebnis der kritischen Auseinandersetzung mit den postulierten Übergängen wird diese Annahme in Frage gestellt, denn es erweist sich als wenig erfolgversprechend, die semantischen Eigenschaften und die lexikalische Zusammensetzung des femininen Genus und die Entstehung seiner Kongruenzmuster durch denselben Prozess erklären zu wollen.

In Abschnitt 6 (ab S. 107) ist daher ein alternatives Szenario entwickelt, das als Arbeitshypothese von einer Kategorie ausgeht, die bereits vor der Spaltung in den neutralen Plural und das feminine Genus durch Kongruenz markiert war. Es wird der Versuch unternommen, die Eigenschaften dieser Kategorie zu umreissen und ihre Auseinanderentwicklung in die Einzelsprachen Schritt für Schritt möglichst plausibel nachzuvollziehen. Ein zentraler Aspekt ist dabei, dass die Umgestaltung der Kongruenzmuster und die Assoziation mit dem weiblichen Geschlecht weder gleichzeitig noch durch gleichartige Mechanismen zu verstehen sind. Dieser Umstand erlaubt auch eine zwanglose Einordnung des anatolischen Befunds.

Ausgehend von den Merkmalen des so rekonstruierten Kategoriensystems des früh- und urindogermanischen Nomens entwirft dann Abschnitt 7 (ab S. 134) eine Skizze, wie dieses System zustande gekommen sein könnte. Dieser Teil ist als weiterführender Anhang zu verstehen, denn eine eingehende Argumentation kann hier nicht geleistet werden. Dazu müssten weitere grosse Bereiche der Rekonstruktion der frühindogermanischen Morphosyntax miteinbezogen werden, was den Rahmen dieser Arbeit und meiner Möglichkeiten sprengen würde. Immerhin soll aber aufgezeigt werden, dass es Grammatikalisierungspfade gibt, auf denen das rekonstruierte System aus einer typologisch belegbaren Vorstufe entstanden sein kann. Abschnitt 8 (ab S. 146) schliesslich fasst noch einmal die Grundzüge der ganzen Argumentation zusammen.

## 2 Genera, Nominalklassen, Klassifikatoren

### 2.1 Definition

“Gender is the most puzzling of the grammatical categories. It is a topic which interests non-linguists as well as linguists and it becomes more fascinating the more it is investigated.” So beginnt Greville Corbetts (1991: 1) noch immer grundlegende typologische Abhandlung über die Kategorie ‘Genus’. Tatsächlich gehört Genus z. B. für Europäer, die eine benachbarte Sprache erlernen, zu den auffälligsten Merkmalen einer Sprache und seit der Antike bietet es Grammatikern und Philosophen Anlass zu anhaltenden Kontroversen. Im Zentrum stehen dabei besonders zwei Fragen: Inwieweit ist die Klassifikation des Wortschatzes in Genera ‘natürlich’ und inwiefern kann der Kategorie Genus eine Funktionalität attestiert werden? Die antike Diskussion<sup>3</sup> zu den Genera knüpft zunächst an die Frage an, ob die sprachlichen Ausdrücke im Allgemeinen eine inhärente Beziehung zum Bezeichneten aufweisen (φύσις), oder ob sie lediglich als arbiträre Konvention aufgefasst werden sollten (θέσις).<sup>4</sup> Entsprechend kritisiert Protagoras (zitiert in Aristoteles, *Soph. El.* 173b 17ff.) das feminine Genus von μῆνις ‘Zorn’ und πῆληξ ‘Helm’ als unangemessen, weil diese ‘männliche’ Emotionen und Gegenstände bezeichneten. Aristoteles selbst hingegen erwartet als Konventionalist keine derartige Übereinstimmung von Natur und Zeichen.<sup>5</sup>

Zwei für das Verständnis der Kategorie ‘Genus’ entscheidende Beobachtungen sind in dieser Kontroverse schon klar vorausgesetzt: Einerseits scheint auch Aristoteles nicht in Frage zu stellen, dass das griechische Genussystem grundsätzlich eine semantische Basis besitzt, denn das maskuline und das feminine Genus werden auch bei ihm mit einer inhaltlich motivierten Bezeichnung belegt.<sup>6</sup> Andererseits ist auch evident, dass beide Positionen von der Voraussetzung ausgehen, dass die Zugehörigkeit eines Wortes zu einem Genus nicht allein durch seine eigenen inhaltlichen und formalen Eigenschaften definiert ist, sondern diese sich aus dessen Kongruenzmustern ergibt. Erst durch die Möglichkeit eines Widerspruchs zwischen der formalen Markierung durch kongruierende Formen und der aufgrund der semantischen Merkmale erwarteten Klassenzugehörigkeit kann die Frage nach der Motivation der Genuszuweisung überhaupt sinnvoll gestellt werden.

Definiert wird Genus daher bis heute üblicherweise durch diese beiden Bedingungen: Genera sind Klassifizierungen des nominalen Wortschatzes, die durch kongruierende Formen markiert werden. Klassisch ist die Formulierung von Hockett 1958: 231 geworden: “Genders are classes of nouns reflected in the behaviour of associated words”.<sup>7</sup> In der Literatur ist für die so abgegrenzten Phänomene einerseits der Begriff ‘Genus’ (gender) im weiten Sinn

<sup>3</sup> Dazu ausführlich Kilarski 2013: 59–82 mit viel weiterführender Literatur.

<sup>4</sup> Bei Plato (*Crat.* 383a–440e, besonders 383a und 384d) vertreten Kratylos und Hermogenes diese entgegengesetzten Positionen.

<sup>5</sup> Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, dass Aristoteles zwar Protagoras’ Begriffe für das maskuline (ὀνόματα ἄρρενα) und das feminine (θήλεα) Genus beibehält, aber für das Neutrum statt σκευή ‘Dinge’ das nicht auf eine Semantik der Klasse referierende μεταξύ ‘dazwischen’ verwendet.

<sup>6</sup> So auch Corbett 1991: 8: “In a sense all gender systems are semantic in that there is always a semantic core to the assignment system.” Dass die Sprecher altindogermanischer Sprachen ‘männlich’ und ‘weiblich’ als inhaltliche Hauptmotivation der Genussysteme ihrer Sprachen verstanden haben, machen auch die parallelen Bezeichnungen der indischen grammatischen Tradition deutlich: Pāṇini verwendet *pums-* ‘Mann’, *strī-* ‘Frau’ und *napumsaka-* ‘Eunuch’.

<sup>7</sup> Inwiefern diese Definition allenfalls ein weiteres Feld als die normalerweise unter Genus oder Nominalklassen subsumierten Systeme abdecken könnte, wird in Abschnitt 2.7 ab S. 24 noch weiter diskutiert.

üblich (so z. B. Corbett 1991), andererseits wird aber auch ‘Nominalklassen’ (noun classes) als Oberbegriff verwendet (so z. B. Aikhenvald 2000). Genus bezeichnet in diesem Fall dann nur eine Teilmenge der Nominalklassensysteme, nämlich diejenigen mit einer kleinen Anzahl Klassen und einem semantischen Bezug zum natürlichen Geschlecht. Genus- und Nominalklassensysteme sind in den Sprachen der Welt relativ häufig, aber bei weitem nicht universal bezeugt.<sup>8</sup> Zwischen den einzelnen Systemen bestehen erhebliche Unterschiede hinsichtlich einer Reihe von Parametern, deren wichtigste in den folgenden Absätzen kurz umrissen sind.

## 2.2 Kongruenzklassen

Die Zahl der Klassen variiert stark; sehr häufig sind zwei Klassen (maskulin vs. feminin, wie z. B. in den afro-asiatischen Sprachen, oder animat vs. inanimat, z. B. in Algonquin-Sprachen) und drei Klassen (maskulin vs. feminin vs. inanimat/neutrum, wie im Dravidischen oder im Indogermanischen). Viele australische und kaukasische Sprachen haben vier Klassen<sup>9</sup> und in erster Linie in Afrika kommen auch grössere Systeme mit bis zu rund 20 Klassen vor.<sup>10</sup> Die Festlegung der exakten Anzahl der Klassen ist oft nicht trivial. Da Genus durch die Kongruenz definiert wird, ohne dass der Auslöser derselben zwingend hinsichtlich dieses Merkmals markiert sein müsste, können Klassen nur aufgrund der Kongruenzmuster etabliert werden. Genus interagiert sehr häufig mit Numerus,<sup>11</sup> sei es, dass die relevanten Morpheme zugleich Genus und Numerus codieren, oder dass in den verschiedenen Numeri unterschiedliche Klassifizierungen auftreten. In diesen Fällen hat es sich bewährt, zwischen Kongruenzklassen (‘agreement classes’, ‘target genders’) und Genera oder Nominalklassen (‘(controller) genders’) zu unterscheiden (Corbett 1991: 145–188, bes. 147f. basierend auf Zaliznjak 1964). Eine Kongruenzklasse ist definiert als diejenige Menge von Lexemen, die unter identischen morphosyntaktischen Bedingungen in einer bestimmten Konstruktion identische Kongruenzzeichen aufweisen. Die Nominalklassen dagegen umfassen jeweils diejenigen Lexeme, die in allen Kombinationen mit interagierenden Kategorien durchgehend der gleichen Kongruenzklasse angehören. Ein gutes Beispiel, das dieses Prinzip illustriert, ist das Rumänische: Es besitzt zwei Kongruenzklassen im Singular (-Ø ‘mask.’, -a ‘fem.’) und zwei im Plural (-i ‘mask.’, -e ‘fem.’), aber die Paarung dieser Merkmale erfordert ein drittes Genus, da neben Lexemen mit -Ø/-i ‘mask.’ und -a/-e ‘fem.’ auch eine offene und produktive Gruppe mit der ‘gemischten’ Markierung -Ø/-e ‘neutr.’ existiert. Auch grössere Systeme mit komplexeren Gruppierungen lassen sich auf diese Weise prinzipiell adäquat und exakt beschreiben.

Allerdings führt eine strikte Anwendung dieses Verfahrens bisweilen zu Komplikationen, denn dadurch müssen öfter neben den (wenigen) grossen und offenen Nominalklassen der beschriebenen Sprache noch zusätzliche kleine Gruppen mit komplexer Kongruenzklassenkombination postuliert werden. Corbett diskutiert eine Reihe von Verfahren, um die Zahl der Klassen auf die für die Beschreibung hauptsächlich relevanten zu beschränken.<sup>12</sup> Keine

<sup>8</sup> Im Sample von Corbett 2005 finden sie sich in 112 von 256 Sprachen.

<sup>9</sup> Typischerweise mask. vs. fem. vs. pflanzlich vs. Rest in Australien (Sands 1995: 258 und passim), und mask. vs. fem. vs. andere Animata (o. ä.) vs. Rest im Kaukasus (Corbett 1991: 24–30).

<sup>10</sup> Zu den noch zahlreicheren Klassen in sogenannten ‘multiple classifier languages’, die ihren Platz in der Typologie der nominalen Klassifikation noch nicht ganz gefunden haben s. Abschnitt 2.6, ab S. 18.

<sup>11</sup> Seltener auch mit Kasus wie im Idg.

<sup>12</sup> Zur erschöpfenden Beschreibung eines Systems gehören aber natürlich auch diese kleinen Gruppen, die häu-



Klassen werden in der Regel angenommen für defektive Lexeme (pluralia tantum u.ä.), bei denen die Nicht-Zugehörigkeit zu einer gegebenen Kongruenzklasse lediglich eine Folge ihres Nicht-Vorkommens in dieser Merkmalskombination ist. Etwas problematischer sind diejenigen Fälle, bei denen man versucht ist, vom Prinzip abzuweichen, dass bei der Bestimmung der Klassen derjenige Kontext miteinbezogen werden muss, der die meisten Unterscheidungen aufweist. Dieses Prinzip ist dann unintuitiv, wenn der Kontext mit den meisten Unterscheidungen nur einen minimalen Ausschnitt des Gesamtsystems ausmacht. Auch wenn solche ‘overdifferentiated targets’ an sich häufig sehr interessant sind,<sup>13</sup> erscheint es sinnvoll, sie zwecks besserer Vergleichbarkeit der Gesamtsysteme einer detaillierten Beschreibung vorzuenthalten und als lexikalisch spezifizierte Einzelfälle zu beschreiben. Dasselbe Vorgehen schlägt Corbett auch für sogenannte ‘inquate genders’ vor; das sind Nominalklassen, die sehr klein und unproduktiv sind und lediglich durch eine zusätzliche Kombination der auch für die hauptsächlichen Nominalklassen erforderlichen Kongruenzklassen definiert sind.<sup>14</sup> Diese können meist als für das Gesamtsystem wenig relevante Relikte einzelner Umklassifizierungen o. ä. verstanden werden, aber im Einzelfall bleibt es Ermessenssache, ab wann eine Klasse gross und kohärent genug ist, um relevant zu werden (vgl. Corbett 1991: 170–175). Solche marginalen Nominalklassen sind besonders in komplexen Systemen mit kombinierter Genus/Numerus-Markierung häufig, aber vereinzelte Beispiele lassen sich bei gründlicher Suche in den meisten Sprachen finden. Ebenfalls keine zusätzlichen Klassen werden angesetzt, wenn einzelne Lexeme in ihrer Kongruenzklassenzugehörigkeit variieren. Dies sind einerseits Lexeme, die zu mehreren Nominalklassen gehören können, wobei die einzelnen Muster konsistent sind und mit einem Bedeutungsunterschied korrelieren. Wenn dieser Unterschied mit der semantischen Basis der Genera übereinstimmt (communia wie engl. *singer* oder idg. \*gʰóu-), können sie als unterspezifizierte Lexeme beschrieben werden, bei denen die Kongruenz in nicht redundanter Weise die Bedeutung mitbestimmt. In anderen Fällen ist eine Beschreibung als lexikalische Doubletten oder Homonyme mit jeweils eigenem Genus vorzuziehen. Als zweite Gruppe gehören die sogenannten hybriden Lexeme hierher (dazu unten in diesem Abschnitt 11), bei denen die Klassenzugehörigkeit bei gleicher Bedeutung schwankt. Auch diese sind besser lexikalisch denn als eigene Nominalklasse zu fassen, zumal das Variationsmuster von Beispiel zu Beispiel leicht verschieden sein kann, was zu einer inflationären Anzahl Klassen führen würde.

Nicht direkt eine Reduktion der Klassen, sondern eher eine zusätzliche Strukturierung des Systems ermöglicht das Konzept von Unterklassen (‘subgenders’). Kanonische Beispiele liefern diejenigen slawischen Sprachen, die neben dem ererbten Dreigenussystem eine Unterscheidung zwischen Belebtem und Unbelebtem entwickelt haben, die durch unterschiedliche Kasusynkretismen realisiert ist: Der Akkusativ ist gleichlautend mit dem Nominativ bei Unbelebten, aber mit dem Genitiv bei Belebten. Im Serbokroatischen ist der Unterschied auf den maskulinen Singular beschränkt, im Russischen findet er sich zusätzlich im Plural,

---

fig historisch interessant sind oder zusätzliche Einsichten in die Funktionsweise der Kategorien erlauben. Corbetts Kriterien sind denn auch alle graduell und können in Einzelfällen zu uneindeutigen Beurteilungen führen.

<sup>13</sup> Das Beispiel der überdifferenzierten Zahlwörter (‘zwei’ bis ‘vier’) im Kolami (Dravidisch) etwa kann als Archaismus verstanden werden: Als einzige unterscheiden diese die im Dravidischen häufigen drei Genera (m., f., n.), während sich im Kolami ansonsten ein Zweigenussystem (m., nicht-m.) etabliert hat (Corbett 1991: 10, 168f.).

<sup>14</sup> Ersteres grenzt sie (wenn auch nicht kategorisch) von Fällen wie dem Rumänischen ab und letzteres verhindert, dass kleine Klassen mit einzigartiger Markierung ausgeschlossen werden.

wo die drei hauptsächlichen Genera nicht unterschieden werden.<sup>15</sup> Weil die Klassifikation nach Belebtheit nur in einer kleinen Minderheit der relevanten Umgebungen realisiert ist, und zudem (im Russischen im Singular, im Serbokroatischen überhaupt) von der Klassifikation in drei Genera dominiert wird, ist eine hierarchische Beschreibung mittels dreier Genera und zweier Subgenera am elegantesten und diese Analyse macht auch explizit, dass in diesen Fällen zwei Genussysteme mit unterschiedlicher Realisierung und unterschiedlichen Zuweisungskriterien koexistieren. Allerdings sind diese Systeme nicht immer derart asymmetrisch, so dass dann nicht mehr sinnvoll von Genera und Subgenera gesprochen werden kann, sondern die Sprache als schlicht zwei Genussysteme enthaltend beschrieben werden sollte.<sup>16</sup>

### 2.3 Zuweisungskriterien

Ein wichtiger und vieldiskutierter Parameter der Variation ist der sehr unterschiedliche Grad an Vorhersagbarkeit der Genuszuweisung aus einer semantischen Klassifikation des Lexikons. Ungeachtet einer Reihe von offenen Kontroversen über die Motivation spezifischer Systeme und über die grundsätzliche Funktionalität der nominalen Klassifizierung hat sich in der Typologie ein gewisser Konsens in dieser Frage etabliert. Es gibt sehr klare Fälle von ganz oder nahezu transparenten semantischen Systemen, z. B. in den dravidischen Sprachen, wo typischerweise alle Bezeichnungen für Menschen und Götter nach natürlichem Geschlecht auf Maskulinum und Femininum verteilt sind und das Neutrum Tiere und Inanimata umfasst.<sup>17</sup> Ebenfalls häufig (zumindest weitgehend) semantisch motiviert sind pronominale Genussysteme wie etwa das des Englischen.<sup>18</sup> Die üblichsten Klassen in semantischen Systemen beruhen auf der Interaktion von Belebtheit mit dem biologischen Geschlecht, wobei sich die Sprachen darin unterscheiden, ab wo auf der Belebtheithierarchie sie die Geschlechter differenzieren, und ob sie zwei (fem. vs. nicht-fem. oder mask. vs. nicht-mask.) oder drei Genera (mask. vs. fem. vs. nicht-menschlich/inanimat u.ä.) aufweisen.

Eher häufiger als rein semantische Systeme sind solche, bei denen ein relativ grosser Teil des Wortschatzes aufgrund einfacher semantischer Kategorien klassifiziert ist, ohne dass diese Kategorisierung erschöpfend wäre. Ein typischer Fall ist z. B. Zande (Niger-Kongo, Corbett 1991: 14f. Claudi 1985), das vier Klassen (mask., fem., andere Animata, Rest) besitzt.

<sup>15</sup> Eigentlich sind das in erster Linie Beispiele für Differentiale Objektmarkierungen (s. Abschnitt 6.1, ab S. 110). Dass sie üblicherweise dem Phänomen Genus zugerechnet werden, ist vornehmlich eine Konsequenz der Kasus- und Numeruskongruenz in diesen Sprachen. Die Konditionierung durch das Genus im Singular macht aber deutlich, dass die beiden Systeme eng interagieren.

<sup>16</sup> Corbett 1991: 184–188 präsentiert als Beispiel Mba (Afrika, Ubangisch) und verwandte Sprachen, in denen ein den Bantusprachen ähnliches Klassensystem mit einem auf Belebtheit und natürlichem Geschlecht basierten pronominalen System koexistiert.

<sup>17</sup> Vgl. Corbett 1991: 8–11. Abweichungen von dieser Verteilung sind z. B. im Tamil nur Bezeichnungen für Kinder, die zwischen Neutrum und Maskulinum/Femininum schwanken, sowie Tiere in Fabeln und einige nicht-neutrale Himmelskörper, die vermenschlicht bzw. als Gottheiten klassifiziert sein können. Innerhalb der Familie schwankt die Anzahl der Genera: Die meisten haben drei (mask. vs. fem. vs. neut.), aber Kolami und einige andere nur zwei (mask. vs. nicht-mask.). Auch die Einordnung von göttlichen Wesen und kulturell sehr wichtigen Tiere ist nicht in allen Sprachen identisch.

<sup>18</sup> Möglicherweise existiert sogar ein ursächlicher Zusammenhang zwischen rein pronominaler Genuskongruenz und weitgehend semantischer Klassenzuweisung (vgl. Audring 2008, Audring 2010). Diese Systeme können allerdings hinsichtlich eines anderen Kriteriums trotzdem sehr dynamisch sein: Pragmatisch motivierte Reklassifizierungen sind hier relativ häufig und es bleibt oft unklar, ob Lexeme oder nicht vielmehr Referenten klassifiziert sind.

Als ‘animat’ sind allerdings nicht nur Tiere klassifiziert, sondern auch manche Himmelskörper, essbare Pflanzen, vorwiegend runde Objekte und einige andere, wobei sich nur eine Minderheit der Ausnahmen aus der Mythologie der Zande erklären lässt. Illustrativ und gut dokumentiert ist auch das Beispiel des Dyrbal (Australien, Corbett 1991: 15–18, R. M. W. Dixon 1972, Lakoff 1987: 91–104), das die in Australien häufigen vier Klassen aufweist.<sup>19</sup> Auch hier betreffen die Ausnahmen in erster Linie Begriffe, die entgegen der ersten Erwartung in den Klassen am oberen Ende der Belebtheitshierarchie eingeordnet sind. Maskulin sind u.a. Kängurus, die meisten Schlangen, Fische und Insekten, einige Vögel, der Mond, einige Wetterphänomene und ein Teil der Waffen. Feminin dagegen u.a. Hunde, Nasenbeutler, die meisten Vögel, einige Schlangen, Fische und Insekten, Sonne und Sterne, wieder ein Teil der Waffen, sowie mit Feuer und Wasser assoziierte Begriffe. Auch wenn diese Aufzählungen auf den ersten Blick chaotisch wirken, lässt sich nach Dixons Beschreibung der grösste Teil der Zuordnungen motivieren, wobei vor allem drei Mechanismen zu beobachten sind: Mythologische Assoziation (wie in geringerem Ausmass auch im strikteren System des Tamil oben), d.h. dass Begriffe, die in Mythen eine wichtige Rolle spielen, das Genus von dieser Rolle beziehen; Konzeptuelle Assoziation, d.h. dass z. B. zum Fischen dienende Geräte wie die Fische maskulin sein können,<sup>20</sup> oder Werkzeuge für typische Tätigkeiten von Männern bzw. Frauen ebenfalls als Maskulina bzw. Feminina klassifiziert sind. Schliesslich kann auch die Hervorhebung einer bemerkenswerten Eigenschaft eine von der grösseren semantischen Gruppe abweichende Klassifizierung zur Folge haben. So erklärt sich z. B. die Zuweisung einiger gefährlicher Fische und Bäume zum Femininum, das (über die konzeptuelle Assoziation mit dem Feuer?) auch die Notion ‘bedrohlich’ enthält. Auch wenn sich also die Klassen des Dyrbal zumindest weitgehend als semantisch motiviert beschreiben lassen, sind die dazu erforderlichen ‘Regeln’ verglichen etwa mit den dravidischen Genera äusserst komplex und nur mit sehr viel kulturspezifischem Wissen nachvollziehbar. Dazu passt, dass sich dieses System seit Dixons Publikationen drastisch verändert hat. Hand in Hand mit dem Verlust der traditionellen Kultur haben die jüngeren Sprecher auch die Subtilitäten der Genuszuweisung aufgegeben (A. Schmidt 1985: 151–168): ‘Modernes’ Dyrbal hat ein relativ einfaches semantisches System (feminin, menschlich vs. andere Animata vs. Rest).

Dass in der typologischen Forschung meist die semantische Basis von Genus- und Nominalklassensystemen in den Vordergrund gestellt wird, heisst nun aber nicht, dass formalen Kriterien überhaupt keine Bedeutung beigemessen würde. In zahlreichen Sprachen lässt sich die Genuszuweisung eines grossen Teils des Wortschatzes aus morphologischen oder phonologischen Eigenschaften der Lexeme voraussagen. Allerdings scheint es zwar rein semantische, aber keine rein formalen Systeme zu geben. Ein klassischer Fall eines über weite Strecken morphologisch motivierbaren Genussystems ist das Russische (Corbett 1991: 34–43), wo sich das Genus der Inanimata praktisch vollumfänglich aus der Flexionsklasse voraussagen lässt. Dominiert werden die morphologischen Kriterien jedoch von der Semantik bei Menschen und geschlechtsdifferenzierten Tieren, die ungeachtet ihrer Flexionsklasse nach

<sup>19</sup> Allerdings besteht keine Einigkeit darüber, ob wirklich von einem Genus- bzw. Nominalklassensystem gesprochen werden soll, da die Klassen nur an den vier Demonstrativstämmen markiert sind. Sands 1995: 274f. analysiert sie daher vielmehr als “demonstrative classifiers”. Diese Thematik ist in Abschnitt 2.7 ab S. 24 ausführlicher erörtert.

<sup>20</sup> Dass die Fische selbst maskulin sind, ist vermutlich darin begründet, dass das Maskulinum wohl besser (bzw. ursprünglicher) als ‘animat, nicht-feminin’ zu charakterisiert werden kann.

natürlichem Geschlecht klassifiziert sind. Ähnlich funktionieren zahlreiche idg. Sprachen, wobei die Kriterien aber meist komplexer und weniger ausnahmslos sind. Gute Beispiele für zu einem erheblichen Teil morphologisch determinierter Klassifizierung finden sich auch in den Bantusprachen mit ihren relativ grossen Nominalklassensystemen. Die overten Genus/Numerus-Morpheme sind z. B. im Swahili wiederum für die Klassifizierung des inanimaten Wortschatzes massgeblich, ohne dass diese Klassen semantisch einigermaßen erschöpfend definierbar wären (Corbett 1991: 43–49, Grinevald und Seifart 2004: 245–257). Lediglich die Klasse 1/2 hat ein deutliches semantisches Profil: Sie enthält (ausser den Augmentativen und Diminutiven) alle Animata, auch diejenigen, deren overte Markierung ein anderes Genus suggerieren würde.<sup>21</sup>

In manchen Sprachen sind die formalen Kriterien auch rein phonologisch beschreibbar. Auch in diesen Fällen betreffen die formalen Kriterien nur einen Teil des Wortschatzes und koexistieren mit – typischerweise am oberen Ende der Belebtheitsskala wirksamen – semantischen Klassifizierungen. Rein formal beschreibbare Systeme scheint es hingegen nicht zu geben. Wichtig ist auch die Beobachtung, dass meistens nicht einfach festzustellen ist, wie gross der Beitrag der semantischen und der formalen Komponenten ist, und ob die formalen Kriterien morphologisch oder phonologisch besser zu fassen sind. Üblicherweise ergeben die konkurrierenden Kriterien nämlich für einen erheblichen Teil des Wortschatzes übereinstimmende Klassifizierungen, und nur in einer relativ geringen Anzahl von Fällen wird deutlich, welche die dominierenden sind.<sup>22</sup> Häufige Suffixe mit festem Genus tragen in vielen Sprachen dazu bei, dass in den Genera grössere Gruppen mit einheitlichen morphologischen, phonologischen und semantischen Merkmalen erkennbar sind. Im Extremfall, dass eine Sprache mit durchgängig overter Genusmarkierung am Substantiv eine rein semantisch motivierbare Klassifizierung aufweist,<sup>23</sup> sind phonologische, morphologische und semantische Beschreibungen völlig austauschbar und den Vorzug erhält die semantische Formulierung nur, weil sie die eleganteste Beschreibung liefert.<sup>24</sup> Typologische Darstellungen enden gewöhnlich mit diesen Klassifizierungskriterien, was als Reaktion auf frühere Beurteilungen von Genus als rein arbiträre und funktionslose Kategorie zwar verständlich ist, aber meiner Meinung nach dem Umstand zu wenig Rechnung trägt, dass in den meisten Sprachen eine manchmal kleine, oft aber auch erhebliche Anzahl von Ausnahmen bestehen bleibt, die nicht motiviert werden können. Neben der unzweifelhaft semantischen Basis von Genussystemen ist generell also auch mit einer lexikalisierten Peripherie von weder semantisch noch phonologisch oder morphologisch motivierbaren Zuweisungen zu rechnen.<sup>25</sup>

---

<sup>21</sup> Offenbar ist in diesen Sprachen der Kontrast animat vs. inanimat dabei, das bestehende Klassensystem ohne Bezug zu Belebtheit zu ersetzen. Ein ähnlicher Prozess wird in Abschnitt 7.4 ab S. 142 auch für das frühe Uridg. vorgeschlagen.

<sup>22</sup> So genügen etwa im Russischen auch die Bezeichnungen für sexusdifferenzierte Animata mehrheitlich dem für die Inanimata massgeblichen morphologischen Kriterium der Flexionsklassenzugehörigkeit.

<sup>23</sup> Meines Wissens ist allerdings keine Sprache bezeugt, in der sowohl die overte Markierung als auch die semantische Klassifizierung ganz ausnahmslos sind.

<sup>24</sup> Die eleganteste Beschreibung ist in diesem Sinn diejenige, die am wenigsten zusätzliche im Lexikon spezifizierte Merkmale erfordert.

<sup>25</sup> Gerade in idg. Sprachen lässt sich auch die Tendenz beobachten, dass die Genuszuweisung im Laufe der Entwicklung weniger arbiträr wird, indem Lexeme in eine für ihr Genus typischere Stammklasse überführt werden. Dadurch wird die formale Voraussagbarkeit verbessert.

## 2.4 Markierung der Kongruenzmuster

Zwei sehr augenfällige variierende Parameter von Genussystemen betreffen die formalen Markierungen, nämlich ob die Klassifizierung am Substantiv selbst markiert ist oder nicht, und in wie vielen und welchen Konstruktionen die definierende Kongruenz sichtbar wird. Ersteres, das sogenannte Head-Marking, interagiert auf interessante Weise mit anderen Parametern und variiert in einer ganzen Reihe von Dimensionen. Overtes Genusmarkierung am Substantiv impliziert gewissermaßen das Vorherrschen formaler Zuweisungskriterien, denn ein ideales System mit systematischer Markierung am Substantiv und gänzlich motivierter semantischer Klassifizierung scheint nicht zu existieren. In einem solchen könnten die beteiligten Morpheme als reine Genuszeichen aufgefasst und das Genus als rein flexionelle Kategorie verstanden werden: Lexikalische Einträge müssten dann nicht hinsichtlich des Genus spezifiziert sein und die Anwendung der Genusmorphologie liesse sich – weil aus der Semantik der Lexeme eindeutig voraussagbar – vollständig durch Regeln in der Grammatik beschreiben. Auch in Sprachen mit weitgehend overter Markierung am Substantiv sind diese Bedingungen aber nie erfüllt: Die Morpheme weisen meist zusätzliche Funktionen auf (z. B. die Numerusmarkierung in den Bantusprachen) und sind nie voll produktiv, weshalb die Aufnahme der Substantive inklusive Genusmarkierung ins Lexikon gewöhnlich die vorzuziehende Analyse darstellt,<sup>26</sup> und Genus somit im Allgemeinen als eher derivationale Kategorie verstanden werden sollte (vgl. Corbett 1991: 62f., 117–119, Luraghi 2014: 201–212). Da wie erwähnt keine Systeme mit erschöpfenden und ausnahmslosen formalen Zuweisungskriterien existieren, muss somit auch das Genus – d.h. das vom Substantiv kontrollierte Kongruenzmuster – lexikalisch spezifiziert sein, auch wenn es grösstenteils voraussagbar sein mag.<sup>27</sup>

Die sogenannte Motion, d. h. die Derivation neuer Lemmata mittels der overten Genusmarkierungen, ist daher auch nicht kategorisch von solchen Ableitungen abgrenzbar, bei denen eine Bildung mit spezifischerer Bedeutung gleichzeitig auf ein bestimmtes Genus festgelegt ist.<sup>28</sup> Relativ typisch ist die Situation im Italienischen: Die Ausgänge *-o* und *-a* fungieren in erster Linie als overtes Genusmarkierungen und Motion zur Bildung neuer Bezeichnungen mit spezifiziertem natürlichem Geschlecht ist sehr produktiv. Daneben existiert aber auch ein produktives Muster zur Ableitung von Bezeichnungen für Obstbäume von deren Früchten (z. B. *banana* f. ‘Banane’ → *banano* m. ‘Bananenbaum’), das ebenfalls mit diesen Morphemen operiert. Sind das nun zwei verschiedene Derivationsprozesse mit verschiedener Bedeutung (und jeweils festem Genus), oder ist die Motionsbildung polysem? Dass für das Italienische die zweite Analyse eher vorzuziehen ist, hat auch damit zu tun, dass dieselben Affixe die vorherrschenden Kongruenzzeichen sind, aber die Identität der Markierungen ist selbst keine Voraussetzung für overtes Genus.<sup>29</sup> Overtere Genuszeichen

<sup>26</sup> Für Beschreibungen mit nicht lexikalisiertem Genus sprechen vor allem Systeme, die eher Referenten als Lexeme klassifizieren. Dies sind aber tendenziell eher solche ohne Markierung am Substantiv.

<sup>27</sup> So erfordern z. B. Fälle wie ital. *mano* (f.) Genuseinträge im Lexikon, obwohl der Ausgang *-o* in den allermeisten Fällen maskulines Genus impliziert.

<sup>28</sup> Deutlich sind Beispiele wie nhd. *-ung*, das Abstrakta mit femininem Genus deriviert und sicher nicht als primär genusmarkierend analysiert werden kann, sondern als Ableitung mit morphologisch festgelegtem Genus beschrieben werden sollte.

<sup>29</sup> So finden sich etwa im Swahili neben Klassen, bei denen die Markierungen an Substantiven und kongruierenden Verben übereinstimmen (z. B. 7: *ki-* = *ki-*), auch solche bei denen sie systematisch verschieden sind (z. B. 1: *m-* vs. *a-*).

begünstigen grundsätzlich die Produktivität von Motionsbildungen, weil sie in jedem Kontext erscheinen und die Motion daher durchgängig deutlich markiert ist.<sup>30</sup> Daher ist auch zu erwarten, dass sich die massiven Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachen hinsichtlich des Anteils des deutlich für Genus markierten Wortschatzes auch in sehr unterschiedlicher Produktivität von Motionsbildungen niederschlagen. Diese ist aber auch von der Grösse und der semantischen Organisation des Systems abhängig: Eine grössere Anzahl Klassen bietet mehr potentielle Kontraste und für produktive Motionsbildungen kommen nur semantisch motivierbare Bereiche in Frage. Wie das italienische Beispiel deutlich zeigt, können Motionsbildungen dabei sowohl den im System wichtigsten semantischen Kontrast kodieren (das biologische Geschlecht), als auch aus Regularitäten abstrahiert sein, die mit diesem nicht synchron vermittelbar und auf enge Bedeutungsfelder beschränkt sind (die Obstbäume). Entscheidend für die Produktivität ist weniger die semantische Motivation des gesamten Genussystems als vielmehr die Konsistenz der für die Neubildung in ihrem Bedeutungsfeld lokal verfügbaren Kontraste. Die beiden Funktionen der italienischen Motionsbildung sind gleichermaßen produktiv und transparent und gleichermaßen auf semantisch klar umrissene Gruppen von Ableitungsbasen beschränkt. Ihre sehr verschiedene Häufigkeit und ihr sehr verschiedener Einfluss auf das Gesamtsystem ist direkt von der verschiedenen Häufigkeit der betreffenden Wortfelder abhängig.

Die Unterschiede bei der Kongruenz äussern sich zunächst in der Art und Anzahl der kongruierenden Konstruktionen. Typische Ziele sind Adjektive, sowie andere Modifikatoren (Artikel, Demonstrativ- und Relativpronomina, Zahlwörter, Partizipien), Personalpronomina, Verben und Possessivkonstruktionen; selten kongruieren auch Averbien, Adpositionen und Konjunktionen (Corbett 1991: 106–115, 2006: 40–53). Die Spannbreite reicht von ausschliesslich am anaphorischen Pronomen markierter Kongruenz wie im Englischen<sup>31</sup> bis zu den in den meisten möglichen Umgebungen realisierten Klassenzeichen der dagestanischen oder der Bantuprachen. Die Markierungen selbst sind in manchen Fällen zwischen und innerhalb der kongruierenden Konstruktionen überwiegend einheitlich ('alliterative agreement', s. Corbett 2006: 87–90). Keine Sprache bezeugt ein völlig konsistentes System, aber unter den Nominalklassensprachen Afrikas finden sich einige (Corbett 2006: 88 nennt Amo und Uskade), die diesem Extrem nahe kommen, und der typische Fall ist, dass die Kongruenz zwar in Grundzügen alliterativ, aber von zahlreichen Allomorphien und Irregularitäten durchkreuzt ist. Verschiedene Konstruktionen können verschiedene Kongruenzmorpheme erfordern (vgl. S. 10, Fn. 29), oder innerhalb der Konstruktionen gibt es lexikalisch oder morphologisch bedingte Gruppen mit unterschiedlichen Kongruenzmustern (z. B. die verschiedenen Adjektivgruppen des Lateins mit drei, zwei oder nur einer Form).

Neben diesen einzelsprachlichen, historisch zwar oft aufschlussreichen, synchron aber idiosynkratischen Differenzen lassen sich auch solche zwischen den verschiedenen Arten kongruierender Konstruktionen feststellen, die sprachübergreifend wiederkehren und für das Verständnis des Phänomens der nominalen Klassifikation an sich (und der Kongruenz

---

<sup>30</sup> Sie sind allerdings keine zwingende Voraussetzung. Wenn, wie dargelegt, die Spezifikation des Genus im Lexikon erforderlich ist, können z. B. auch die *Communia* der altidg. Sprachen als ('syntaktische', d.h. nur durch kongruierende Formen markierte) Motionsbildungen beschrieben werden. Das Kongruenzmuster selbst ist in diesen Fällen nicht redundant und damit nicht bedeutungslos (vgl. Abschnitt 2.7, ab S. 27).

<sup>31</sup> In diesen Fällen bleibt eigentlich sogar kontrovers, ob sie überhaupt als Nominalklassen zu analysieren sind, weil sie weder mit dem Verb noch in der Nominalphrase Kongruenz zeigen (Aikhenvald 2000: 21: "Strictly speaking, these are not noun classes.").

überhaupt) zentral sind. Aufschlussreich und in letzter Zeit vieldiskutiert sind besonders die sogenannten ‘hybrid nouns’; das sind Substantive, die je nach Konstruktion zu mehreren Nominalklassen gehören können (Corbett 1991: 225–241, Corbett 2006: 206–237). Ein typisches Beispiel ist nhdt. *Mädchen*: Wie alle Diminutiva auf *-chen* hat es zunächst neutrales Genus (morphologisch konditionierte Zuweisung) und innerhalb der Nominalphrase ist nur dieses Kongruenzmuster möglich: *ein kluges Mädchen*, aber nicht feminines †*eine kluge Mädchen*. Beim anaphorischen Pronomen hingegen ist feminine Kongruenz nicht nur akzeptabel, sondern in vielen Situationen sogar präferiert. Das Mass an Varianz, wie sehr der Gebrauch der beiden Muster überlappt und welche Konstruktion welche Kongruenz bevorzugt, kann jeweils sehr verschieden sein,<sup>32</sup> aber an zahlreichen Beispielen lässt sich eine Hierarchie der Umgebungen etablieren. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein hybrides Substantiv nicht die aufgrund der morphophonologischen Regularitäten erwartete Kongruenz zeigt (‘syntactic agreement’, formale Kongruenz), sondern nach einem widersprechenden semantischen Kriterium klassifiziert ist (‘semantic agreement’, ‘constructio ad sensum’), nimmt auf der ‘agreement hierarchy’ von links nach rechts kontinuierlich zu. Am linken Rand der Hierarchie sind die Kongruenzziele innerhalb der Nominalphrase (Artikel, attributive Adjektive, usw., aber nicht Relativpronomina), gefolgt von Prädikaten (Verben, prädikative Adjektive), Relativpronomina und schliesslich Personalpronomina am rechten Rand.<sup>33</sup> Die Kongruenzhierarchie hat sich als Werkzeug bei der Beschreibung von Varianz in zahlreichen Fällen als nützlich erwiesen und reflektiert damit eine allgemeine kognitive Tendenz. Gemeinsam ist all diesen Fällen, dass in einer Konstruktion zwei mögliche Kongruenzmuster konkurrieren, wobei das eine mehr im Lexem (mit seinen morphophonologischen Eigenschaften), das andere aber mehr im Referenten (mit seinen aktuell relevanten semantischen Eigenschaften) motiviert ist. Zunehmende syntaktische und lineare Distanz begünstigt die referentiellere Kongruenz, während in engerer Verbindung die lexikalischere Kongruenz vorherrscht.

Für das Folgende wichtig sind auch Unterschiede in der Redundanz der kongruierenden Form. Kanonische Kongruenz ist redundant (Corbett 2006: 11) und für Genus- und Nominalklassensprachen gilt meist für den grössten Teil des Wortschatzes, dass die in der kongruierenden Form enthaltene Information bereits vollständig am auslösenden Lexem (‘controller’) abgelesen werden kann. Häufig existiert aber eine signifikante Minderheit von Äusserungen, in denen die Kongruenzform selbst erheblich zur semantischen Interpretation beiträgt.<sup>34</sup> Systematisch informativ ist Kongruenz auch, wenn der Auslöser nicht in der Äusserung enthalten ist. Interessant ist hier besonders, dass in diesen Fällen nur noch die klarsten semantischen Kontraste eines Systems verfügbar sind, auch wenn dieses mehrheit-

<sup>32</sup> Im Russischen z. B. gibt es eine Gruppe von formal maskulinen Berufsbezeichnungen, die auf beide Geschlechter referieren können (z. B. *vrač* ‘Arzt, Ärztin’). Diese können bei weiblichen Referenten grundsätzlich in allen Konstruktionen (formal) als Maskulina oder (semantisch) als Feminina kongruieren. Während aber Adjektive deutlich häufiger eine maskuline Form haben, wird beim anaphorischen Pronomen fast ausschliesslich das Feminin verwendet.

<sup>33</sup> Vgl. die Übersicht bei Corbett 2006: 217. Die Kongruenzhierarchie ist nicht nur für Genus relevant, sondern genauso auch für die Numeruskongruenz. Besonders gründlich studiert sind die engl. ‘committee-nouns’, die sowohl mit (formaler) Singular- als auch mit (semantischer) Pluralkongruenz vorkommen (Corbett 2006: 211–213, Levin 2001.)

<sup>34</sup> Z. B. frz. *je suis content(e)*, bei dem kongruierendes *content(e)* das in *je* nicht ausgedrückte Geschlecht ausdrückt, oder Lexeme wie ved. *go-*, bei denen erst eine eindeutige Kongruenz klärt, ob explizit von ‘Kühen’ die Rede ist.

lich lexikalisch oder formal determiniert ist.<sup>35</sup> Mehr oder weniger informativ können Kongruenzmuster noch in einem andern Sinn sein, nämlich wenn sie in einem stark lexikalisch determinierten System ohne overte Markierung am Auslöser die Klassifizierung überhaupt erst sichtbar machen. Genussysteme divergieren stark hinsichtlich der Systematizität und Transparenz nicht nur der Markierungen am Auslöser, sondern auch der kongruierenden Konstruktionen. Dies hat auch Auswirkungen auf andere Parameter, denn stark lexikalisch und morphophonologisch determinierte Systeme scheinen auf deutliche Kongruenzmuster angewiesen zu sein. Das Englische ist in dieser Hinsicht illustrativ: Auf den Überresten eines typischen indogermanischen Systems mit vielen nicht oder schwierig zu motivierenden Genuszuweisungen und relativ vielen und deutlichen Kongruenzmuster wurde ein ganz semantisch motiviertes mit minimalen Kongruenzmarkierungen neu aufgebaut.

## 2.5 Klassifikatoren

Genus im weiten Sinn, also Genus- und Nominalklassensysteme, sind nur ein Teilbereich der nominalen Klassifikation. Das zweite sprachliche Phänomen, das unter diese Rubrik fällt, sind die sogenannten Klassifikatoren ('classifiers'). Diese grammatischen Systeme weisen zwar zahlreiche Ähnlichkeiten mit Nominalklassen auf, werden aber davon gewöhnlich kategorisch abgegrenzt.<sup>36</sup> Definierendes Kriterium ist die Kongruenz: Klassifikatoren sind genusähnliche Erscheinungen, die nicht durch Kongruenz ausgedrückt werden.<sup>37</sup> Nichtkongruierend sind Klassifikatoren insofern, als sie im Gegensatz zu typischen Genusmarkierungen im Prinzip nur einmal realisiert sind. Daher bietet es sich an, die Beispiele nach der Konstruktion zu gruppieren, in der der Klassifikator auftritt.

Zuerst breit bekannt (und daher für die Beschreibung des Phänomens auch prägend) geworden sind die in südostasiatischen Sprachen sehr verbreiteten Numeralklassifikatoren. Hier steht der Klassifikator neben einem Zahlwort und tritt nur in der quantifizierenden Konstruktion auf. Oberflächlich gesehen gleichen diese Konstruktionen den englischen Quantifizierungen von Massenomena wie z. B. *three pieces of clothing*, oder *five head of cattle*, aber in Klassifikatorensprachen erstreckt sich dieses Phänomen über den ganzen Wortschatz, z. B. Thai (Aikhenvald 2000: 214):

- (1) *rôm sāam khan*  
 umbrella three CL:LONG.HANDLED  
 'three umbrellas'

Solche Systeme treffen manchmal eine ähnliche Anzahl und Art von Unterscheidungen wie Genussysteme, häufiger sind sie aber signifikant umfangreicher<sup>38</sup> und auch nicht immer wirklich geschlossen. Oft enthalten sie sogenannte 'repeaters' ('self-classifiers'), das sind Lexeme, die in den betreffenden Konstruktionen nicht einen der allgemeineren Klassifikatoren verwenden, sondern selbst wiederholt werden, z. B. Thai (Aikhenvald 2000: 103):

<sup>35</sup> Dies betrifft natürlich nicht die Fälle, bei denen ein lokal ausgelassener Auslöser im weiteren Kontext in eindeutiger lexikalischer Form verfügbar ist. In diesen Fällen ähnelt die Funktion der Kongruenzzeichen derjenigen von anaphorischen Pronomina.

<sup>36</sup> Z. B. Corbett 1991: 136: "It should be clear that, since gender systems have agreement as their defining characteristic, classifiers are a different phenomenon"

<sup>37</sup> Neben diesem definierenden lassen sich auch eine Reihe von tendenziellen Unterschieden beobachten, die im Anschluss an die gleich folgende Auflistung der hauptsächlichsten Typen diskutiert sind.

<sup>38</sup> Im Thai z. B. "around 200", im Tzeltal (Maya) "several hundred" (Aikhenvald 2000: 103).



- (2) *prathêet sãam prathêet*  
 land three CL:LAND  
 ‘three countries’

Häufig ist die Herkunft mancher Klassifikatoren aus generischen Substantiven evident, oder der Klassifikator kann sogar in identischer Form auch als selbständiges Nomen gebraucht werden. An semantischen Kriterien vorherrschend sind in den grösseren Systemen solche der physischen Qualität (Form, Anordnung, Konsistenz), während die für Genus- und (kleinere) Nominalklassensysteme so typischen materiellen (Belebtheit, Geschlecht, Material) und die funktionalen Kriterien (soziale Relation, Verwendung, Wert) eine eher untergeordnete Rolle spielen (Grinevald 2000: 71–74). Der Gebrauch der Klassifikatoren ist meist deutlich weniger stark lexikalisiert als der von Nominalklassen, d. h. formale Kriterien spielen normalerweise bei der Wahl des Klassifikators keine Rolle, die Verwendung eines Lexems mit verschiedenen (und somit nicht redundanten) Klassifikatoren ist nicht der Ausnahmefall,<sup>39</sup> und dass nicht die lexikalische Semantik, sondern direkt Eigenschaften des Referenten für die Wahl des Klassifikators entscheidend sind, ist deutlich häufiger als bei Nominalklassen. Die synchron oft kaum nachvollziehbare exakte Zusammensetzung der Klassen und die Häufigkeit von Lexem-Klassifikator-Kombinationen mit nicht-kompositioneller Bedeutung zeugen aber doch von einer weitgehenden Konventionalisierung auch dieser Systeme.

In diesem Zusammenhang ist die in letzter Zeit relativ oft thematisierte Unterscheidung zwischen sortalen und mensuralen Klassifikatoren relevant:<sup>40</sup> Erstere klassifizieren aufgrund der inhärenten Eigenschaften, letztere dienen der Individuierung zählbarer Einheiten besonders von Massennomina (Aikhenvald 2000: 114–121). Für den konventionalisierten Teil des Systems sind mehrheitlich die sortalen verantwortlich, während die mensuralen entscheidend zu dessen Grösse, Offenheit und Flexibilität beitragen. Entsprechend haben die beiden Typen auch Berührungspunkte mit zwei verschiedenen benachbarten Phänomenen: Die semantischen Kriterien bei der Wahl der sortalen Numeralklassifikatoren sind denjenigen (grösserer) Nominalklassensysteme und denjenigen anderer Arten von Klassifikatoren oft ähnlich, weshalb Numeralklassifikatorensysteme als Vorstufen von weiter grammatalisierten Klassensystemen mit ausgebauter Kongruenz in Frage kommen.<sup>41</sup> Mensurale Klassifikation funktioniert hingegen auch in Numeralklassifikatorensprachen ähnlich wie die entsprechenden Konstruktionen in Sprachen ohne Numeralklassifikatoren. Die meisten Sprachen haben mensurative Konstruktionen, die vornehmlich Massennomina individuieren und damit zählbar machen. Oft sind auch in diesen Fällen die Paarungen von Mensurativ und Substantiv stark konventionalisiert, was genau den Verhältnissen im mensuralen Teil der Numeralklassifikatorensysteme entspricht. Auch wenn der Übergang zwischen beiden Gruppen natürlich fliessend sein kann, wäre die Auffassung der Numeralklassifikatoren als einfache Ausdehnung der mensurativen Konstruktionen auf den gesamten Wortschatz sicherlich verfehlt. Genausogut können die sortalen Klassifikatoren aus nicht-mensurativen

<sup>39</sup> Natürlich stellt sich auch hier die in vielen Fällen nicht abschliessend zu entscheidende Frage, wann ein Lexem mit unterspezifizierter Bedeutung in mehreren Konstruktionen und wann mehrere Lexeme mit spezifischer Bedeutung und einer festgelegten Konstruktion anzusetzen sind.

<sup>40</sup> Beide sind in typischen Numeralklassifikatorensystemen gewöhnlich in einem System kombiniert, weisen aber häufig trotzdem mehr oder weniger subtile distributionelle Unterschiede auf (vgl. z. B. Zavala 2000: 129–132 zum Akatek).

<sup>41</sup> Inwieweit sich die beiden Phänomene sogar tatsächlich überschneiden, ist in Abschnitt 2.7 ab S. 24 dargestellt.

Quellen grammatikalisiert und die enge Integration der beiden Gruppen ihrem gemeinsamen Vorkommen in quantifizierenden Konstruktionen geschuldet sein.

Die zweite für das Folgende sehr wichtige Art von Klassifikatoren sind die Nominalklassifikatoren ('noun classifiers').<sup>42</sup> Anders als andere Klassifikatoren stehen diese nicht ausserhalb der Nominalphrase oder abhängig von der Präsenz gewisser Modifikatoren innerhalb der Nominalphrase, sondern direkt beim klassifizierten Element (s. Aikhenvald 2000: 81–97). Die typischen Beispiele stammen in erster Linie aus Australien, wo sie oft als 'generics' oder 'generic classifiers' bezeichnet werden, und aus Mittelamerika. Ein Beispiel aus dem Jakalteck (Maya, Aikhenvald 2000: 82):

- (3) *xil naj xuwan no7 lab'a*  
saw CL:MAN John CL:ANIMAL snake  
'John saw the snake'

Die Wahl des Klassifikators ist meistens, aber durchaus nicht immer, semantisch transparent und häufig stehen Substantiv und Klassifikator in einer Spezifisch-Generisch-Relation. Neben den von der Numeralklassifikation vertrauten Konzepten von Form und Anordnung sind inhärente, essentielle Eigenschaften ('Tier', 'Pflanze', 'menschlich') häufig beobachtete Klassifikationskriterien. Auch soziale und Verwandtschaftsrelationen, sowie Verwendungszwecke sind gut belegt. Die Systeme können wiederum relativ gross sein,<sup>43</sup> und die Möglichkeiten der variablen Klassifizierung zur Erweiterung des Lexikons oder zur Hervorhebung im Vordergrund stehender Aspekte des aktuellen Referenten sind wie bei den Numeralklassifikatoren sehr zahlreich. In vielen Fällen ist das System relativ offen, weil ein signifikanter Anteil der Klassifikatoren auch als freie generische Nomina verwendet werden oder praktisch jedes Nomen mit generischer Bedeutung klassifizierend eingesetzt werden kann. Der Grad der Grammatikalisierung der Klassifikatoren schwankt stark zwischen den Sprachen und oft auch zwischen den einzelnen Klassifikatoren desselben Systems, so dass unklar bleibt, wo die grosszügige Verwendung von generischen Substantiven aufhört und die nominale Klassifikation beginnt. Die hauptsächlichen Parameter hier sind, wie obligatorisch die Generika zu setzen sind und wie weitgehend die Konstruktion den gesamten Wortschatz umfasst. Beide bleiben als Abgrenzungskriterien graduell, denn auch in Sprachen mit einer relativ klar umrissenen Gruppe von Klassifikatoren sind diese häufig unter gewissen Umständen optional und der Wortschatz umfasst auch dann oft eine Restgruppe von nicht klassifizierten Lexemen. Gerade diese Gradualität, die durch eine Reihe von australischen Sprachen mit ähnlichen aber verschieden stark grammatikalisierten Systemen direkt dokumentiert ist,<sup>44</sup> macht die Bevorzugung von Konstruktionen mit generischen Substantiven

<sup>42</sup> Die im Moment übliche Terminologie, die 'nominale Klassifikation' ('nominal classification', 'noun classification' als Oberbegriff für Genus-, Nominalklassen- und Klassifikatorensysteme), 'Nominalklasse' ('noun class', eine Kategorie in einem nominalen Klassifikationssystem mit Kongruenz) und 'Nominalklassifikator' ('noun classifier') keineswegs austauschbar gebraucht, ist einerseits zwar etwas unglücklich, aber, wie im Weiteren deutlich werden wird, in der engen Verbindung dieser Phänomene auch durchaus motiviert.

<sup>43</sup> Dass die grösseren Systeme trotzdem eher Dutzende als Hunderte – wie solche mit Numeralklassifikatoren – von Klassen aufweisen, liegt wohl unter anderem daran, dass letztere durch Einbezug der grossen Zahl von mensuralen Klassifikatoren aufgebläht werden.

<sup>44</sup> Vgl. die detaillierte Vergleichung der australischen Systeme des Arrernte (mit schwach grammatikalisierten Generika) und Yidiny (mit eindeutigen Nominalklassifikatoren) bei Wilkins 2000. Beide australischen Systeme haben ihrerseits auch Gemeinsamkeiten, die sie von den mittelamerikanischen Beispielen unterscheiden, die den ersten und damit prägenden Beschreibungen des Phänomens zugrunde lagen (Craig 1986, 1992).

zu einem klaren Kandidaten für die historischen Quellen von Nominalklassifikatoren, und damit auch von daraus weitergrammatikalisierten Systemen der nominalen Klassifikation.

Am anderen Ende der Grammatikalisierungsskala beginnen Nominalklassifikatoren nämlich immer mehr Ähnlichkeiten zu Nominalklassen aufzuweisen. Im Jakaltek (und verwandten Sprachen) dienen die Nominalklassifikatoren auch als anaphorische Pronomina (Aikhenvald 2000: 87):<sup>45</sup>

- (4) *xil naj noʔ*  
saw CL:MAN CL:ANIMAL  
'he (man) saw it (animal)'

Diese Verwendung rückt das Phänomen in die Nähe pronominaler Genusssprachen mit suppletivem Paradigma wie dem Englischen. Damit erscheint eine kategorische Abgrenzung von Nominalklassen und Klassifikatoren aber ein erstes Mal fragwürdig, denn solche auf Pronomina beschränkte Systeme sind im letzten Abschnitt jeweils als relativ unkontroverse Beispiele für Genusssprachen erwähnt worden. Der Hauptunterschied besteht darin, dass die Verwendung der Klassifikatoren nicht unbedingt obligatorisch ist. Im dem Jakaltek nah verwandten Akatek wird der Klassifikator neben dem Substantiv nicht gesetzt, wenn dieses nicht-individuiert oder nicht-referentiell ist oder der Referent nicht im Vordergrund steht und neben anaphorischen Klassifikatoren ist auch die Null-Anapher weit verbreitet (Zavala 2000: 135–140). Trotzdem ist die Ähnlichkeit der Strukturen bei gesetzten Klassifikatoren frappant und Nominalklassifikatoren sind eine plausible Quelle für Nominalklassensysteme. Entweder indirekt über die anaphorische Verwendung, die zu vollständig grammatikalisierten, genussdifferenzierten Pronomina führen kann, welche wiederum gerne als Quelle für (vor allem verbale) Kongruenz in Betracht gezogen werden (vgl. Corbett 1991: 137–139, basierend auf Givon 1976), oder aber direkt über die Wiederholung des Klassifikators in zusätzlichen Positionen. Auch dieser Übergang kann in australischen Sprachen direkt illustriert werden. Die Dalysprachen bezeugen einen ganzen Fächer verschieden stark grammatikalisierten Systeme (vgl. Corbett 1991: 139–141, mit Tryon 1974). Das Spektrum reicht von am Nomen präfigierten Generika, die alle auch als freie Formen vorkommen über phonetisch reduzierte, präfigierte Klassifikatoren, die optional auch am Adjektiv wiederholt sein können bis zu am Adjektiv, Demonstrativ- und Possessivpronomen obligatorisch markierten Nominalklassenmarkierungen. Besonders interessant ist das extrem komplexe System des Nganʼgityemerri (Sands 1995: 249–255, 281f. Reid 1990, Reid 1997): Dieses besitzt sowohl als freie Formen realisierte Klassifikatoren als auch gebundene Nominalklassenpräfixe. Diese sind insofern in ein System integriert, als sich die Klassen zum Teil überlappen, wodurch sich drei morphosyntaktisch verschieden realisierte Arten von Klassen ergeben. In der ersten Gruppe (Präfixe und kein freier Klassifikator) ist Kongruenz an den Modifikatoren obligatorisch, in der zweiten (Präfix und freier Klassifikator) hingegen optional. Die dritte Gruppe dagegen (nur freier Klassifikator) zeigt nur sporadisch Wiederholung des Klassifikators, der mit dem Spezifikum (auch dies nicht obligatorisch) und allein stehen kann. In ein und demselben System sind hier also (nicht einmal besonders stark grammatikalisierte) Nominalklassifikatoren mit relativ kanonischen Genusmarkierungen vereinigt.

<sup>45</sup> Auch in den australischen Beispielen kommen anaphorische Verwendungen vor, insgesamt ist in diesen Sprachen aber die Alternation zwischen Spezifikum ohne Generikum, Spezifikum mit Generikum und alleinstehendem Generikum meist weniger strikt geregelt (vgl. Wilkins 2000: 159–160).

Zwei weitere für die Typologie der nominalen Klassifikation durchaus sehr wichtige Typen werde ich hier nur streifen, da sie in Umgebungen vorkommen, die für die idg. Genusysteme irrelevant sind, und daher in den unten erörterten Szenarien zu deren Entstehung keine Rolle spielen werden. Dies sind Verbalklassifikatoren (Aikhenvald 2000: 149–171) und Klassifikatoren in Possessivkonstruktionen. Erstere sind mit Verbalformen kombinierte Morpheme, die ein Argument (gewöhnlich intransitive Subjekte und transitive Objekte) hinsichtlich Form, Konsistenz, Position, Belebtheit, u. ä. klassifizieren. Sie kommen in erster Linie in Papuasprachen, Nordaustralien, Nordamerika und seltener in Südamerika vor. Als Ausgangspunkt der Grammatikalisierung sind oft inkorporierte Nomina erkennbar; Übergänge zu Nominalklassensystemen scheinen nicht bekannt zu sein,<sup>46</sup> eher verläuft die weitere Grammatikalisierung in Richtung suppletiver ‘classificatory verbs’ wie in den athabaskischen Sprachen.

In Possessivkonstruktionen (Aikhenvald 2000: 125–148) können drei verschiedene Arten von Klassifikatoren auftreten, die entweder das Possessum oder (seltener) den Possessor, oder aber die Possessivrelation selbst klassifizieren. Die ersten beiden treffen ähnliche Unterscheidungen wie Nominalklassifikatoren und kommen auch in ‘multiple classifier’-Sprachen als eine der Umgebungen vor, aber als eigentliche Quelle von Klassensystemen mit mehr Kongruenz scheinen sie nie vorgeschlagen worden zu sein. Die relationalen Klassifikatoren, die vor allem in ozeanischen Sprachen vorkommen, sind hingegen naturgemäß auf die Possessivrelation beschränkt. Alle drei interagieren häufig mit einer Alienabilitätsunterscheidung, indem z. B. die Klassifikatoren öfter auf alienable Konstruktionen beschränkt sind, bzw. diese sogar definieren. (In)alienabilität selbst ist ein den relationalen Klassifikatoren eng verwandtes Phänomen, denn auch hier wird die Art der Possessivrelation formal ausgedrückt, aber auch in diesem Fall sind die Klassifikatoren semantisch transparenter als die häufig relativ idiosynkratischen und stark grammatikalisierten Alienabilitätsunterscheidungen. Relationale Klassifikatoren und solche des Possessums können auch in derselben Sprache vorkommen, entweder als getrennte Systeme oder aber vereinigt in einer Konstruktion, die gleichzeitig Eigenschaften der Relation und des Possessums codiert.

Neben diesen relativ häufigen morphosyntaktischen Typen gibt es noch zwei seltenere Arten von Klassifikatoren. Einerseits die Lokativklassifikatoren (Aikhenvald 2000: 172–176), ihr Argument klassifizierende suppletive Formen von Adpositionen, die in aller Regel eine abgeschlossene Umgebung bilden, und daher für das Weitere wenig relevant sind, und andererseits deiktische Klassifikatoren (Aikhenvald 2000: 176–183). Das sind mit Artikeln und Demonstrativen verbundene Formen, die besonders Position, Form und Sichtbarkeit unterscheiden. In den klaren Fällen sind sie aus Positionsverben grammatikalisiert und können z. T. auch prädikativ als klassifizierende Verben in Lokalkonstruktionen verwendet werden. Ihre extreme Seltenheit überrascht zunächst, da Pronomina ja eine der wichtigsten Umgebungen in kongruierenden Nominalklassen sind. Ein Grund dafür dürfte sein, dass bei Sprachen mit klassifizierenden Pronomina als einziger Kongruenzumgebung gerne trotzdem von Nominalklassen gesprochen wird, wenn sie eine für diese typischere semantische Basis aufweisen.<sup>47</sup> Auch wenn die Schwierigkeit einer klaren Unterscheidung von deiktischen Klassifikatoren und pronominalen Nominalklassen wiederum die Eindeutigkeit des Kriteriums

<sup>46</sup> Ob dies allenfalls in einigen der gleich unten diskutierten ‘multiple classifier’-Sprachen der Fall sein könnte, muss sich erst noch erweisen.

<sup>47</sup> Z. B. Aikhenvald 2000: 182: “Demonstratives may be the only modifiers to distinguish genders or noun classes”. Vgl. auch S. 8, Fn. 19 zur genau in diesem Punkt uneinheitlichen Einordnung des Dyrbal.

der Kongruenz bei der Unterscheidung verschiedener Arten nominaler Klassifikation in Frage stellt, sollten die beiden Phänomene nicht einfach gleichgesetzt werden. Illustrativ sind dafür Toba und Pilagá (Guaicurú, Argentinien), die in dieser Umgebung neben den Klassifikatoren eine damit kombinierbare maskulin-feminin Unterscheidung aufweisen. Interessant für die Gesamtsicht auf das Phänomen der nominalen Klassifikation sind deiktische Konstruktionen auch, weil sie eine der wichtigsten Umgebungen für Klassifikatoren in ‘multiple classifier’-Sprachen sind (dazu gleich unten) und z. B. auch in ansonsten relativ typischen Numeralklassifikatorsystemen häufig zumindest optional ebenfalls mit den Klassifikatoren konstruiert werden können. (Deiktische) Pronomina spielen bei der Entwicklung von Nominalklassensystemen also nicht nur als direkter Ausgangspunkt eine Rolle, sondern auch als frühes Ziel beim Aufbau von Kongruenz.

## 2.6 Komplexe Klassifikationssysteme

Deutlich häufiger als mehrere Nominalklassensysteme kommen mehrere Klassifikatorensysteme in derselben Sprache vor (Aikhenvald 2000: 184–203).<sup>48</sup> Das Mass, in dem die verschiedenen Systeme miteinander verzahnt sind, kann sehr unterschiedlich sein. Das eine Extrem sind Fälle wie Akatek, das neben den oben erwähnten Nominalklassifikatoren auch zwei morphosyntaktisch und in ihren Distinktionen voneinander und den Nominalklassifikatoren klar verschiedene Systeme von Numeralklassifikatoren besitzt.<sup>49</sup> Die einzelnen Systeme können aber auch mehr oder weniger grosse Überlappungen in den Klassifikationskriterien und ihrem formalen Ausdruck aufweisen, so dass in manchen Fällen unklar bleibt, ob sie als im Prinzip distinkte, interagierende Systeme oder aber als ein einziges (relativ heterogenes) System zu analysieren sind.<sup>50</sup>

Die deutlichen Beispiele von einheitlichen Systemen, bei denen die Klassifizierung in mehreren Konstruktionen markiert ist, werden bei Aikhenvald 2000: 204–230 unter der Bezeichnung “multiple classifier languages” zusammengefasst. In jüngerer Zeit sind eine beträchtliche Anzahl solcher Sprachen vor allem aus dem Amazonasgebiet bekannt geworden. Da diese als typologische Parallele für die in Abschnitt 7.3 ab S. 140 vorgeschlagene Vorgeschichte der indogermanischen Genera interessant werden und z. T. unerwartete neue Aspekte des Phänomens der nominalen Klassifikation beleuchten, ist in den folgenden Absätzen das durch Seifart 2005 gründlich dokumentierte System des Miraña (Bora-Witoto, Amazonas) etwas ausführlicher dargestellt. Dieses umfasst drei Gruppen von Morphemen: Die sogenannten ‘General Class Markers’ (GCMs) unterscheiden maskulin, feminin und inanimat, wobei maskulin und feminin als Portemanteau-Morpheme mit Numerus vorliegen und viel Allomorphie aufweisen; sodann die sogenannten ‘Specific Class Markers’ (SCMs), das sind 66 Klassen, deren Distinktionen für Klassifikatoren typische Konzepte von Form, Anordnung, Konsistenz und Verwendung umfassen; daneben gibt es noch rund 50 ‘Repeaters’, bei denen das Bezugswort selbst (teilweise in reduzierter Form) als klassifizierendes Morphem dient, wodurch das System – wie es bei Klassifikatoren häufig der Fall ist – nicht wirklich

<sup>48</sup> Auch die Koexistenz von Genussystemen mit einer oder auch mehreren Arten von Klassifikatoren ist gut bezeugt. So haben z. B. mehrere Indoarische und dravidische Sprachen neben ihrem alten Genussystem Numeralklassifikatoren entwickelt, wie sie in Südostasien extrem häufig sind.

<sup>49</sup> Vgl. Zavala 2000. Zusätzlich existiert noch eine Pluralmarkierung, die menschlichen Referenten vorbehalten ist und daher ebenfalls klassifizierende Funktion hat.

<sup>50</sup> Vgl. die Diskussion der Arawaksprachen Baniwa und Tariana bei Aikhenvald 2000: 230–241.

geschlossen ist. Morphosyntaktisch bilden diese drei Gruppen eine einheitliche Distributivonssklasse. Ein klassifizierendes Morphem steht im Miraña am Verb des Hauptsatzes (Bsp. 5, Seifart 2005: 63), wo allerdings unter gewissen Bedingungen stattdessen ein allgemeiner Prädikationsmarker (PRD) verwendet werden kann. Ausserdem an Pronomina (Bsp. 6, Seifart 2005: 240), an den beiden denominativen Adjektivbildungen und an Zahlwörtern (Bsp. 7, Seifart 2005: 130f.). Das Verb des Relativsatzes schliesslich indexiert das Antezedens (Bsp. 8, Seifart 2005: 70). Diese Verwendung umfasst auch die meisten Adjektive, da diese verbal konstruiert werden, und daher in attributiver Stellung als Relativsätze realisiert sind (Bsp. 9, Seifart 2005: 169).

- (5) a. i. *ná:ni tsa:-:bε*  
my.uncle come-GCM.masc.sg  
ii. *ná:ni tsá:-?i*  
my.uncle come-PRD  
'my uncle came'
- b. i. *tsa:-:bε ná:ni*  
come-GCM.masc.sg my.uncle  
ii. † *tsá:-?i ná:ni*  
come-PRD my.uncle  
'my uncle came'
- c. i. *tsa:-:bε*  
come-GCM.masc.sg  
ii. † *tsá:-?i*  
come-PRD  
'he came'
- (6) *i-?o úhi-?o*  
PRX-SCM.3D.oblong banana-SCM.3D.oblong  
'this banana (fruit)'
- (7) a. *mí-?i:-ku úhi-?i:-ku*  
2-SCM.bunch-DL banana-SCM.bunch-DL  
'two banana bunches'
- b. *ma:kíní(-?i-βa) úhi-?i:-ne*  
3(-SCM.bunch-PL) banana-SCM.bunch-PL  
'three banana bunches'
- (8) *ó ité-?i gwatsí?hu-gwa o:-ke u dá:ku-gwa*  
1s see-PRD machete-SCM.2D.straight 1s-ACC 2s.SUB give-SCM.2D.straight  
'I saw the machete that you gave to me'
- (9) *ε-hi múhu-hi kú:mu-hi*  
DIST-SCM.2D.round be.big.SUB-SCM.2D.round turtle-SCM.2D.round  
'that big turtle', lit. 'that turtle which is big'

Die Markierung ist in allen diesen Konstruktionen obligatorisch; allerdings können statt der spezifischen die generellen Klassenmarker eintreten,<sup>51</sup> wobei die Diskursstruktur gewisse Präferenzen vorgibt (Seifart 2005: 167f., 258–262):

- (10) a. *ó-ʔdi ihka-hi tsa-hi ugwá:-hi*  
 1s-POSS COP.SUB-SCM.2D.round one-SCM.2D.round metal-SCM.2D.round
- b. *ó-ʔdi ihka-nε tsa-hi ugwá:-hi*  
 1s-POSS COP.SUB-GCM.inan one-SCM.2D.round metal-SCM.2D.round
- c. *ó-ʔdi ihka-hi tsa-nε ugwá:-hi*  
 1s-POSS COP.SUB-SCM.2D.round one-GCM.inan metal-SCM.2D.round
- d. *ó-ʔdi ihka-nε tsa-nε ugwá:-hi*  
 1s-POSS COP.SUB-GCM.inan one-GCM.inan metal-SCM.2D.round  
 ‘I have one ax’

Die Klassenmarker sind auch das hauptsächliche Mittel der nominalen Derivation. Abgesehen von den Repeatern, die in erster Linie bei spatialen und temporalen Grundkonzepten, Körperteilen, sowie kulturell wichtigen Tieren, Pflanzen und Objekten vorkommen, und den Verwandtschaftsnamen, bezeichnen Nomina ohne derivierenden Klassenmarker immer Substanzen oder eine unspezifizierte Anzahl und sind nicht mit Numerusmorphologie kombinierbar. Alle anderen Nomina sind mittels der Klassenmarker deriviert, wobei oft eine beachtliche Anzahl paralleler Ableitungen von derselben Basis existiert. Die Semantik dieser Bildungen ist überwiegend transparent, aber es kommen auch zahlreiche Kombinationen mit nicht kompositioneller Bedeutung vor.

- (11) *úhi* ‘banana, banana fruit(s), banana tree(s), usw.’ (Seifart 2005: 114f.) →

- a. *úhi-ʔo*  
 banana-SCM.3D.oblong  
 ‘banana fruit’
- b. *úhi-ko*  
 banana-SCM.1D.pointed  
 ‘banana plant’
- c. *úhi-pájhko*  
 banana-SCM.liquid  
 ‘banana drink’
- d. *úhi-ʔi*  
 banana-SCM.bunch  
 ‘bunch of bananas’
- e. *úhi-ba*  
 banana-SCM.3D  
 ‘sweet banana drink’

usw.

- (12) *ajnu* ‘shooting’ (Seifart 2005: 119) →

<sup>51</sup> Vermutlich hat sich diese Situation dadurch ergeben, dass ein bestehendes (kleines) Genusssystem in einem neu entwickelten, grösseren System integriert wurde.

- a. *ajnú-:bɛ*  
shoot.NMZ-GCM.masc.sg  
'shooter'
- b. *ajnú-ɯ*  
shoot.NMZ-SCM.3D.round  
'bullet'
- c. *ajnú-hu*  
shoot.NMZ-SCM.tube  
'rifle'

Die bereits abgeleiteten Nomina können auch als Basen für weitere Ableitungen mittels der Klassenmarker verwendet werden (Seifart 2005: 120):<sup>52</sup>

- (13) a. *úhí-ko-ʔá:mi*  
banana-SCM.1D.pointed-SCM.leaf  
'leaf of a banana plant'
- b. *ajnú-hu-ro*  
shoot.NMZ-SCM.tube-SCM.bottle  
'muzzle'

Aufgrund der systematischen Kongruenz in zahlreichen Konstruktionen müssen solche Systeme eigentlich zwingend als Nominalklassen analysiert werden. Das wird besonders in Beispielen mit nicht kompositioneller Bedeutung und bei Synonymen mit unterschiedlichen Klassenmarkern deutlich. Die Kongruenz mit SCMs ist in diesen Fällen klar formal geregelt und eine bei Nomen und Kongruenzziel unabhängige Selektion nach semantischen Kriterien deshalb ausgeschlossen (Seifart 2005: 158–162):

- (14) *tsa-ko*                      *kaʔgúnu-ko*  
one-SCM.1D.pointed cahuana-SCM.1D.pointed  
'one cahuana (thick drink made from manioc starch)'
- (15) a. *tsa-ʔba*      *kó:hú-ba*  
one-SCM.3D avocado-SCM.3D  
'one avocado (fruit)'
- b. *tsa-ʔo*                      *kó:hú-ʔo*  
one-SCM.3D.oblong avocado-SCM.3D.oblong  
'one avocado (fruit)'
- c. † *tsa-ʔo*                      *kó:hú-ba*  
one-SCM.3D.oblong avocado-SCM.3D
- d. † *tsa-ʔba*      *kó:hú-ʔo*  
one-SCM.3D avocado-SCM.3D.oblong

Als "essentially a noun class system, but one at a much earlier stage of grammaticalization than the Niger-Congo systems" beschreiben denn auch Grinevald und Seifart 2004: 281 diese Systeme. Sie betonen die Gemeinsamkeiten mit den als klassische Beispiele für

<sup>52</sup> An den Modifikatoren steht in diesen Fällen nur der letzte Klassenmarker.



Nominalklassen geltenden afrikanischen Systemen, indem sie unter anderem deutlich machen, dass auch in diesen weit mehr optionale Kontexte und schwankende Klassifizierungen zu finden sind, sobald man sich von den eher normativen Grammatiken löst. Auf der anderen Seite versucht Aikhenvald 2000: 228–230 eine möglichst klare Trennung zwischen den ‘multiple classifier’- und den Nominalklassensprachen aufrecht zu erhalten, obwohl auch sie die verschiedenen Typen als fokale Punkte in einem Kontinuum versteht (s. z. B. Aikhenvald 2000: 3). Die hauptsächlich kontrastierten Punkte sind, dass bei ‘multiple classifiers’ nur semantische Klassifizierung vorliege und daher lexikalische Selektion und nicht Kongruenz anzunehmen sei, sowie, dass bei Klassifikatoren das Lexikon nicht erschöpfend klassifiziert sei. Beides sind völlig graduelle Erscheinungen; konventionalisierte Klassifizierungen kommen nicht nur in ‘multiple classifier’-Systemen, sondern sogar bei nicht wiederholten Klassifikatoren durchaus vor, wenn auch in aller Regel seltener als bei Nominalklassen. Umgekehrt wird die Rigidität und Vollständigkeit der Klassifizierung in typischen Nominalklassensprachen gerne überschätzt, da diese Beispiele häufig aus Sprachen stammen, die über eine starke schriftliche Tradition verfügen und damit zu zusätzlicher Normierung neigen. Insgesamt erscheint es daher verfehlt hier zwei verschiedene Phänomene (mit allfälligen Übergängen) statt ein Phänomen (mit hinsichtlich verschiedener Parameter variierenden Eigenschaften) zu sehen.<sup>53</sup>

## 2.7 Nominale Klassifikation als Kontinuum

Interessant und herausfordernd für die gängige Typologie der nominalen Klassifikation bleiben solche ‘multiple classifier’-Systeme aber durch ihre unerwartete Kombination von Eigenschaften trotzdem. Neben der definitorischen Abgrenzung durch die Kongruenz werden den beiden Hauptgruppen (Genus/Nominalklassen vs. Klassifikatoren) gewöhnlich weitere typische Unterschiede zugeschrieben (s. Tabelle 1 nach R. Dixon 1986: 161f.).

Ein wichtiger dieser typischen Unterschiede ist schon im letzten Absatz angeschnitten. Die Klassifikationssysteme unterscheiden sich darin, wie erschöpfend der Wortschatz klassifiziert ist. In diesem Punkt stehen die ‘multiple classifier’-Sprachen eigentlich auf der Seite der Nominalklassen. Auch bei ihnen ist der Wortschatz zumindest weitgehend vollständig erfasst, wohingegen nicht wiederholte Klassifikatoren relativ häufig auf eine Teilmenge der Lexeme beschränkt sind. Auch hinsichtlich der Abundanz von Kongruenzkonstruktionen und der Absenz von Variation stehen viele den Nominalklassen nicht nach. Die Markierung durch derivationelle (oder je nach Auffassung sogar flexivische) Affixe ist ebenfalls häufig gegeben.<sup>54</sup> Auf der anderen Seite kann das Inventar von Klassen wie bei typischen Klassifikatoren sehr gross (und durch Repeater sogar offen) sein.

Komplexer und zumindest zum Teil auch von theorieinspirierten Entscheidungen beeinflusst ist die Frage der Mehrfachklassifizierung eines Lexems. In Nominalklassensprachen nimmt man, wie in Abschnitt 2.1 ab S. 4 besprochen, meist Lexikalisierung mitsamt der Klassenzuweisung an. Falls sich Klassenmotion findet, wird diese dann als lexikalische De-

<sup>53</sup> Dies mag für die faktische Beschreibung des einzelnen Beispiels eher irrelevant sein, macht aber einen grossen Unterschied, wenn die Betrachtung auf sprachübergreifende Eigenschaften von Nominalklassensystemen gerichtet ist. Noch viel gravierender ist dies für die Beschreibung der einzelnen Klassifikatortypen, die durch die jeweilige Mitberücksichtigung einer der zahlreichen Konstruktionen von ‘multiple classifier’-Systemen möglicherweise erheblich verzerrt wird (Vgl. Seifart 2009: 374–377)

<sup>54</sup> Dieses Kriterium wird allerdings durch die mittlerweile deutlich häufiger nachgewiesenen einfachen Klassifikatorensysteme mit gebundenen Morphemen sowieso in Frage gestellt.

Tabelle 1: Eigenschaften von Nominalklassen- und Klassifikatorensystemen

Genera/Nominalklassen	Klassifikatoren
Eher kleine Anzahl Klassen	Gewöhnlich eine beträchtliche Anzahl Klassen
Alle Nomina sind klassifiziert	Oft bleibt ein Teil der Nomina unklassifiziert
Die meisten Nomina gehören nur zu einer Klasse	Viele Nomina kommen mit mehr als einem Klassifikator vor
Immer ein geschlossenes grammatisches System	(Keine explizite Aussage)
Markierungen oft mit Numerus, Kasus oder Definitheit kombiniert	(Keine explizite Aussage)
Als Affixe, Enklitika oder selbständige Wörter codiert	Immer selbständige Wörter
Markierung nie ausschliesslich innerhalb des Nomens	Nie Markierung ausserhalb der Nominalphrase
Wenig Variation zwischen Sprechern oder Registern	Häufig Unterschiede zwischen Registern
Typisch für stark agglutinierende und flektierende Sprachen	Typisch für isolierende Sprachen

riation verstanden. Auf der anderen Seite wird für Klassifikatorensprachen oft ein unter-spezifiziertes Lexikon und eine rein syntaktische Klassifikation angenommen. Auch diese Unterscheidung wird allerdings dadurch relativiert, dass durchaus auch in stark lexikalisierten Nominalklassensprachen unterspezifizierte Lexikoneinträge mit informativer Kongruenz vorkommen, und dass umgekehrt auch die Kombinationen mit Klassifikatoren meist deutlich konventionalisiert sind und sich die produktive Variation auf eine Teilmenge der Lexeme und Klassifikatoren beschränkt. Wie sehr die Mittel der nominalen Klassifikation produktiv zum Ausdruck neuer Konzepte genutzt werden können,<sup>55</sup> hängt direkt zunächst nur davon ab, ob das System über genügend nützliche Kontraste verfügt. Dies ist umso eher gegeben, je grösser ein System und je transparenter seine Semantik ist. In dieser Hinsicht sind Sprachen wie das Miraña genauso extrem wie z. B. diejenigen mit grossen Numeral-klassifikatorensystemen, obwohl die Beschreibung als lexikalische Derivation für das Miraña klar die naheliegendere ist (vgl. Seifart 2009: 373f., 379–380).

Die Beobachtung, dass Nominalklassen, aber nicht Klassifikatoren häufig mit anderen Kategorien kombiniert sind,<sup>56</sup> ist ebenfalls insofern zu relativieren, als die ungleiche Verteilung von affigierten und selbständigen Ausdrucksmitteln die unterschiedliche Analyse oft

<sup>55</sup> Das gilt ungeachtet der Entscheidung im Einzelfall sowohl für die lexikalische als auch für die syntaktische Motion. Dass diese Entscheidung oft relativ schwer fällt, ist in meinen Augen durchaus als Argument für linguistische Modelle zu werten, die ohne strikte Trennung von Lexikon und Grammatik auskommen (s. zum für eine Übersicht Croft und Cruse 2004).

<sup>56</sup> Hier verhält sich z. B. das Miraña durchaus wie eine Klassifikatorsprache, denn der einzige Teil des Klassenparadigmas, der Portmanteaumorpheme mit Numerus enthält, sind die vermutlich auf ein älteres System zurückgehenden GCMs.

vorgibt. Solange die Klassifikatoren selbständige Wörter sind, lassen sich Interaktionen mit anderen Kategorien zwanglos als Distributionsbeschränkungen formulieren, was bei den gebundenen Morphemen seltener möglich ist.<sup>57</sup> Die Kategorien, mit denen die verschiedenen Arten der nominalen Klassifikation entweder in den formalen Mitteln oder durch Distributionsregularitäten interagieren, sind im Wesentlichen ähnlich. In erster Linie sind das Numerus und Definit- oder Individuiertheit. Seltener und abhängig von der spezifischen Konstellation (Geschichte des Systems, Art der beteiligten Konstruktionen) auch Kasus, Possession, sowie Person und andere verbale Kategorien.

Da also die fortschreitende Analyse der wachsenden Datenbasis zu verschiedensten Arten der nominalen Klassifikation gezeigt hat, dass deren Eigenschaften zwar sicher nicht völlig gleichmässig und zufällig, aber doch grundsätzlich unabhängig davon, ob die Klassifikation durch Kongruenz markiert wird, variieren können, hat sich in jüngerer Zeit die Ansicht etabliert, dass die typologische Beschreibung sich von den morphosyntaktisch definierten Typen lösen sollte. Statt grobe Typen anhand weniger Kriterien möglichst kategorisch abzugrenzen, kann die Variationsbreite des Phänomens durch die Berücksichtigung der einzelnen, *a priori* nicht unbedingt korrelierten Parameter besser sichtbar gemacht werden. Dies wiederum ermöglicht die Identifikation von klarer definierten, kleineren Typen, die gehäuft auftretende charakteristische Kombinationen einzelner Eigenschaften repräsentieren.<sup>58</sup>

Die Überlegungen der letzten Absätze unterminieren nun aber die Definition des Gesamtphänomens, denn sie zeigen nicht nur auf, dass das Phänomen der Nominalklassen durch Einbezug von ‘multiple classifier’-Systemen an Umfang und Variabilität gewinnt, sondern auch, dass eigentlich alle Unterschiede zwischen Nominalklassen und Klassifikatoren neben der Kongruenz besser als diese Grenze überspannende Parameter gefasst werden sollten. Dann wäre aber eine Definition der nominalen Klassifikation als Ganzes einer Definition von Genus/Nominalklasse, wie sie oben in Abschnitt 2.1, S. 4 versucht wurde, vorzuziehen.

Dass die schlichte Frage, ob ein System Kongruenz zeigt oder nicht, mitunter wenig zur adäquaten Einordnung beitragen kann, macht auch eine andere Gruppe von Sprachen deutlich. Unter die Rubrik “multiple classifier languages” fallen bei Aikhenvald 2000: 206–216 nicht nur die von Grinevald und Seifart 2004 als Nominalklassensysteme aufgefassten amazonischen Beispiele, sondern auch zahlreiche der sehr typischen Numeralklassifikatorsprachen Südostasiens. Diese verwenden ihre Klassifikatoren nämlich sehr häufig nicht nur mit Zahlwörtern, sondern auch mit Demonstrativpronomina, sowie seltener mit Adjektiven und als Nominalklassifikatoren (Bsp. 16, Aikhenvald 2000: 213f.). In Konstruktionen mit der beschränkten Gruppe von Adjektiven mit Klassifikator und Demonstrativa wird er wiederholt (Bsp. 16a), aber nicht in der Konstruktion mit einem Zahlwort und einem Demonstrativum (Bsp. 16b). Nominalklassifikatoren schliesslich sind optional und dienen der Differenzierung des Wortschatzes (Bsp. 16c).

- (16) a. *rôm khan*                      *sǐ-khǎw khan*                      *jàj khan*  
          umbrella CL:LONG.HANDLED green              CL:LONG.HANDLED big CL:LONG.HANDLED

<sup>57</sup> Ausserdem spielt hier natürlich auch mit, dass die engere Gebundenheit ein tendenziell höheres Alter impliziert und damit die Wahrscheinlichkeit steigt, dass ursprünglich separate Zeichen verschmolzen sind.

<sup>58</sup> S. dazu besonders die Vorschläge zu einer multidimensionalen Typologie der nominalen Klassifikation bei Seifart 2009, die Anordnung nach verschiedenem Grad der Grammatikalisierung bei Grinevald 2000, 2002, und Grinevald und Seifart 2004, sowie die Ausführungen zu übergreifenden, funktionalen Aspekten bei Contini-Morava und Kilarski 2013.

- níi*  
this  
'this big green umbrella'
- b. *rôm sǎam khan níi*  
umbrella three CL:LONG.HANDLED this  
'these three umbrellas'
- c. i. *bay-phluu*  
CL:LEAF-betel  
'betel leaf'
- ii. *tôn-phluu*  
CL:VINE-betel  
'betel vine'

Es kann nicht sinnvoll sein, solche Systeme als grundsätzlich verschieden von Numeral-klassifikatoren, die nicht auch in andern Konstruktionen vorkommen, aufzufassen, denn die Numeral-konstruktion ist in diesen Fällen oft sehr deutlich der Ausgangspunkt für eine spätere Extension.<sup>59</sup> Andererseits ist aber auch eine kategorische Abgrenzung gegen die amazonischen Systeme unbefriedigend, denn in beiden Fällen ist das klassifizierende Morphem mehrmals gesetzt.<sup>60</sup>

Wie könnte aber eine Definition aussehen, die das gesamte Spektrum der nominalen Klassifikation umfasst und das Ausmass und die Art der Kongruenz nur als einen einer ganzen Reihe von Parametern begreift? Von Hocketts (1958: 231) "Genders are classes of nouns reflected in the behaviour of associated words" bleiben nur "classes of nouns", wenn "reflected in the behaviour of associated words" gestrichen wird, was offensichtlich nicht wirklich hilfreich ist, denn "classes of nouns" lassen sich auf beliebige Weise nach beliebigen Kriterien bilden. Was also grenzt Klassifikatorensysteme (zusammen mit Nominalklassen) von beliebigen anderen Gruppierungen ab? Aikhenvald 2000: 13 zitiert, offensichtlich zustimmend, die Definition von Allan 1977: 285: "classifiers are defined on two criteria: (a) they occur as morphemes in surface structures under specifiable conditions; (b) they have meaning, in the sense that a classifier denotes some salient perceived or imputed characteristic of the entity to which an associated noun refers (or may refer)." Die Formulierung mit der Bedeutung der Klassifikatoren, die auf einer Charakteristik "of the entity" und nicht 'of the noun' beruhe, dient ihm der Abgrenzung gegen die klassischen europäischen Genusssysteme<sup>61</sup> und greift die Beobachtung auf, dass Klassifikatoren tendenziell eher Referenten, aber Genus-systeme eher Lexeme klassifizieren. Der Abgrenzung der nominalen Klassifikation gegen aussen dienen also die anderen Elemente der Definition, die "specifiable conditions" und,

<sup>59</sup> Diese Extensionen unterliegen meistens gewissen Restriktionen, oder sind optionaler als die Verwendungen mit dem Zahlwort. Auffällig ist z. B. auch der Umstand, dass die Klassifikatoren im Thai nach dem Zahlwort, aber vor dem Demonstrativum, Adjektiv und Nomen stehen.

<sup>60</sup> Dass sich Thai und Miraña aufgrund der verschiedenen historischen Entwicklung der Klassifikation und ihrem sehr unterschiedlichen morphosyntaktischen Profil durchaus in mehreren Parametern deutlich unterscheiden, ist zwar für eine multidimensionale Typologie sehr interessant, aber diese Unterschiede sind zur Abgrenzung zwischen zwei grossen Kategorien (Klassifikatoren vs. Nominalklassen) wenig geeignet. Zum ins Auge springenden Unterschied, dass im Thai nicht Affixe, sondern freie Formen vorliegen, s. gleich unten in den folgenden Absätzen.

<sup>61</sup> Diese beschreibt er als weitgehend bedeutungslos, zählt dafür aber die grösseren und semantisch motivierteren Nominalklassensysteme als "concordial classifiers" unter die Klassifikatoren (Allan 1977: 290f., 286).

dass auf die Entität, dessen Charakteristik der Klassifikator aufnimmt, durch “an associated noun” referiert werde. Die weitere Diskussion bei Aikhenvald 2000: 1–16 konzentriert sich dann stark auf die Abgrenzung gegen die Nominalklassen. Die Bemerkungen zur Differenzierung von nicht als nominale Klassifikation zu wertenden Phänomenen illustrieren im Wesentlichen Allans Definition von den spezifizierbaren Bedingungen: Klassifikatoren treten systematisch in festgelegten Konstruktionen auf, wobei die Wahl des klassifizierenden Morphems vom (potentiellen) Referenten eines assoziierten Nomens abhängt.

In dieser Formulierung beginnt die Definition nun aber auffällig derjenigen Hocketts für Genera/Nominalklassen zu gleichen, und auch die klassisch gewordene Definition der Kongruenz von Steele 1978: 610 enthält dieselben wichtigen Elemente: “The term agreement commonly refers to some systematic covariance between a semantic or formal property of one element and a formal property of another.” Der entscheidende Punkt dieser Definitionen ist die Notion der Kovarianz zweier Elemente bei der Definition der Kongruenz bzw. speziell für die nominale Klassifikation die Beeinflussung einer Konstruktion durch ein assoziiertes Nomen. Diesen Kriterien entsprechen nun aber nicht nur Genera und Nominalklassen, sondern im Prinzip auch die (meisten) Klassifikatorensysteme, denn auch hier kann von Kovarianz gesprochen werden, wenn z. B. die Konstruktion mit einem Zahlwort einen Klassifikator erfordert, dessen Form von Eigenschaften des assoziierten Nomens (oder dessen Referenten) determiniert wird. Geeignet ist hier auch Corbetts (2006: 1f.) Begriff der “displaced information”: Ein Klassifikator codiert Information, die nicht eigentlich zu derjenigen Konstruktion gehört, in der der Klassifikator realisiert ist, sondern von ausserhalb dieser Konstruktion stammt. Aufgrund dieser Definitionen schlage ich deshalb vor, die Unterscheidung zwischen ‘kongruierenden’ Nominalklassen und ‘nicht kongruierenden’ Klassifikatoren nicht nur zu relativieren,<sup>62</sup> sondern überhaupt fallen zu lassen. Dies ermöglicht es, die nominale Klassifikation als ein grosses Feld von möglichen Systemen anzusehen, das im Sinne der multidimensionalen Typologie durch eine Reihe von interagierenden und unabhängigen Parametern strukturiert ist. Das Ausmass und die Art der Kongruenz spielen darin natürlich weiterhin eine nicht unbedeutende Rolle, aber da die An- oder Abwesenheit von Kongruenz als primäres Unterscheidungskriterium entfällt, werden auch zahlreiche eher arbiträre Einzelentscheidungen überflüssig und es kann nicht mehr passieren, dass sich Sprachen mit überraschenden Kombinationen von Eigenschaften auf der ‘falschen’ Seite der Dichotomie wiederfinden.

Natürlich wirft diese Ansicht eine Reihe von Fragen und möglichen Einwänden auf, und es gibt durchaus gute faktische und vor allem wissenschaftshistorische Gründe, wieso sie in dieser Form meines Wissens bisher nicht vertreten wurde. Der wohl augenfälligste und bei der Herausbildung der heute üblichen Ansichten entscheidend beteiligte Faktor sind Unterschiede bei den formalen Mitteln, die die Klassifikation realisieren. Als die am längsten breit bekannten und am gründlichsten studierten Systeme hatten die südostasiatischen Numeralklassifikatoren und die Genusssprachen indogermanischer oder semitischer Art, die in verschiedener Hinsicht extreme Kombinationen von Eigenschaften zeigen, einen prägenden Einfluss auf die Typologie der nominalen Klassifikation. Es überrascht nicht, dass zwischen den relativ deutlich flexivischen, gebundenen, mit Kasus und Numerus fusionierten

---

<sup>62</sup> Diese Dichotomie ist z. B. auch in Seifart 2009: 366 und Contini-Morava und Kilarski 2013: 266f. vorausgesetzt, auch wenn diese Arbeiten stark auf die funktionalen Gemeinsamkeiten des Gesamtphänomens der nominalen Klassifikation fokussieren und unter anderem das Ziel verfolgen, die morphosyntaktisch motivierte Typisierung zugunsten einer funktional motivierten in den Hintergrund treten zu lassen.

und in zahlreichen Konstruktionen wiederholten Affixen des Indogermanischen und den selbständigen, (fast) nur in einer Konstruktion auftretenden Klassifikatoren zunächst wenig Gemeinsamkeiten gesehen wurden. Ausserdem wird je nach theoretischen Prämissen eine engere Definition von Kongruenz bevorzugt, die mit einer scharfen Trennung von Syntax und Morphologie (und allenfalls auch Derivation und Flexion) vereinbar wäre. Das impliziert auch Corbett 1991: 137: “Languages of the isolating type by definition do not have agreement systems and so do not have gender systems”, d. h. Kongruenz erfordert gebundene Morpheme (vgl. das letzte Kriterium in Tabelle 1, S. 23). Und Aikhenvald 2000: 15 definiert Kongruenz trotz aller Relativierungen im weiteren Verlauf ihrer Untersuchungen zunächst in diesem Sinn: “Categories which involve agreement are ‘syntactic’ (or ‘inflectional’) in nature.” Die Abgrenzung basiert also in erster Linie auf einem Parameter, dem Ausmass der Gebundenheit der beteiligten Morpheme. Dieser Parameter hat sich aber als innerhalb der Klassifikatorentypen weit variierend herausgestellt und umgekehrt finden sich auch ‘Wiederholungen’ freier Morpheme (wie im Thai).<sup>63</sup>

Hier erweist sich der auf seinem Konzept des ‘canonical agreement’ aufgebaute Ansatz von Corbett 2006: 8–27 als weitaus nützlicher. Statt eine erste enge Grenze zu ziehen, beginnt er mit der Betrachtung von deutlichen, kanonischen Beispielen und lockert dann die einzelnen beobachteten definierenden Kriterien in verschiedene Richtungen. Auf diesem Kontinuum lassen sich die Mittel der nominalen Klassifikation zwanglos anordnen, denn z. B. die Gebundenheit der Form ist zwar kanonisch, aber nicht für die Definition erforderlich. Als Beispiel für die nicht kanonische Kongruenz zitiert er die am Adjektiv wiederholten freien Klassifikatoren des Ngan’gityemmerri (vgl. Abschnitt 2.5, S. 16) und er schlägt vor, den “additional classifier ‘slot’ in the noun phrase which is made available by the presence of the qualifying element” als die kongruierende Form zu beschreiben. Auch hinsichtlich weiterer Kriterien der kanonischen Kongruenz werden die altbekannten Haupttypen als Ballungen von Parameterkombinationen sichtbar. Corbetts (2006: 26f.) erstes zusammenfassendes Prinzip (“Canonical agreement is redundant rather than informative”) schlägt sich in Dixons Liste (Tabelle 1, S. 23) als die Opposition von Mehrfachklassifizierung als Ausnahme- oder Regelfall nieder. Das zweite (“Canonical agreement is syntactically simple”) wiederum umfasst die registerbedingte Variation und andere systematische Inkonsistenzen der Realisierung. Neben den unter beiden Aspekten jeweils kanonischen oder unkanonischen Typen bezeugen jetzt aber die ‘multiple classifier’-Systeme auch Fälle mit relativ kanonischen, affigierten Ausdrucksmitteln und syntaktisch einfacher Kongruenz, aber durch die Grösse und Transparenz der Systeme und ihre Produktivität zur Erweiterung des Lexikons bedingter hoher Informativität.

Ein weiterer Aspekt, der die prototypisch entgegengesetzten Systeme voneinander abhebt, reflektiert ebenfalls das Prinzip, dass kanonische Kongruenz redundant ist. Allan 1977: 285 schreibt in seiner Definition bewusst “... a classifier denotes some salient perceived or imputed characteristic of the entity to which an associated noun refers ...”, was betont, dass in den von ihm zusammengefassten Phänomenen in erheblichem Ausmass die Referenten direkt die Klassifikation bestimmen, ohne dass eine lexikalische Spezifizierung erforderlich wäre, wie das in Nominalklassensystemen mit einer formalen Komponente bei der Klassenzuweisung zwingend der Fall ist. Das hohe Mass an Redundanz in klassischen Genussprachen geht in

---

<sup>63</sup> Die Definition als flexivisch wird sogar schon problematisch, wenn sie sich mit der Omnipräsenz von Motionsbildungen auch in Systemen mit gebundenen, wiederholten Morphemen konfrontiert sieht.

erster Linie auf das Konto der häufigen Markierung am Auslöser selbst und der Robustheit einer in zahlreichen Konstruktionen markierten Kongruenz, was die Lexikalisierung und formale Zuweisungskriterien begünstigt. Dies führt zu deutlich asymmetrischer und damit kanonischer Kongruenz (Corbett 2006: 11, 19–21, 23–26). In typischen Klassifikatorensystemen ist die Kongruenz nur minimal (idealerweise in einer Konstruktion) markiert und overte Markierung am Auslöser ist definitorisch im Wesentlichen ausgeschlossen.<sup>64</sup> Dementsprechend ist nicht redundante, sondern informative Kongruenz in typischen Klassifikatorsprachen der Regelfall. Wie oben wiederholt dargelegt, ist die Redundanz der Kongruenz aber auch in den insgesamt wenig informativen Systemen im Detail häufig durchbrochen. Bezeichnenderweise verhalten sich pronominale Genussysteme, die traditionell relativ einmütig als Nominalklassen analysiert werden, in dieser Hinsicht genau wie typische Klassifikatorensysteme. Auch hier ist die Kongruenz nur minimal ausgeprägt und eine overte Markierung fehlt. Entsprechend sind die informativen Fälle auch hier häufig, und wenn die semantische Basis klar genug ist, wird eine lexikalische Spezifizierung zusätzlich zu den direkt beobachteten Eigenschaften der Referenten oft entbehrlich. Auch hier bewährt sich der multidimensionale Ansatz und führt zur Etablierung zahlreicherer, aber dafür intern homogenerer Gruppen, die anhand ihrer jeweiligen gemeinsamen Eigenschaften angeordnet werden können.

Die traditionellen, morphosyntaktisch durch ihr Vorkommen in einer bestimmten Konstruktion definierten Klassifikatortypen fügen sich grösstenteils leicht in dieses durch (mehr oder weniger kanonische) Kongruenz definierte Gesamtbild. Sie entsprechen jeweils einer der möglichen kongruenzmarkierenden Konstruktionen der Genus- und Nominalklassensprachen. Vergleicht man die beiden Inventare, ergeben sich aber auch einige interessante Unterschiede. Den drei Arten von Klassifikatoren in Possessivkonstruktionen entsprechen nur zwei Möglichkeiten der Kongruenz. Bei den Possessum- und den Possessorklassifikatoren wird wie bei anderen Klassifikatoren und Nominalklassen ein nominales Element oder dessen Referent klassifiziert. Beide Arten der Kongruenz finden sich auch bei Nominalklassen, manchmal sogar in der gleichen Konstruktion wie in Bsp. 17.

(17) Shona (Bantu, Corbett 1991: 108)

*imbwa na-vana v-a-dz-o*  
 dogs and-young 2-ASSOCIATIVE-10-their  
 ‘the dogs and their pups’

Dagegen gibt es kein Pendant in Nominalklassen zu den relationalen Klassifikatoren, die nicht primär Eigenschaften von Possessum und Possessor, sondern die Art der Possessivrelation klassifizieren. Sie können also als elaborierte Varianten der Opposition von alienabler und inalienabler Possession, mit der sie auch häufig interagieren, beschrieben werden. Insofern als in diesem Fall nicht ein nominales Element klassifiziert ist, und die Art der Relation innerhalb der Possessivkonstruktion codiert und somit nicht disloziert ist, sind diese Kontraste nicht Teil des Phänomens der nominalen Klassifikation im eigentlichen Sinn. Allerdings interagieren relationale Klassifikatoren und auch Alienabilitätskontraste eng mit dieser, weil Eigenschaften von Possessor und Possessum und Arten der possessiven Relation

<sup>64</sup> Die Markierung am Auslöser ist zwar nicht *a priori* eine Bedingung für formale Zuweisungskriterien, da auch eine phonologisch beschreibbare Regularität ohne Bezug zur Morphologie existieren könnte, aber faktisch scheint das nicht in signifikantem Ausmass der Fall zu sein.

sich häufig gegenseitig implizieren. Die beiden Phänomene überlappen in den Fällen, wo ein Alienabilitätskontrast lexikalische Bedingungen enthält, oder wo Possessum- oder Possessor-klassifikatoren damit in einem System kombiniert sind (vgl. Aikhenvald 2000: 139–146, 257–259). In dem Mass, in dem die Eigenschaften des Nomens oder seines Referenten in der Possessivkonstruktion markiert sind, kann auch wieder von dislozierter Information gesprochen werden und beide Kriterien für nominale Klassifikation sind gegeben: Klassifizierung von Nomina und ihren Referenten, sowie Markierung durch mehr oder weniger kanonische Kongruenz. Ähnliche Effekte können auch bei Verbalklassifikatoren und klassifikatorischen Verben auftreten. Meist beziehen sich diese auf Eigenschaften eines Arguments und klassifizieren daher Nominales, aber auch hier sind Eigenschaften der Argumente und solche der Verbalhandlung selbst eng verzahnt und es ergeben sich Übergänge, z. B. zwischen in ihrer räumlichen Position klassifizierten Argumenten und verbalen Aktionsarten (Aikhenvald 2000: 158f.). Entsprechend gibt es bei auf das Verb beschränkten Systemen neben solchen mit ähnlichem semantischem Profil wie Numeral- oder Nominalklassifikatoren, die häufig offensichtlich aus inkorporierten, generischen Nomina grammatikalisiert sind, auch andere, die auf den sonst weniger prominenten Distinktionen der räumlichen Positionierung (im Gegensatz zur inhärenten Form) oder der Funktionalität aufgebaut sind und bei denen öfter Verben am Anfang der Grammatikalisierungskette stehen.

Ebenfalls kein auf den ersten Blick ersichtliches Pendant unter den Kongruenzumgebungen der Nominalklassen haben die Nominalklassifikatoren und es fragt sich, ob sie somit durch die Definition ausgeschlossen sein müssten, weil nicht von Kongruenz gesprochen werden kann, solange die klassifizierenden Morpheme nur innerhalb des Nomens stehen. Eine etwas genauere Betrachtung dieser Frage kann verschiedene Aspekte der Grammatikalisierungspfade, die zu Nominalklassifikatoren und Nominalklassen führen, deutlicher machen. Am wenigsten grammatikalisiert und unkontrovers nicht der nominalen Klassifikation zuzurechnen sind im Lexikon produktive Klassenbegriffe (Komposita oder auch Affixe) wie engl. *berry* in *straw-berry*, *black-berry* usw. oder appositive Paarungen von generischen und spezifischen Begriffen, wie sie in wohl jeder Sprache mehr oder weniger häufig vorkommen. Von Nominalklassifikatoren spricht man gewöhnlich, sobald sich die Verwendung in explizite Regeln fassen lässt und nicht nur einzelne Ausschnitte des Wortschatzes betroffen sind (vgl. Aikhenvald 2000: 84–87 und Abschnitt 2.5, ab S. 15). In den sehr klaren Fällen bedeutet das oft, dass die Nominalklassifikatoren auch in anaphorischer Funktion oder (zumindest bedingt) auch an Modifikatoren verwendet werden. Dann liegen nicht mehr Nominalklassifikatoren im engsten Sinn vor, da die Markierung sich auch ausserhalb des Nomens findet, und diese Fälle genügen deswegen auch deutlich dem Kriterium der dislozierten Information. Nicht ganz so klar liegt die Situation, wenn die Setzung eines ausschliesslich am Nomen stehenden Klassifikators z. B. von der Definitheit abhängt. Verschiedene theoretische Einstellungen mögen hier zu verschiedenen Analysen gelangen, aber die in meinen Augen einfachste Beschreibung ist, dass in solchen Fällen eine Konstruktion vorliegt, die die konditionierende Kategorie ausdrückt und einen ‘slot’ für den Klassifikator enthält. Der einzige Unterschied zu unkontroversen Beispielen von Nominalklassifikatoren an bestimmten Artikeln und ähnlichem wäre dann, dass der ‘Artikel’ (d.h. die Definitheit ausdrückende Konstruktion) suppletive Formen verwendet. Eine solche Umformulierung der expliziten Okkurrenzregeln als die Bedingung codierende Konstruktionen ist in den meisten Fällen möglich, so dass die hier vorgeschlagene und die traditionelle Definition in der Begrenzung der nominalen Klassifikation weitgehend übereinstimmen.



Interessant ist in dieser Hinsicht auch die Beschreibung der Generika des Arrernte (Zentralaustralien) bei Wilkins 2000 (vgl. S. 15, Fn. 44). Arrernte hat ein relativ schwach grammatikalisches System von Generika, die alle auch ausserhalb der klassifizierenden Konstruktion als gewöhnliche Nomina verwendet werden. Der Wortschatz ist nicht erschöpfend unter die Generika aufgeteilt und klassifiziert werden in erster Linie die Referenten, nicht die Lexeme.<sup>65</sup> Wilkins analysiert das Arrernte als Sprache mit “classifier constructions without having a dedicated set of classifiers”, d. h. es verfügt über eine besondere Konstruktion, die aus einem generischen und einem spezifischen Substantiv besteht und der Wilkins die klassifizierende Funktion zuschreibt. Das generische Substantiv hingegen behält seine klassifizierende Lesart erst in dieser Konstruktion, während es ausserhalb derselben als gewöhnliches Substantiv funktioniert. Sogar im wenig grammatikalisierten Stadium lässt sich also eine Konstruktion mit einem ‘slot’ für einen Klassifikator beobachten, noch bevor die darin verwendeten Generika selbst deutliche Anzeichen der Grammatikalisierung (phonologische Erosion oder abstraktere, klassifizierende Bedeutung) zeigen würden. Ob allerdings eine solche appositive Konstruktion tatsächlich als genügend disloziert und daher als kongruierend angesehen werden soll, muss vorläufig offenbleiben.<sup>66</sup> Möglicherweise ergibt sich also eine gewisse Anzahl von Beispielen, die traditionell als Nominalklassifikatoren angesehen werden, aber der hier vorgeschlagenen Definition nicht genügen. Allerdings scheinen diese relativ selten zu sein, denn bei näherer Betrachtung werden in den meisten Fällen auch Verwendungen sichtbar, bei denen die Analyse als Kongruenz zumindest vertretbar ist.<sup>67</sup>

Ungeachtet dessen, ob Nominalklassifikatoren auch als kongruierend angesehen werden können, gibt es ein sehr klares Pendant dazu in Nominalklassensystemen. Dies ist nicht eine der Kongruenzkonstruktionen, sondern die Markierung am kongruenzauslösenden Substantiv selbst. Nominalklassifikatoren und overte Genusmarker besetzen identische morphosyntaktische Positionen und beide sind häufig ein wichtiges Mittel zur Expansion des Lexikons und zur Nominalisierung. Die gebundenen Nominalklassenmarker (die am meisten grammatikalisierte Gruppe, vgl. Abschnitt 2.5, S. 16) des Ngan’gityemerri z. B. können Konstituenten oder sogar ganze Sätze nominalisieren (Bsp. 18, Reid 1997: 209).

- (18) a. *wa=[de-pi kerre]*  
 MALE=body-head big  
 ‘the boss’ (big-headed man)
- b. *wa=[deme-Ø-pi-yiri-tye-yedi]*  
 MALE=3SGS:AUX-3SGO-head-numb-PAST-3SGS:go  
 ‘The man who used to be shy’

<sup>65</sup> Vgl. den sehr anschaulichen Vergleich der Bedeutung entsprechender Paarungen im Arrernte und in den stärker grammatikalisierten Systemen des Yidiny und Yir-Yoront (Nordaustralien) bei Wilkins 2000: 177–179: Im Yir-Yoront genügt es zu wissen, dass ein Känguru ein Känguru ist, um es mit *minh* ‘animal’ zu klassifizieren. Im Yidiny ist für die Klassifikation mit *miny* ‘edible animal’ zusätzlich erforderlich, dass der Referent auch die Voraussetzungen (etwa ausreichende Grösse) erfüllt, um als Jagdobjekt zu qualifizieren. Im Arrernte schliesslich genügt auch das nicht, denn das Tier wird erst als *kere* ‘game animal, meat’ klassifiziert, wenn es im Kontext der aktuellen Äusserung in seiner Rolle als Fleischlieferant konzeptualisiert ist.

<sup>66</sup> Corbetts 2006: 68f. Beispiel für “agreement with itself” ist sehr anders gelagert, und daher hier als Parallele wohl nicht geeignet.

<sup>67</sup> So finden sich etwa auch im Arrernte, obwohl dessen System nur schwach grammatikalisiert ist, trotzdem “cases where generic nouns ... act anaphorically to refer back to a specifically mentioned entity” (Wilkins 2000: 151).

Besonders über die anaphorische Verwendung sind Nominalklassifikatoren auch eine Hauptquelle für weiter grammatikalisierte Nominalklassen (vgl. Abschnitt 2.5, ab S. 16), wobei die overte Nominalklassenmarkierung den Nominalklassifikator selbst und die Kongruenzzeichen seine anaphorische Wiederholung fortsetzen. Hierbei ist wichtig zu beachten, dass je nach Situation verschiedene Arten von klassifizierenden pronominalen Elementen entstehen können, die in der Literatur häufig zu wenig klar auseinandergehalten werden. Entweder kann der Klassifikator selbst als anaphorisches Pronomen verwendet sein, was zu suppletiven Pronominalparadigmen und aus Pronomina grammatikalisierten Kongruenzzeichen (besonders am Verb) führt, oder aber der Klassifikator wird an Modifikatoren als Generikum wiederholt, wodurch neben kongruierenden Adjektiven auch kongruierende Demonstrativ- und Relativpronomina entstehen können. In diesen Fällen ist das Pronomen dann (zumindest zunächst) als pronominales Element plus Klassenzeichen analysierbar (vgl. Aikhenvald 2000: 392–398, mit weiterführender Literatur).<sup>68</sup>

Die letzte auffällige Diskrepanz zwischen den Inventaren von Kongruenzkonstruktionen und von Klassifikatortypen ist das ‘Fehlen’ eines ‘Adjektivklassifikators’. Offenbar wurde dieses Konzept niemals benötigt, denn es gibt, soweit ich weiss, keine Sprachen, die eine nominale Klassifikation nur am Adjektiv markieren, aber nicht auch zumindest entweder an Pronomina, oder an Verben, oder am Nomen selbst, usw. Klassifizierte Adjektive sind also offensichtlich immer als unkontrovers einer Kongruenzkategorie zuzurechnen interpretiert worden. Für die hier vorgeschlagene Definition der nominalen Klassifikation als durch (unterschiedlich kanonische) Kongruenz realisiertes Phänomen illustrativ ist der Sprachgebrauch, wie er z. B. begegnet, wenn in Aikhenvald 2000 von der Verwendung von Klassifikatoren mit Adjektiven in ‘multiple classifier’-Sprachen die Rede ist. Auch wenn sie die Nähe der Phänomene immer wieder betont, versucht sie, die Beschreibung dieser Systeme möglichst eng an diejenige von nur einmal realisierten Klassifikatoren anzulehnen, und vermeidet an sich Begriffe wie ‘agreement’ oder ‘noun class’. Trotzdem bezeichnet sie die Verwendung mit Adjektiven immer als ‘(noun class) agreement’, während sie für die anderen Umgebungen und die Morpheme selbst den Begriff ‘classifier’ bevorzugt.<sup>69</sup> Ganz vermieden ist ‘agreement’ nur dann, wenn die wiederholten Morpheme nicht gebunden sind, wie etwa die Klassifikatoren im Thai.<sup>70</sup> Das Postulat einer Dichotomie innerhalb der nominalen Klassifikation führt offensichtlich zu erheblicher begrifflicher Konfusion in den Grenzbereichen. Dass sie trotzdem aufrecht erhalten wird, ist nicht zuletzt in der Reluktanz, Kongruenz durch eine freie Form zu akzeptieren, begründet.

Der grösste Vorteil, Kongruenz nicht eng und durch das Zusammentreffen mehrerer restriktiver Bedingungen, sondern als breites Feld von mehr oder weniger kanonischen Fällen zu definieren, liegt darin, dass so direkt die verschiedenen, im Prinzip unabhängigen Parameter, die dieses Feld strukturieren, fokussiert werden können. Gleiches gilt auch für die nominale Klassifikation als Gesamtphänomen, wenn sie wie hier vorgeschlagen auf dieser Auffassung von Kongruenz aufgebaut definiert wird. Statt zweier Phänomene mit jeweils

<sup>68</sup> Dasselbe gilt für die durch Ausweitung der Verwendung von Numeralklassifikatoren entstandenen klassendifferenzierten Demonstrativa.

<sup>69</sup> Z. B. “Repeaters in Tariana ... are used to mark agreement on modifiers (noun classes), demonstratives (deictic classifiers), and verbs (verbal classifiers) as an alternative to non repeater classifiers” (223). Auch bei der Bezeichnung des Gesamtsystems schwankt sie verschiedentlich zwischen ‘noun classes’ und ‘(multiple) classifiers’.

<sup>70</sup> “... the use of a classifier with a numeral, ... with a demonstrative, and ... with an adjectival modifier” (213).

prototypischen Fällen und Eigenschaften neben mehr oder weniger problematischen Übergängen ein einziges anzunehmen, das sich mittels einer möglicherweise beträchtlichen Anzahl Parameter flexibel und detailliert strukturieren lässt, ermöglicht eine klarere Sicht auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der einzelnen Systeme. Einige wichtige dieser Parameter sind in diesem und dem vorangehenden Abschnitt wiederholt zur Sprache gekommen. Dazu gehören die natürlich nach wie vor relevanten formalen Kriterien der Realisierung der Klassenzeichen, also ob freie Formen oder Affixe vorliegen, ob die Markierung auch am Auslöser steht, wieviele und welche Konstruktionen kongruieren, und wie systematisch, transparent und homogen diese Realisierungen sind. Ebenso wie diese formalen Kriterien direkt aus dem übergeordneten Phänomen der Kongruenz bezogen, sind die mit dem Konzept der Redundanz zusammenhängenden funktionalen Parameter. Diese äussern sich etwa als unterschiedlich starke Lexikalisierung ganzer Systeme oder einzelner Teilbereiche, oder im Schwanken einzelner Konstruktionen zwischen syntaktischer und semantischer Kongruenz (vgl. Abschnitt 2.4, ab S. 11). Grundlage der Einzelercheinungen ist die Konkurrenz zwischen der Klassifikation von Referenten anhand momentaner, diskursrelevanter Eigenschaften und der Klassifikation von sprachlichen Strukturen (Nomina oder Lexemen) nach stabilen semantischen, oder formalen und lexikalischen (konventionellen) Kriterien. Ein grosser Teil der Variation zwischen und auch innerhalb der nominalen Klassifikationssysteme ist Ausdruck davon, dass diese beiden Prinzipien sowohl systematisch als auch situativ sehr verschieden gewichtet sind, aber nur selten eines davon allein ausschlaggebend ist. Genau so wie jedes Nominalklassensystem zumindest einen semantischen Kern aufweist, finden sich auch in flexiblen und vornehmlich Referenten klassifizierenden Systemen immer auch konventionalisierte Kombinationen. Nominale Klassifikationssysteme haben in der Regel sowohl kategorisierende, als auch referierende Funktionen, wenn auch in sehr unterschiedlichem Ausmass. Wie bei anderen kongruierenden Kategorien variieren bei der nominalen Klassifikation auch die Bedingungen, unter denen die Klassifikation obligatorisch, möglich oder ausgeschlossen ist. Diese fallen zum Teil unter die formalen Parameter, wenn z. B. die Realisierung der Klassen von lexikalischen oder morphologischen Voraussetzungen abhängt, aber häufig haben 'optionale' Klassenzeichen auch ausgeprägte Diskursfunktionen.

Weitere bereits angesprochene Parameter sind die Grösse und Offenheit eines Systems, seine semantische Organisation, sowie seine Produktivität. Soweit sie schon einigermaßen ausgearbeitet sind, lassen sich diese Parameter als Skalen wachsender Grammatikalisierung auffassen, weshalb die hier vorgeschlagene Darstellung nicht als Gegenmodell, sondern lediglich als Präzisierung der zusammenfassenden Grammatikalisierungsskala von "class terms/measure terms" über "classifiers" zu "noun classes/gender" (Grinevald 2002: 260, Grinevald und Seifart 2004: 261) zu verstehen ist. Auch wenn die Parameter sich nicht *a priori* gegenseitig bedingen, und somit die einzelnen Systeme und Teilsysteme in verschiedener Hinsicht verschieden stark grammatikalisiert sein können, geht die Entwicklung auf den einzelnen Skalen doch immer in dieselbe Richtung, weshalb Häufungen von Systemen mit relativ einheitlichen Kombinationen von Eigenschaften zu erwarten sind. Diese entsprechen häufig, aber nicht immer den etablierten Typen.

### 3 Asymmetrien des indogermanischen Genussystems und der sekundäre Charakter des femininen Genus

#### 3.1 Strukturelle Argumente im 19. Jahrhundert

Dass die vorliegende Arbeit die Frage nach der Entstehung des femininen Genus in der indogermanischen Sprachen zu klären versucht, aber nicht primär auf die Entstehung des indogermanischen Genussystems an sich abzielt, impliziert, dass diese Fragen als nicht unmittelbar aneinander gekoppelt aufgefasst sind. Sie setzt mit anderen Worten voraus, dass das System von Maskulin, Feminin und Neutrum nicht durch einen einzigen umfassenden Prozess zustande gekommen ist, sondern sich in mehreren, zeitlich möglicherweise relativ weit getrennten Schritten entwickelt hat. Die Gründe für diese Annahme sind in diesem und dem folgenden Abschnitt dargelegt. Forschungsgeschichtlich ist die Diskussion um Alter und Entstehung des Feminins seit der Entzifferung der hethitischen Texte eng mit den divergierenden Meinungen über die historische Interpretation der anatolischen Genussysteme verknüpft, so dass der Eindruck entstehen kann, das Postulat einer mehrstufigen Entwicklung des Dreigenussystems sei in erster Linie durch den anatolischen Befund gestützt. Dies ist nicht der Fall, sondern es ergeben sich eine Reihe von strukturellen Argumenten, die unabhängig von der Beurteilung des Anatolischen dafür sprechen, dass das feminine Genus eine jüngere Entwicklung darstellt. Deshalb versuche ich mich zunächst auf die Arbeiten zu konzentrieren, die ohne Kenntnis des Hethitischen entstanden sind, um so ein unverfälschtes Bild auf diejenigen Beobachtungen zu gewinnen, welche eine mehrstufige interne Rekonstruktion bereits unter Ausklammerung des Anatolischen fordern.

Die früheste mir bekannt gewordene, eindeutige Stellungnahme, dass das feminine Genus als relativ junge Entwicklung einzustufen sei, stammt von Georg Friedrich Grotefend (1838: 323): "... die europäischen Sprachen haben ursprünglich nicht so wohl ein männliches und weibliches, als ein persönliches und sächliches Geschlecht, von welchen das erstere sich erst ziemlich spät in ein männliches und weibliches theilte, da dann, wie man schon aus *er, sie, es* oder *der, die, das* als Antwort auf die Fragen *wer? was?* erkennt, der Plural des sächlichen Geschlechts zum Singular des weiblichen umgestaltet wurde." Eigentliche Argumente, warum man sich das genau so vorzustellen habe, oder wie das im Detail abgelaufen sein soll, liefert er in seiner kurzen Bemerkung allerdings nicht. Etwas aufschlussreicher sind die Äusserungen von August Schleicher (1863: 92-96, und 1871: 500-503), die sich allerdings explizit nur auf die "lautliche bezeichnung des genus" beziehen, und somit nur implizit auf die Kategorie Genus schliessen lassen. Dafür, "dass in einer älteren lebensperiode der indogermanischen ursprache das genus noch gar nicht zum lautlichen ausdrücke kam", führte er folgende Argumente an: 1. Das Genus wird in fast allen Kasus der konsonantischen, der *i*- und der *u*-Stämme lautlich gar nicht bezeichnet.<sup>71</sup> 2. Auch bei den thematischen und den *ā*-Stämmen, die vorwiegend Maskulina (oder Neutra) bzw. Feminina sind, finde sich – wenn auch seltener – durchaus auch das Umgekehrte (zB. lat. *collega* m. 'Amts-, Standesgenosse', gr. *νύος* f. 'Schwiegertochter').<sup>72</sup> Die Feminina auf *\*-ī-* hielt er für grundsätzlich jünger

<sup>71</sup> Mit "in fast allen casus" meint Schleicher wohl 'mit Ausnahme von Nom.-Akk. Sg. und Pl. neutrum'.

<sup>72</sup> Weitere Argumente für die fehlende Differenzierung zwischen thematischen und *ā*-Stämmen sind allerdings heute hinfällig, da sie auf der damals üblichen Auffassung der thematischen Stämme als *a*-Stämme und der *ā*-Stämme als gedehnter Varianten derselben beruhen. So rekonstruiert Schleicher z. B. den Abl. Sg. m./n. als *\*-ā-t* und sieht darin dieselbe Dehnung wie etwa im Nom. Sg. f. *\*-ā*. Umgekehrt zeigt für ihn der Instr.

als die Verwendung ihrer Ableitungsbasen für alle Genera.<sup>73</sup> Obwohl er alle Formen, die der Bezeichnung des femininen Genus am Adjektiv dienen, für jünger erklärt hat, fügt er aber hinzu, dass “gewisse stämme schon in der älteren zeit der sprache dem einen oder dem anderen genus fast ausschiesslich an gehören (z.b. die abstracta auf *ti-* dem femininum),” was “mit der function der selben” zusammenhänge und “also gar nicht hierher” gehöre (1871: 503). Das kann nur bedeuten, dass Schleicher das Genus für eine inhärente und von ihrem formalen Ausdruck unabhängige Eigenschaft des Substantivs hielt und nicht in erster Linie als in der Kongruenz von Substantiv und Adjektiv manifestiertes System sah. Ähnlich wie Schleicher argumentiert Friedrich Müller (1884: 526), der besonders auf die Verwandtschaftsnamen hinweist, die “keine Geschlechtszeichen an sich tragen”. Das Genus ist bei Wörtern wie ai. *mātar-* oder *svasar-* Teil der lexikalischen Bedeutung selbst und wird nicht etwa durch Ableitungsmorpheme (†*pitr-ī-*, †*bhrātr-ī-*) ausgedrückt. Als weiteres Argument dafür, dass “das Geschlecht eine erst später zur vollen Entwicklung gekommene Kategorie” sei, wertet er das Fehlen jeglicher Genusmarkierungen beim Verb. .

Überraschend wenig neues zur Struktur des Genusystems findet sich in den Arbeiten Karl Brugmanns (1889: 100-109, 1891: 530f. 1892: 100f., 429f. und 1897), obwohl diese als der eigentliche Auslöser der anhaltenden Diskussion um das feminine Genus gelten können. Er konzentriert sich fast ganz auf die Fragen der semantischen Motivation und der Etymologie der Motionssuffixe und bleibt in seiner Charakterisierung des kategoriellen Systems genauso vage, wie er sich auch zu den Details der Entwicklung der Kongruenz nicht festlegen will.<sup>74</sup> Zu beiden Punkten dezidiert äusserten sich hingegen einige der Forscher, die Brugmanns erste Abhandlung zwar wohlwollend aufnahmen, aber im Einzelnen doch kritisch hinterfragten. Hervorzuheben ist dabei zunächst ein kurzer Aufsatz von Benjamin I. Wheeler (1889: 390–392),<sup>75</sup> in dem er – meines Wissens als erster – vorgeschlagen hat, dass die Genusmarkierungen eher vom Pronomen als vom Nomen ausgingen. Diese Auffassung impliziert eindeutig, dass die Unterscheidung zwischen maskulinem und femininem Genus erst durch die Übertragung dieser Markierungen auf Adjektiv und Substantiv und die darauffolgende Regularisierung der Kongruenz entstanden wären. Zum gleichen Schluss kam einige Jahre später auch Rudolf Henning anlässlich seines Streifzugs durch die Genusmarkierungen ausereuropäischer Sprachen (1895: 402–419),<sup>76</sup> und auch Herrmann Jacobi präsentiert einen Entwurf, wie aus sexusmarkierten Pronomina das grammatische Geschlecht entstanden sein könnte (1897: 115–122). Von Belang ist an dieser Stelle nicht, wie genau sich diese Autoren den Übergang zum grammatischen Geschlecht vorstellen (vgl. dazu Abschnitt 5.2, S. 88),

---

Sg. f., den er als *\*-a-j-ā* auffasst, dass die “steigerung des stammauslautes” auch im Feminin nicht völlig durchgeführt sei (Vgl. Schleicher 1871: 501).

<sup>73</sup> Schleicher 1871: 503: “In späteren perioden des sprachlebens setzten sich aber gewisse stamformen für einzelne genera, besonders für das femininum, immer mer fest und bildeten so eine neue art der genusbezeichnung durch den nominalstamm selbst. So vor allem stämme auf *-ja-* (*-jā*), z.b. ai. ... *dātrī* (geberin) ... für älteres *dātar-*, das allen drei geschlechtern gemeinsam war”. Die *ā*-Stämme rechnete er hingegen nicht zu den “durch den nominalstamm selbst” bezeichneten Feminina, da die *ā*-Stämme in seinem Modell eben nur Varianten der *a*- (d.i. *o*-)Stämme ohne besonderes Suffix sind.

<sup>74</sup> Vgl. Abschnitt 5.1, S. 86 zu Brugmanns Ansichten über die feminine Kongruenz.

<sup>75</sup> Ausführlicher dazu noch Wheeler 1898/99: 528–545, wo neben einer sehr einsichtsreichen Darstellung der zwischen 1889 und 1897 geleisteten Forschung und einer vollständigen Bibliographie zum Thema eine ausführlichere und durchdachtere Darstellung seiner Ansichten zu finden ist.

<sup>76</sup> Dieser ist explizit als Ergänzung zu Brugmanns ausschliesslich das Indogermanische berücksichtigenden Darstellung gedacht.

sondern allein, dass sie explizit eine frühere Phase ohne maskulin-feminin-Unterscheidung am Adjektiv postulieren.

Alle eben erwähnten Studien zielen primär auf die Entwicklung der Opposition zwischen Maskulinum und Femininum und heben sich gemeinsam durch ihre Auffassung von Genus als rein grammatischem Phänomen von ihrer zeitgenössischen Gegenposition ab, die diese als ursprünglich vollständig semantisch motiviert und daher nicht weiter erklärungsbedürftig betrachtet. Das bedeutet nicht, dass auch hinsichtlich des relativen Alters von maskulin-feminin- und maskulin-neutrum-Opposition die Lager gleich verteilt gewesen wären. Wenn sie überhaupt von einem chronologischen Unterschied der beiden Oppositionen ausgehen, halten die Vertreter des 'semantischen' Lagers natürlich das Neutrum für die jüngere Schicht, da sie die Differenzierung in Maskulines und Feminines als naturgegeben, und daher z. T. sogar als auch ohne formalen Ausdruck bereits existierend betrachten.<sup>77</sup>

Dieselbe Meinung zur chronologischen Abfolge findet sich aber auch im 'grammatischen' Lager. Brugmann klammert das Neutrum in seinen Arbeiten zum Feminin explizit aus, aber an anderer Stelle erklärt er, das Neutrum erscheine "in der Hauptsache nur als eine Abart des 'maskulinischen' grammatischen Geschlechts."<sup>78</sup> Auch Müller (1884: 526) meint, das Neutrum habe "sich erst in ziemlich später Zeit aus dem Maskulinum entwickelt." Sie alle halten also das feminine Genus nur insofern für sekundär, als sie die Kategorie Genus als Ganzes als relativ jung einschätzen.

Anders stellt dagegen Wheeler die Abfolge der Differenzierung der einzelnen Genera dar, denn er unterscheidet zwischen den athematischen, endungslosen Neutra, die er für alte Relikte aus einer flexionslosen Zeit ansieht,<sup>79</sup> und den Thematica auf *\*-o-m*, die auch er für eine jüngere Abspaltung der thematischen Maskulina hält.<sup>80</sup> Zumindest der Unterschied zwischen den Neutra der ersten Gruppe und den mit *\*-s* und *\*-m* markierten "individualized nouns" bestand nach ihm schon vor der Ausgliederung der Feminina.

Ähnliche Überlegungen stellt auch Jacobi an, der wie Wheeler von einer frühen Sprachstufe ausgeht, auf der die Markierungen des Nominativs (*\*-s*) und Akkusativs (*\*-m*) noch gefehlt hätten (Jacobi 1897: 112ff.). Jacobi versteht das *\*-s* des Nominativs als ursprüngliches Bestimmtheitszeichen und verbindet es mit dem Pronomen *\*so*. Zunächst habe dieses bei allen Stämmen je nach Verwendung stehen oder Fehlen können, und sei erst später als Nominativzeichen bei den einen Wörtern fest geworden und bei den anderen weggeblie-

<sup>77</sup> Z. B. Paul 1920: 268: "Während das Masc. und das Fem. als psychologische Kategorien existiert haben, bevor sie zu grammatischen wurden, hat sich das Neutrum lediglich in Folge der formellen Abhebung der beiden natürlichen Geschlechter und in Folge der Durchführung der Kongruenz zu einem dritten grammatischen Genus konstituiert."

<sup>78</sup> Brugmann 1911: 86. Diese Auffassung stützt sich auf die Identität des neutralen Nom.-Akk. Sg. mit dem maskulinen und femininen Akk. Sg. bei den thematischen Stämmen. Passend zur Hauptbedeutung der neutralen Substantive, "die eine Masse, einen Stoff, eine Schöpfung, ein Werk u. dgl. bedeuten", habe diese "Form auf *-o-m* im Verhältnis zu der auf *-o-s* einmal ein passives, energieloses Verhalten des Nominalbegriffs ausgedrückt".

<sup>79</sup> Wheeler 1898/99: 539: "The most fundamental historical classification of I.E. nouns which can be made discovers, I venture to assert, two main groups. One consists of those which take *-m* in the accus. sing., the other of those which do not." Die Wörter der zweiten Gruppe hätten die Einführung der "individualizing or particularizing endings *-s* and *-m*" nicht mitgemacht, da sie "names of material, inert matter, mass, or substance of being or action" gewesen seien.

<sup>80</sup> Wheeler 1898/99: 540: "These neuters in *-om* must have been originally forms of individualized *o*-nouns representing the passive recipient, the goal or complement of the action named in the verb, in distinction from the bearer and exponent of the action represented in the *s*-form."

ben. Bei den Neutra sei das Fehlen des Nominativzeichens damit zu begründen, dass man es vermied, sie als Subjekt zu verwenden, da sie “nicht als Träger der im Verbum liegenden Energie geeignet schienen.” (Jacobi 1897: 113)<sup>81</sup> Weniger klar äussert er sich zum Akkusativ *\*-m*, bei dem er keine etymologische Verbindung konstruieren kann, und eine andere Verteilung beobachtet: Das *\*-m* steht nicht nur bei allen Maskulina und Feminina, sondern auch bei den neutralen *o*-Stämmen.<sup>82</sup> Ob sich die übliche feste Verteilung von *\*-s*, *\*-m* und *\*-∅*, die den Unterschied von Maskulin (bzw. Maskulin-Feminin) und Neutrum ausmacht, aber bereits vor der Entstehung der femininen Kongruenz etabliert hatte, oder ob die beiden Prozesse gleichzeitig abliefen, lässt Jacobi letztlich offen. Lediglich die Möglichkeit, dass das feminine Genus zu der Zeit, als *\*-s* und *\*-m* in Gebrauch kamen, bereits voll entwickelt war, scheint er auszuschliessen, wenn er, nachdem er erläutert hat, wie er sich die Vorgeschichte dieser Morpheme vorstellt, dazu übergeht, die Herkunft des femininen Genus zu erörtern (1897: 115): “Im Vorhergehenden haben wir mehrfach Bezug auf den Unterschied der grammatischen Genera genommen, wir wissen aber, dass sich derselbe erst in der Periode, über die wir hier handeln, entwickelt hat, da sein wichtigster Ausdruck die Motion der Adjectiva, noch der indogerm. Ursprache fremd war.”

### 3.2 Antoine Meillet

Gründlicher hat die Konsequenzen aus dem vorliegenden Befund dann Antoine Meillet gezogen, der mehrere der wegweisendsten Arbeiten zum idg. Genussystem verfasst hat. An dieser Stelle sollen zunächst nur die früheren seiner Publikationen diskutiert werden, die noch ohne Berücksichtigung der hethitischen Evidenz geschrieben wurden, wodurch sich deutlich machen lässt, dass seine Argumentation in den wesentlichen Punkten nicht von seiner Beurteilung des Hethitischen abhängt.<sup>83</sup>

Meillet streicht wie vor ihm schon Schleicher und Müller heraus, dass die Substantive grundsätzlich keine formale Unterscheidung von Maskulin und Feminin aufweisen, dass also maskuline Wörter wie lat. *pater* oder *frater* in keiner Weise anders gebildet sind oder flektiert werden als die femininen lat. *mater* oder *soror*. Auch finden sich unter den *o*-Stämmen, die “en principe masculins et neutres” waren, in mehreren Sprachzweigen auch Feminina, wie z. B. lat. *fagus* = gr. *φηγός* ‘Buche’ oder gr. *νός* = arm. *nu* ‘Schwiegertochter’, und umgekehrt unter den vorwiegend femininen *ā*- und *ī*-Stämmen auch Maskulina, wie z. B. lat. *scriba* ‘Schreiber’, ai. *rathī-* ‘Wagenlenker’ (Meillet 1903: 161, 254 und 259). In den

<sup>81</sup> Bei den *ā*- und *ī*-Stämmen hingegen fehle das *\*-s* wegen der grossen Menge von mit diesen Suffixen gebildeten Abstrakta, bei denen der Unterschied von Bestimmtheit und Unbestimmtheit irrelevant ist.

<sup>82</sup> Jacobi 1897: 114f. “es braucht nicht wie das Nominativ-s auf einen Pronominalstamm zurückzugehen, sondern könnte ... eine Interjektion oder eine sonstwie hervorhebende Partikel gewesen sein.”

<sup>83</sup> Meillet 1903: 254–259 (vgl. 1937: 189–191 und 281–287) und 1921: 211–229. Die letzte wurde zwar erst 1921 gedruckt, basiert aber auf früher gehaltenen Vorträgen und enthält keinerlei Hinweise auf hethitisches Material. Nach eigener Aussage standen ihm die während und kurz nach dem 1. Weltkrieg in Deutschland erschienenen Publikationen zum Hethitischen noch 1919 nicht zur Verfügung (vgl. Meillet 1918/19: 294: “Or, je n’ai encore entre les mains ni les publications de M. Hrozný, ni les textes publiés en Allemagne depuis la guerre, qui sont les principaux. Je dois donc m’abstenir de toute discussion.”). Meillet 1931, der Beitrag, der als eigentlicher Auslöser für den bis heute nicht beigelegten Disput um die Vorgeschichte des hethitischen Genussystems gelten darf, ist hingegen erst im Zusammenhang mit der anatolischen Evidenz (unten Abschnitt 3.3, ab S. 43) zu besprechen.

späteren Auflagen<sup>84</sup> unterstreicht er diese Aussage dann noch deutlicher anhand der Wörter für ‘Bär’ und ‘Bärin’ im Griechischen (ἄρκτος m. und f.), Lateinischen (*ursus* m. und *ursa* f.) und Altindischen (*r̥kṣa-* m. und *r̥kṣī-* f.). Das Griechische reflektiere den ursprünglichen Zustand, während sich die lat. und ai. Feminina durch ihre verschiedene Bildweisen als Neuerung zu erkennen gäben. Daraus zieht er den weitergehenden Schluss, dass auch die Wortgleichung lat. *equa* = ai. *ásvā-* = lit. *asvā* ‘Stute’ auf paralleler Neuerung beruhe, und auch hier das Griechische (ἵππος m. und f.) die ältere Ausdrucksweise erhalten habe.<sup>85</sup>

Vergleicht man verschiedene Auflagen der *Introduction*, findet man verschiedene, subtile, aber bedeutsame Unterschiede, die aufzeigen, wie sich Meillet’s Verständnis des Genus-systems entwickelt. Besonders illustrativ ist hierfür der allererste Satz des Abschnitts “La formation du féminin”: “Même quand ils désignent des êtres sexués, les substantifs indo-européens n’ont pas nécessairement la marque de genre” lautet er in der 1. Auflage (1903: 254), während die späteren Auflagen (z. B. 1915: 263) auf das “nécessairement” verzichten. Ebenso fehlt dort das Argument, dass die syntaktische Unterscheidung der drei Genera trotz den im vorangehenden Absatz vorgebrachten Argumenten bereits dem Indogermanischen zugeschrieben werden müsse, da ganze formale Kategorien von Substantiven (etwa die Verbalabstrakta auf \*-ti-) hinsichtlich ihres Genus in den Einzelsprachen übereinstimmend klassifiziert sind. Ähnlich kosmetisch und doch vielsagend sind die Veränderungen im Abschnitt über die Wortarten und ihre Flexionskategorien: Schon in der ersten Auflage<sup>86</sup> ist dort die Erläuterung der Genera in zwei Absätze gegliedert. Der eine behandelt das Neutrum, das flexivisch markiert sei und Dinge bezeichne, und der andere Maskulinum und Femininum zusammen, die derivationell oder sogar nur syntaktisch unterschieden würden. Erst nach 1920<sup>87</sup> findet die Bedeutung der zwei Absätze aber auch einen Niederschlag in der Terminologie: Inhaltlich unterscheiden sie sich nicht merklich von den älteren Auflagen, aber sie beginnen jetzt mit “Le genre inanimé est dit neutre” bzw. “Le genre animé comprend deux sous-genres: le masculin et le féminin.”

Mit der Zeit deklariert Meillet also immer entschlossener, dass die grundsätzliche Genusunterscheidung diejenige zwischen Neutrum und Maskulin-Feminin sei, aber die “sous-genres” Maskulin und Feminin akzeptiert er durchaus bereits für die der vergleichenden Rekonstruktion zugängliche Sprachstufe. Das zeigt sich im Abschnitt, der der Motion der

<sup>84</sup> Z. B. Meillet 1915: 263f. So sicherlich auch schon in der (mir nicht vorliegenden) 3. Auflage, denn die 4. Auflage “n’est ... guère qu’une réimpression de la troisième”.

<sup>85</sup> Diese Argumentation hat Herman Lommel im ersten Kapitel seiner 1911 bei Jacob Wackernagel verfassten Dissertation (Lommel 1912: 1–34) aufgegriffen. Er vertritt allerdings die Ansicht, dass das movierte \**ékūā-* ‘Stute’ zwar jünger sei als das Epicoenum \**ékūo-* m./f., aber dennoch als “das erste der Art” bereits dem Indogermanischen zugeschrieben werden müsse (1912: 30). Von Interesse ist Lommels Arbeit vor allem als Materialsammlung, denn sie enthält zahlreiche, philologisch sorgfältig aufgearbeitete Beispiele für die ursprünglich fehlende *ā*-Motion bei Substantiven, bringt aber keine grundsätzlich neuen Gesichtspunkte in die Diskussion ein. Er versucht mittels der angesammelten Belege lediglich zu zeigen, dass der Ursprung der Motion mit Jacobi beim Pronomen und Adjektiv und nicht mit Brugmann beim Substantiv zu suchen sei (vgl. unten Abschnitt 5.1, ab S. 86).

<sup>86</sup> Meillet 1903: 160–162 und so auch noch 1915: 168–169. Die einzige (aber wiederum illustrative) Änderung gegenüber der 1. Auflage ist, dass er die Beschreibung der Fälle mit Markierung des Feminins durch ein Suffix anders einleitet: “Dans les adjectifs, le féminin est caractérisé ...” gegenüber “dans certains mots, pour la plupart adjectifs, le féminin est caractérisé ...” in der älteren Fassung.

<sup>87</sup> Meillet 1924: 156–157. Die Änderung ist wohl auf etwa 1921 zu datieren, denn die 6. Auflage scheint ein unveränderter Nachdruck der mir nicht zugänglichen 5. Auflage von 1922 zu sein. Die neue Formulierung ist also vermutlich in der Folge der im nächsten Absatz diskutierten Arbeit zu den Genera (Meillet 1921: 211–229) entstanden.



Adjektive, die er offensichtlich für grundsprachlich hält,<sup>88</sup> gewidmet ist. Dort führt er zunächst Material aus den Einzelsprachen an, das die Motion bei Adjektiven illustrieren soll, um dann ohne Umschweife zu den “dérivés substantifs” mittels der als adjektivische Motionsuffixe bestimmten “\*-ā- et \*-īā-” überzugehen.<sup>89</sup> Darunter finden sich einerseits Abstrakta und Sachbezeichnungen mit femininem grammatischen Genus, und andererseits auch abgeleitete Bezeichnungen für weibliche Wesen.<sup>90</sup> Insgesamt scheint Meillet zu dieser Zeit also sowohl das feminine Genus als solches, als auch die adjektivischen und substantivischen Motionsfeminina für das Indogermanische vorauszusetzen.

Für die Frage nach dem relativen Alter der drei Genera noch wichtiger als die Darstellung in der Introduction ist der in Meillet 1921: 211–229 abgedruckte Artikel “La catégorie du genre et les conceptions indo-européennes”. Das liegt weniger daran, dass Meillet in der Zwischenzeit seine Meinung wesentlich geändert hätte, als vielmehr an der unterschiedlichen Ausrichtung der beiden Publikationen. Während die *Introduction* den Zustand in der unmittelbaren Vorstufe der indogermanischen Einzelsprachen darzustellen versucht, legt dieser Aufsatz das Hauptgewicht auf die Vorgeschichte und Interpretation dieses Zustands. Im ersten Abschnitt<sup>91</sup> zeigt Meillet anhand der aus der *Introduction* bekannten und oben dargestellten Beobachtungen,<sup>92</sup> dass die Markierungen des maskulinen bzw. femininen Genus am Substantiv höchstens in Ansätzen auf die Grundsprache zurückreichen: “Sans l’accord de l’adjectif, la distinction du masculin et du féminin n’existerait pas en indo-européen.”

Deutlicher als in der *Introduction* streicht er auch den strukturellen Unterschied heraus, der zwischen den Markierungen der Oppositionen Maskulin vs. Neutrum und Maskulin vs. Feminin bei den Adjektiven besteht: “Dans les adjectifs qui étaient seuls à caractériser l’opposition du masculin et du féminin, la distinction se marquait par une différence, non de flexion, mais de thème.” Die neutrischen Formen des Adjektivs hingegen werden stets vom gleichen Stamm wie die maskulinen gebildet und unterscheiden sich von diesen nur im Nominativ und Akkusativ, wo das Maskulinum distinkte Ausgänge aufweist,<sup>93</sup> während beim Neutrum für beide Kasus dieselbe Form verwendet wird. Dagegen sind die femininen Formen, weil sie von einem besonderen, abgeleiteten Stamm gebildet werden, in allen Kasus sowohl von den neutralen als auch von den maskulinen deutlich geschieden, haben aber mit letzteren gemein, dass Nominativ und Akkusativ differenziert sind.

<sup>88</sup> Z. B. Meillet 1915: 264ff. Wirklich explizit steht das aber wiederum nur in der 1. Auflage (1903: 254): “Néanmoins ils [nämlich Substantive wie lat. *pater* oder *mater*] ont un genre, puisque les adjectifs qui s’y rapportent admettent une distinction ...”

<sup>89</sup> Wiederum unterscheiden sich die verschieden alten Fassungen aber merklich: In Meillet 1903: 255–258 behandelt er adjektivische und substantivische Ableitungen jeweils zusammen in zwei Abschnitten über “\*-ā-” bzw. “\*-īā-, -īē-”, aber schon in der 2. Auflage (vgl. 1909: 171–173) sind die substantivischen in einen eigenen Abschnitt ausgelagert.

<sup>90</sup> So auch noch in der jüngsten, postum erschienenen Auflage (Meillet 1937: 284ff.).

<sup>91</sup> Dessen einleitender Absatz lohnt eine wörtliche Wiedergabe: “On enseigne d’ordinaire qu’il y avait en indo-européen trois genres: le masculin, le féminin et le neutre. Une énumération ainsi faite donne à croire que ces trois genres seraient des catégories comparables entre elles. Or, si les choses se présentent ainsi à l’époque historique, et surtout en slave, par exemple, ce n’est vrai ni pour la forme ni pour le sens en ce qui concerne l’indo-européen commun.”

<sup>92</sup> Neu verweist er auch auf \*g<sup>h</sup>óy- (ai. *gauh*, gr. βούς, lat. *bos*), bei dem selbst das Altindische die undifferenzierte Form bewahrt hat, da es als athematischer Stamm der im Sanskrit rigoros durchgeführten Beschränkung der *a-* bzw. *ā-*Stämme auf Maskulin und Neutrum bzw. Feminin entgegen konnte.

<sup>93</sup> Für das Folgende bedeutsam ist der Umstand, dass diese distinkten Ausgänge beim Substantiv nicht nur bei den Maskulina, sondern in den meisten Stammklassen auch bei den Feminina auftreten.

Diese Asymmetrie der Genuskennzeichnungen deutet er so, dass als Vorstufe des durch die indogermanischen Einzelsprachen bezugten Systems mit drei Genera eines mit binärer Genusopposition anzunehmen sei. Die Glieder dieser Opposition bezeichnet er als “genre animé (masculin-féminin)” und “genre inanimé (neutre)”, womit auch deutlich wird, dass Meillet, obwohl er in seiner Zeit als einer der entschiedensten Vertreter der Auffassung des Feminins als jüngerer Ergänzung des Genussystems gelten darf, doch fest davon überzeugt war, dass die Genera in der animistischen Weltsicht der Sprecher des Urindogermanischen begründet waren.<sup>94</sup> Im weiteren Verlauf des Artikels führt er denn auch nicht genauer aus, wie sich das Feminin, das er (S. 213) als “sous-genre à l’intérieur du genre animé” bezeichnet, aus dem “genre animé” ausgegliedert haben könnte, sondern konzentriert sich auf den Versuch, die semantische Basis der Opposition belebt vs. unbelebt nachzuweisen. Ins Zentrum seiner Überlegungen stellt er eine Reihe von Bezeichnungen für Naturerscheinungen, bei denen sich für das Indogermanische mehrere Wörter rekonstruieren lassen, von denen die einen neutrales, die anderen maskulines bzw. feminines Genus aufweisen.<sup>95</sup>

Für das Weitere von entscheidender Bedeutung sind an Meillets Ausführungen besonders zwei Aspekte. Einerseits wird erneut deutlich, dass sich die im frühen 20. Jahrhundert zur indogermanischen Genusfrage kursierenden Ansichten nicht einfach in zwei Gruppen scheiden lassen. Ähnlich wie die Meinung zum Alter des femininen Genus noch keine klaren Schlüsse darauf erlaubte, wie einzelne Forscher sich die Abfolge der Entstehung von femininem und neutralem Genus vorstellten, schlossen sich offenbar auch die Auffassung des Feminins als eines jüngeren Zusatzes im Genussystem und eine grundsätzlich sexualistische Haltung nicht aus. Völlig unberührt von diesen Fragen ist der andere wichtige Aspekt von Meillets Ausführungen. Wie schon erwähnt, hat Meillet alle diese Arbeiten ohne Berücksichtigung des Hethitischen geschrieben.<sup>96</sup>

Wenn also in der durch die Entdeckung des Hethitischen belebten Diskussion um die Entwicklung des indogermanischen Genussystems immer wieder versucht wird, Meillets Grundaussage dadurch zu entkräften, dass seine Beurteilung der hethitischen Evidenz in Zweifel gezogen wird,<sup>97</sup> hat das (abgesehen von der Chronologie) wenig unmittelbare Kon-

<sup>94</sup> Explizit deklariert er diese Haltung z. B. auf S. 217: “... l’importance des catégories de genre dans la langue remonte évidemment à un temps – sans doute en partie antérieur à celui où s’est fixé l’indo-européen commun – où ces conceptions de demi-civilisés qui voient partout des forces actives, analogues à celles des êtres animés, prévalaient encore.”

<sup>95</sup> Im Zentrum seiner Argumentation stehen die Wörter für ‘Wasser’ und ‘Feuer’.

<sup>96</sup> Das gilt im Grossen und Ganzen sogar für die jüngste Auflage der *Introduction* (1937), die (wie auch die mir nicht vorliegende 7. Auflage) nach Meillet 1931 erschienen ist. Seit 1932 war Meillets Sehkraft schwer beeinträchtigt (vgl. Sebeok 1966: 248 und Meillet 1937: XIV), so dass er nach eigenen Angaben die 7. Auflage (und die von Émile Benveniste lediglich auf Druckfehler korrigierte und um bibliographische Angaben erweiterte, postum erschienene 8. Auflage) nicht mehr so gründlich überarbeiten konnte, wie er es für nötig gehalten hätte. Das Buch enthält daher zwar einen kurzen Abschnitt über das Hethitische, verwendet die neuen Daten aber nur sporadisch in Zusätzen. Bezüglich der Genusfrage sind zwei Veränderungen wesentlich: Auf S. 190 taucht ein zusätzlicher Absatz auf, wo Meillet festhält, dass das Feminin “s’est développée et étendue durant la période indo-européenne”, dass es in den ‘marginalen’ Sprachen weniger entwickelt, im Hethitischen überhaupt nicht vorhanden sei, und dass Fälle wie lat. *ferens* oder *omnis* als Archaismen zu werten seien. Umgekehrt fehlt der Abschnitt über *devī-* und *vrkī-* Flexion, in dem er noch in der 6. Auflage (1924: 247) lat. *suavis* und ai. *svādvī-*, sowie lat. (fem.) *ferens* und ai. *bhārantī-* als Wortgleichungen akzeptiert (s. dazu unten Abschnitt 3.4, ab S. 46). Beide Änderungen sollen offensichtlich den aus Meillet 1931: 1-28 gewonnenen Ergebnissen Rechnung tragen (s. dazu unten Abschnitt 3.3, ab S. 43).

<sup>97</sup> Vgl. dazu den folgenden Abschnitt, besonders ab S. 49 zu den Äusserungen von Annelies Kammenhuber über das idg. Genussystem.

sequenz für die Frage des relativen Alters des femininen Genus. Aus den Beobachtungen von v. a. Meillet, Müller und Schleicher ergibt sich unmissverständlich, dass die Herleitung des Dreigenussystems aus einem früheren Zweigenussystem als Ergebnis der internen Rekonstruktion postuliert wurde, bevor die Evidenz der hethitischen Texte allgemein zugänglich war. Das anatolische Genussystem diente also lediglich der Bestätigung dieser Rekonstruktion und der im folgenden Abschnitt zu diskutierende Streit, ob das anatolische System als Neuerung oder Archaismus zu werten sei, war von Anfang an nur für die Frage nach dem genetischen Verhältnis zwischen dem Anatolischen und den übrigen indogermanischen Sprachen relevant. Bezüglich der Frage, ob das vertraute Dreigenussystem aus einem älteren Zweigenussystem herzuleiten ist, ist die anatolische Evidenz hingegen lediglich insofern von Bedeutung, als das Dreigenussystem nicht besonders alt sein kann, wenn das Zeugnis der anatolischen Sprachen als Archaismus gewertet wird. Der Umkehrschluss, dass, wenn das anatolische System auf das Dreigenussystem der übrigen Sprachen zurückgeführt werden kann, ein hohes Alter des gewohnten Systems erwiesen sei, ist hingegen logisch nicht zulässig.

### 3.3 Die neue Evidenz des Anatolischen

Nach den Ausgrabungen Hugo Wincklers in Boğazköy (zwischen 1906 und 1912) standen der Forschung plötzlich so grosse Mengen hethitischer Texte zur Verfügung, dass es Bedřich Hrozný gelingen konnte, die Zugehörigkeit dieser Sprache zur indogermanischen Sprachfamilie glaubhaft aufzuzeigen.<sup>98</sup> Die Auswirkungen auf die Indogermanistik und damit auch auf die an dieser Stelle einzig interessierende Genusfrage liessen dann allerdings noch einige Jahre auf sich warten. Bei Hrozný finden sich noch keine eindeutigen Stellungnahmen zum hethitischen Genussystem. Er erwähnt zwar “das fast vollständige Zusammenfallen des Femininums mit dem Maskulinum” (1915: 39) und bei der Besprechung der hethitischen *a*-Stämme weist er darauf hin, dass sie sowohl Maskulina und Neutra, als auch Feminina enthielten, weshalb “sie zweifellos nicht den indogermanischen *ā*-Stämmen allein entsprechen” könnten (1915: 43), aber er betrachtet dies als rein lautlichen (oder sogar nur graphischen, vgl. 1917: 46) Zusammenfall und zieht daraus keine expliziten Konsequenzen für das Kategoriensystem. Vielmehr überschreibt er die Einträge in den Paradigmen der einzelnen Stammklassen jeweils mit “Mask. (und Fem.)”, wenn sie auch Beispiele für evident Weibliches enthalten, oder nur mit “Mask.”, wenn nur Sachbezeichnungen und evident Männliches unter den Beispielen zu finden ist.<sup>99</sup> Auch bei der Besprechung der Konsonantstämme weist er zwar immer wieder auf mit dem Maskulinum identische Femininformen hin,<sup>100</sup> aber in

<sup>98</sup> Hrozný 1915, Hrozný 1917. Zwar hatte schon Knudtzon (1902) anhand der beiden Arzawa-Briefe versucht, deren Sprache als indogermanisch zu deuten, aber aufgrund der mageren Datenlage blieben seine Ergebnisse noch ungenau und provisorisch, obwohl er schon einige wichtige indogermanische Eigenheiten der “Arzawa-Sprache” erkannte und den längeren Brief weitgehend korrekt übersetzen konnte. Knudtzons Arbeit fand in der Indogermanistik leider keinerlei Beachtung; einerseits weil ihn die dünne Materialbasis zu einigen Fehlinterpretationen und unzulässigen Verallgemeinerungen verführte, andererseits aber vor allem weil sich zu diesem Zeitpunkt schlicht niemand vorstellen konnte, dass in Anatolien im 2. Jahrtausend v. Chr. eine indogermanische Sprache gesprochen wurde. (Vgl. dazu ausführlicher Friedrich 1924: 304–318, Kammenhuber 1969: 129–131, Stüber 2004: 95–108.)

<sup>99</sup> Z. B. zu den *a*-Stämmen “Mask. (und Fem.)” unter anderem wegen *an-na-aš* (1917: 44f.), aber nur “Mask.” bei den *u*-Stämmen, da er nur *Telipinu-*, *LUGAL-u-* und *idālu-* anführt (1917: 8).

<sup>100</sup> Z. B. zu *a-áš-ši-ja-an-za*, das sich auf die Sonnengöttin von Arinna bezieht: “Also wäre hier das Fem. mit dem Mask. identisch” (1917: 87).

einzelnen Fällen meint er doch distinkte Femininformen zu erkennen. So etwa im Falle von *ar-ma-aḫ-ḫa-an-ti* (1917: 88f.), das er als Nom. Sg. lesen zu müssen meint.<sup>101</sup>

Auch in den folgenden Jahren, in denen sich die Hethitologie als eigenständige Disziplin konsolidiert, scheint die Genusfrage wenig Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben. Die ersten Indogermanisten, die Hroznýs Interpretation grundsätzlich zustimmten,<sup>102</sup> waren noch vollauf damit beschäftigt, dessen These zu stützen und zu verfeinern. In dieser Phase der Forschung lag es daher nicht in ihrem Interesse, die Unterschiede zwischen dem Hethitischen und den übrigen indogermanischen Sprachen hervorzuheben. Vielmehr mussten die augenfälligen Eigentümlichkeiten des Hethitischen einer möglichst einfachen Erklärung zugeführt werden, um den grundsätzlich indogermanischen Charakter des Hethitischen plausibler zu machen. In diesem Zusammenhang taucht auch die verbreitete Auffassung auf, dass das Hethitische eine Art Pidgin oder Kreol darstelle, wodurch die trotz der frühen Bezeugung massiven Abweichungen im grammatischen System des Hethitischen gegenüber Sprachen wie dem Vedischen und Griechischen ohne grundsätzliche Revision des rekonstruierten Indogermanischen zu erklären wären.<sup>103</sup> Ebenso beginnt aber schon in den ersten Rezensionen der *Sprache der Hethiter* das Alternativmodell Gestalt anzunehmen, dass das Hethitische wegen der grossen Unterschiede zwar nicht eine indogermanische Sprache im engeren Sinn sei, aber die Ähnlichkeiten doch auf eine entferntere Verwandtschaft schliessen lasse.<sup>104</sup>

So sind also schon in der Frühzeit der Hethitologie die Positionen bezogen, die sich eigentlich bis heute gegenüberstehen: Ist das Hethitische (und die zu diesem Zeitpunkt noch weniger zur Diskussion stehenden kleineren anatolischen Sprachen) nun die Schwester oder die frühreife Tochter des Indogermanischen?<sup>105</sup> Allerdings sind die Motive, die die Forscher der einen oder anderen Ansicht zuneigen lassen, von den später verbreiteten noch deutlich verschieden. Während später die Frage im Vordergrund steht, ob die anatolischen Sprachen eine grundsätzliche Revision der Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache er-

<sup>101</sup> An der entsprechenden Stelle (KBo VI.26 II 33f. = Gesetze §178) ist die Lesung als Dat.-Lok. aber durchaus möglich (*takku* <sup>GU</sup>ÁB *armaḫḫanti* 8 GÍN KÙ.BABBAR ‘wenn (es) für eine trächtige Kuh (ist), (zählt man) 8 Schekel Silber’), auch wenn die anderen Einträge dieses Paragraphen eine verschiedene Syntax aufweisen (vgl. z. B. KBo VI.26 II 31: ŠA 1 <sup>GU</sup>ÁB.GAL 7 GÍN KÙ.BABBAR ŠIMŠU).

<sup>102</sup> Zuerst Marstrander, der sich zum Feminin in ähnlicher Weise äussert wie Hrozný (vgl. Marstrander 1919: 28 zu den *a*-Stämmen und 1919: 31f. zu angeblichen Resten von *ī*-Stämmen), und Sommer (1920, 1922), der das Genussystem aber nicht erwähnt.

<sup>103</sup> So ähnlich schon Alf Torp (bei Knudtzon 1902: 109: “Dieser Widerspruch scheint mir durch die Annahme erklärlich, dass die Sprache zwar ursprünglich eine indogermanische sei, dass sich aber in dieselbe früh ausserordentlich viele nicht indogermanische Bestandteile hineingemischt haben.”)

<sup>104</sup> So z. B. Jensen 1919: Sp. 123: “... dieser Mangel an Vergleichsmomenten ist von einer Art, die sich, zumal bei dem Alter des Keilschriftittitischen, schlechterdings nicht durch Zerfall eines ursprünglich unseren indogermanischen Sprachen wenigstens in der Hauptsache gemeinsamen Bestandes erklären lässt, sondern den Schluss verlangt, dass das Keilschriftittitische diesen Bestand niemals gehabt hat. Also: indogermanisierend, ‘indogermanoid’ – ja, indogermanisch – nein.”

<sup>105</sup> Besonnenere Stimmen versuchten die Entscheidung zwischen den beiden Thesen zu diesem Zeitpunkt noch auf später zu verschieben. So stellt etwa Meillet in seinen ersten Äusserungen zum Hethitischen die beiden grundsätzlichen Möglichkeiten noch ungewichtet nebeneinander: “... la langue était ... parvenue à un état de grande altération ...” bzw. “... il y aura peut-être lieu ... d’examiner si le hittite ... ne serait pas un représentant d’une langue ayant même origine que l’indo-européen, sans être pour cela une langue indo-européenne...” (1918/19: 294f.); “Actuellement, on peut envisager deux hypothèses: ou un fonds indo-européen proprement dit beaucoup plus déformé que tout ce que l’on observe ailleurs, ou un fonds apparenté à l’indo-européen, mais différent” (1922b: 127f.).

fordern, dreht sich die Diskussion noch ganz um Hroznýs Entzifferung. Den Vorschlag, dass das Hethitische mit den übrigen indogermanischen Sprachen entfernter verwandt sei als diese miteinander, machten nicht nur Skeptiker, die damit Hroznýs These abzuschwächen und letztlich die Relevanz des Hethitischen für die vergleichende Indogermanistik herunterzuspielen versuchten, sondern auch Hrozný<sup>106</sup> und seine enthusiastischsten Befürworter griffen gerne zu dieser Möglichkeit, weil sie so hoffen durften, dass die auffälligen Abweichungen des Hethitischen vom Restindogermanischen der grundsätzlichen Akzeptanz ihrer These weniger hinderlich wären.

Zum erstenmal einen expliziten Stammbaum mit einem Knoten als gemeinsamer Vorstufe des Hethitischen einer- und des Indogermanischen andererseits postulierte Emil Forrer (1921: 26f.), dessen Argumente allerdings vage blieben und vorwiegend nicht-linguistischer Natur waren.<sup>107</sup> Wenig vertrauenerweckend ist auch der Umstand, dass Forrer im Folgenden auch gleich noch einen weiteren Knoten annahm, aus dem das Hethitisch-Indogermanische und seine "urluvische" Schwestersprache hervorgegangen seien. Wiederum war das Motiv dieser Annahme nicht sprachwissenschaftlicher, sondern historisch-geographischer Natur: Weil die Durchdringung Anatoliens mit Orts- und Personennamen aus luwischem Sprachmaterial eine viel tiefere sei als im Falle des Hethitischen, müssten die Luwier also deutlich früher eingewandert sein und sich somit auch noch früher als die Sprecher des "Urkanischen" aus der Sprachgemeinschaft entfernt haben. Zustimmung erhielt Forrers Auffassung denn auch entsprechend von Forschern, die dem historisch-geographischen Modell zuneigen, aus dem heraus Forrer argumentiert. So nimmt etwa Kretschmer (Kretschmer 1925: 300–319) seine Interpretation dankbar auf und stellt sie in den Zusammenhang seiner Vorstellungen über die sprachliche Vorgeschichte des Ägäisraums. Auf der anderen Seite äusserten sich diejenigen Forscher, die Forrers Ansichten über die bronzezeitlichen Wechselbeziehungen zwischen Ägäis und Kleinasien mit – angesichts der bisweilen schwindelerregenden Argumentationsketten auf Basis weniger, unsicherer Fakten begreiflicher – Skepsis begegneten, zu dieser Zeit noch nicht eindeutig.<sup>108</sup> Ferdinand Sommer, dessen Auseinandersetzung mit Forrer um die *Ahhijawa* der hethitischen Texte in dieser Zeit schon Züge einer Fehde annahm, nahm dagegen erst später Stellung; dann aber sehr dezidiert gegen die Vorstellung des Hethitischen als Schwestersprache des Indogermanischen (s. unten S. 48).

Die Querelen innerhalb der entstehenden deutschsprachigen Hethitologie illustrieren das wissenschaftliche Klima, in dem es geschehen konnte, dass im Folgenden die Frage nach dem relativen Alter der drei Genera auf Jahrzehnte hinaus an diejenige nach dem verwandtschaftlichen Verhältnis zwischen dem Anatolischen und den übrigen indogermanischen Sprachen gekettet blieb. Diese unselige Verknüpfung entstand durch eine Reihe von Publikationen Edgar Sturtevant's und Antoine Meillet's aus den zwanziger und dreissiger Jahren des 20. Jahrhunderts. In Sturtevant's erster Äusserung (1926: 25–34) geht er von der einzigen sprachwissenschaftlichen Aussage aus, die auch Forrer gemacht hatte, nämlich von der chronologischen Beziehung zwischen dem Ausscheiden des Hethitischen und der

<sup>106</sup>Hrozný 1920: 47 Anm. 2: "Ihre [i.e. die der "stark indoeuropäischen" Bevölkerungsschicht] Sprache mag sich zum Indoeuropäischen etwa so verhalten, wie die Sprache der alten Ägypter zum Semitischen."

<sup>107</sup>Er folgert aus nicht weiter spezifizierten "verschiedenen Kultur- und geographisch-historischen Gründen" auf eine frühe Einwanderung der Anatolier und daher auf eine frühe Trennung von den Urindogermanen.

<sup>108</sup>Z. B. Friedrich 1932: 38–40, wo er der Annahme einer frühen Trennung des Hethitischen vom Indogermanischen "gute Gründe" zugesteht, aber auch statuiert, "dass das Hethitische ... eine Mischsprache von der Art des Albanischen ist".

Kentum-Satem-Isoglosse.<sup>109</sup> Während bei Forrer aber zumindest der Eindruck entsteht, dass er darin ein Argument für eine frühe Abspaltung des Hethitischen sieht, zielt Sturtevant vielmehr darauf ab, mittels des Hethitischen die Bedeutung dieser damals noch weithin als die primäre Scheidung der indogermanischen Sprachen angesehenen Isoglosse zu relativieren. Zu diesem Zweck zählt er Eigenheiten des Hethitischen auf, die seiner Meinung den Schluss nahelegen, dass das Hethitische erst über den von ihm zuerst “Pre-Indo-European” und später “Indo-Hittite” genannten Knoten mit dem Restindogermanischen zu vergleichen sei. In diesem Beitrag bleibt er noch vage und streicht im Wesentlichen “the paradox that the oldest known Indo-European language shows a very advanced stage of development in vocabulary, morphology and phonology” heraus, um dann “by way of illustration” zwei Erscheinungen zu nennen, die er schon dem “Pre-Indo-European” zurechnet, nämlich die *r*-haltigen Mediopassivausgänge, die bis zur Entdeckung des Hethitischen und Tocharischen für eine italo-keltische Neuerung gehalten wurden, und die präsentische Geltung von Perfektformen in verschiedenen indogermanischen Sprachen, die er mit der hethitischen *hi*-Konjugation gleichsetzt (1926: 32–34). Etwas später (1929: 25–37) versucht er das dann weiter zu präzisieren: Neben den verschiedenen Sätzen von Medialendungen, die seiner Meinung nach “readily derived from forms which must be assumed as the originals of the Hittite forms” werden könnten,<sup>110</sup> führt er jetzt auch die nur im Hethitischen erhaltenen Laryngale, den Wechsel von *\*m* und *\*u* in Verbalendungen des Plurals und Duals, sowie das im Hethitischen fehlende Pronomen *\*so/to-* als Evidenz für eine Sonderstellung des Hethitischen an.<sup>111</sup> Bemerkenswerterweise spielt auch in dieser Arbeit das fehlende Femininum des Anatolischen als Argument noch keine Rolle. Erst ab Sturtevant 1933: 5 macht er das Genusssystem dann zu einer tragenden Stütze seiner These, wobei er sich ganz auf Meillet (1931: 1–28) beruft.

In diesem der relativen Chronologie der idg. Sprachen gewidmeten Aufsatz nimmt Meillet Sturtevents Beurteilung des Hethitischen auf und verbindet diese mit seinen früheren Äusserungen zum sekundären Charakter des Femininums.<sup>112</sup> Zunächst diskutiert er die *r*-haltigen Endungen des Medio-Passivs und interpretiert sie als archaische Reliktformen, die nur in den “*langues marginales*” bewahrt blieben. Hinsichtlich dieses Kriteriums sei innerhalb des Indogermanischen zwischen den zentralen Dialekten Indoiranisch, Baltoslawisch, Griechisch, Albanisch und Germanisch einerseits und den marginalen Italokeltisch, Armenisch, Tocharisch und Anatolisch andererseits zu unterscheiden. Letztere hätten sich früher aus dem gemeinsamen Verbund gelöst und daher die durch gemeinsame Weiterentwicklung der zentralen Dialekte beseitigten Formen bewahrt.<sup>113</sup> An seinen Argumenten dafür, dass “la distinction du féminin et du masculin n’est pas homogène avec celle du masculin-féminin,

<sup>109</sup> Forrer (1921: 26) argumentierte aber auch hier historisch: Die Frage ob das Hethitische eine Kentumsprache sei, sei unsinnig, weil das Hethitische zum Zeitpunkt, als diese Unterscheidung entstand, schon aus dem Verband des Indogermanischen ausgeschieden gewesen sei. Forrer schreibt an der Stelle, dass “die Scheidung in Ost- und Westindogermanen bereits erfolgt” sei, aber laut seiner von Sturtevant 1926: 29 Fn. 2, zitierten persönlichen Mitteilung sei das ein Fehler für intendiertes “noch nicht”.

<sup>110</sup> Im Detail sind seine Herleitungen aber sehr problematisch. Die Medialendungen figurieren denn auch nicht mehr als Argument in Sturtevant 1933: 3, weil “the case is not clear enough to be used as evidence”.

<sup>111</sup> Im Einzelnen sind die meisten vorgebrachten Argumente allerdings wenig zwingend.

<sup>112</sup> Seine früher geäußerte Unentschlossenheit (vgl. S. 41, Fn. 105), ob die Auffälligkeiten des Hethitischen durch entferntere Verwandtschaft oder eher durch beschleunigte Entwicklung erklärt werden sollten, hatte er zu diesem Zeitpunkt offenbar also bereits hinter sich gelassen.

<sup>113</sup> ‘Die *r*-Endungen’ als einheitliches Phänomen gibt es in dieser Form allerdings nicht, weshalb seine spezifische Aufteilung in zentral vs. marginal im Einzelnen bereits bei diesem Kriterium versagt.

d' une part, du neutre de l' autre", und die Unterscheidung von Maskulinum und Femininum daher erst sekundär sei, hat sich im Vergleich zu seinen älteren Arbeiten (vgl. Abschnitt 3.2, ab S. 36) wenig geändert. Sie sind in Meillet 1931: 6–9 lediglich noch einmal in konziser Form zusammengefasst.

Während er die Differenzierung innerhalb des 'genre animé' aber früher in der Vorgeschichte des Indogermanischen ansiedelte, plädiert er unter dem Eindruck des heth. Befunds neu dezidiert für eine nachgrundsprachliche Entstehung des femininen Genus. Dass das Hethitische, angesichts der allgemein guten Bewahrung alter Nominalformen, auf einer Sprachstufe aufbaut, die bereits über eine voll entwickelte Maskulin-Feminin-Opposition verfügte, findet er schwer glaublich. Auch werde der Gegensatz in den frühen Zeugnissen anderer Sprachzweige zunächst zunehmend verdeutlicht, während der in mehreren Familien zu beobachtende Abbau des Genussystems erst später einsetzte. Entsprechend sucht er also nach Hinweisen in den Einzelsprachen, die auf eine unterschiedlich weit fortgeschrittene Entwicklung zum Zeitpunkt des Ausscheidens aus dem gemeinsamen Sprachverbund deuten könnten. Dass das Armenische das Femininum ganz verloren hat, erstaune zwar wegen der späten Bezeugung und den umgebenden Sprachen, denen eine derartige Unterscheidung durchwegs fremd ist, nicht, aber unter anderem die zahlreichen *o*-stämmigen Feminina und  $\bar{a}$ -stämmigen Maskulina, liessen doch vermuten, dass die Vorstufe des Armenischen vielleicht gar nicht über ein gut entwickeltes Feminin verfügt habe. Auch das Lateinische unterscheidet Maskulin und Feminin nur unvollständig: Viele Adjektiva, etwa die *i*-stämmigen (*fortis* usw.) und die  $\bar{a}k$ -stämmigen (*audax* usw.), haben nur eine Form für beide Genera, die Ausbreitung movierter Feminina, etwa der Ersatz von *agnus fēmina* durch *agna*, kann noch in historischer Zeit beobachtet werden und feminine *o*-Stämme (*humus*, *fagus*) sind, ebenso wie maskuline  $\bar{a}$ -Stämme (*agricola*, *scriba*), gut bezeugt. Im Griechischen ist das Feminin etwas konsequenter entwickelt als im Latein, aber auch hier finden sich zahlreiche Adjektiva ohne besondere Femininform, etwa die komponierten *o*-stämmigen und die Komparative des Typs  $\mu\epsilon\acute{\iota}\zeta\omicron\nu$ ,  $\eta\delta\acute{\iota}\omicron\nu$ . Auch *o*-stämmige feminine und  $\bar{a}$ -stämmige maskuline Substantive sind keine Seltenheit, auch wenn letztere im Gegensatz zum Lateinischen mittels eines angefügten Nominativ-*s* als solche gekennzeichnet sind. Dagegen sind weder im Indoiranischen noch im Germanischen, wohl aber im Slawischen und Baltischen, maskuline  $\bar{a}$ -Stämme erhalten und feminine *o*-Stämme fehlen in diesen drei 'zentralen' Gruppen ganz. Daraus folgert Meillet, dass die Unterscheidung von Maskulin und Feminin in älterer Zeit weniger konsequent durchgeführt war, als zum Zeitpunkt, als sich die letzten Sprachzweige abspalteten und sich zwischen einer archaischen, durch die 'marginalen' Sprachen repräsentierten, und einer jüngeren, durch die 'zentralen' Sprachen repräsentierten, Periode ausgebreitet habe. Die Ausbreitung sei in einer "groupe dialectal qui va de l' arménien à l' italique et au celtique" weniger tiefgreifend erfolgt als in einer "autre groupe qui va de l' indo-iranien au germanique" (1931: 16).

Die grundsätzliche Richtigkeit von Meillets Argumentation ist in meinen Augen völlig evident: Wenn, wie er bereits früher gezeigt hat, das feminine Genus ein Spätling im Kategoriensystem des indogermanischen Nomens ist, und wenn die einzelnen Sprachen eine verschieden weit fortgeschrittene Entwicklungsstufe repräsentieren, dann sollte das Rückschlüsse auf die dialektale Gliederung und die Chronologie der Aufspaltung des Indogermanischen zulassen. Seine spezifische Aufteilung in eine zentrale und eine marginale Gruppe, sowie die Gleichsetzung mit der Verteilung der *r*-Endungen ist hingegen nicht überzeugend. So ist z. B. der Entwicklungsgrad des Feminins im Griechischen, das bei den *r*-Endungen

deutlich der zentralen Gruppe zuzuweisen war, nicht deutlich fortgeschrittener als etwa im Lateinischen oder Armenischen.<sup>114</sup> Auch wenn die maskulinen *ā*-Stämme anders als im Lateinischen durch ihre Flexion von den femininen geschieden sind, so sind sie doch zahlreich, genauso wie auch die femininen *o*-Stämme. Das Griechische zeigt hier also eher Ähnlichkeiten mit den marginalen Sprachen als mit den ‘zentralen’ Germanisch und Indoiranisch. Umgekehrt geht es aber z. B. bei den *u*-Adjektiven sogar über das sonst sehr fortgeschrittene Indoiranische hinaus. Gewissermassen spiegelbildlich zum Griechischen verhält sich das Baltoslawische: Die zahlreichen maskulinen *ā*-Stämme sind nicht von den femininen abgesetzt, aber dafür sind die femininen *o*-Stämme bereits eliminiert. Die Datenlage zeigt also nicht eine deutliche Scheidung in marginale und zentrale Dialekte, sondern vielmehr, dass die ausseranatolischen Sprachen zwar das Femininum als etablierte Kategorie gemeinsam haben, aber beim Ausbau des Kontrastes zum Maskulinum (und Neutrum) im Einzelnen auf verschiedenen Wegen verschieden weit gegangen sind. Anders verhält es sich mit dem Anatolischen: Das Feminin fehlt vollständig, was tatsächlich als Hinweis auf ein früheres Ausscheiden aus dem Sprachverbund verstanden werden kann. Dass auch in den anderen Sprachzweigen markante Unterschiede beim Ausbau des Feminins bestehen, stützt diese Auffassung insofern, als unter diesen Umständen die Etablierung als Kategorie erst kurz vor der Aufgliederung des Restindogermanischen wahrscheinlich wird. Somit könnte das Femininum auch dann zwischen dem Ausscheiden des Anatolischen und der weiteren Differenzierung des Indogermanischen entstanden sein, wenn diese Periode der gemeinsamen Weiterentwicklung der ausseranatolischen Sprachen nur relativ kurze Zeit gedauert haben sollte.

In ähnlich modifizierter Weise greift auch Sturtevant (1933: 5) Meillets Befund auf. Er streicht ebenso heraus, dass im Gegensatz zum Anatolischen auch die ‘marginalen’ Sprachen (abgesehen vom Armenischen, wo ein sekundärer Verlust angesichts der jungen Überlieferung wenig erstaunt) ein feminines Genus besitzen, wodurch das anatolische Zweigenussystem als Argument für seine Indo-Hittite-Hypothese verwendbar wird. Diese Meinung vertritt er dann unverändert auch in zahlreichen späteren Arbeiten (vgl. etwa Sturtevant 1933: 162, 1934: 268, 1947: 380f. 1952: 180f.).

### 3.4 Verlusthypothese

Sturtevant's und Meillets Interpretation der hethitischen Fakten ist in der Folge aber alles andere als unbestritten geblieben. Die erste prominente und umfassende Replik gegen Sturtevant stammt von Holger Pedersen, dessen erklärtes Ziel die Demontage von Sturtevant's Indo-Hittite-Hypothese ist. Der Genusfrage widmet er sich gleich zu Beginn seines Buchs (1938: 16ff.) und versucht Meillets Darstellung zu widerlegen, weil diese, auch wenn Meillet selbst das nicht getan habe, “mit einer kleinen Änderung” so ausgelegt werden könnte, dass daraus eine Zweiteilung zwischen Hethitisch und den anderen indogermanischen Sprachen folgen würde. Pedersen kritisiert, dass Meillet die lateinischen *i*-stämmigen Adjektiva als Relikte eines alten ‘genre animé’ wertet, weil es “sich doch ganz von selbst” verstehe, dass Formen wie *suavis* oder *gravis* auf femininem *\*suāduī* usw. beruhen. Diese eine Bemerkung genügt ihm, um die “Behauptung” Meillets, dass das Femininum in den ‘marginalen’

<sup>114</sup>“Le grec pose des questions embarrassantes”, gibt Meillet selbst zu. Dass sich Griechisch und Armenisch in seiner Aufteilung trotz ihrer sonstigen Ähnlichkeiten auf verschiedenen Seiten des Zauns wiederfinden, stimmt sowieso schon misstrauisch.



Sprachen weniger entwickelt war, als unrichtig zu bezeichnen. Damit falle dann gleichzeitig auch eine Hauptstütze für die These, dass das Femininum jünger als das Neutrum wäre. Was die von Meillet lange vor der Diskussion um den hethitischen Befund als Argument für ein jüngerer Femininum verwendeten Asymmetrien bei der Markierung der Genera betrifft, begnügt er sich damit, zu konstatieren, dass man die feminine Motion beim Adjektiv “nur durch Konstruktion” wegerklären könne. Somit gebe es “nicht den geringsten Anhalt für die Entscheidung, ob das Femininum oder das Neutrum älter war”.

Eine eigentliche Auseinandersetzung mit Meillets Argumenten sucht man im ganzen Abschnitt vergeblich, wodurch die gesamte Beweislast darauf liegt, dass es “im Hittitischen unverkennbare Spuren des einstigen Vorhandenseins des Femininums” gebe, die “sich uns im Verlauf der Besprechung der Flexionsklassen ergeben” würden. Diese Spuren erweisen sich dann aber als alles andere als “unverkennbar”: Dass der thematische Akk. Sg. *-an* aus *\*-ām* hergeleitet werden müsse (Pedersen 1938: 21), weil *\*-om* seiner Meinung nach *-un* ergäbe, ist eine zwar bequeme, aber sogar bei ihm eben nur eine von verschiedenen Möglichkeiten.<sup>115</sup> Weiter bemerkt er (1938: 29), dass es “im Hittitischen eine *ā*-Deklination gegeben” haben müsse, weil der Nom.-Akk. Pl. n. auf *-a* ausgeht. Diese Argumentation krankt an einem doppelten Missverständnis, das auch in späteren Jahren immer wieder in der Literatur auftaucht: Die Entwicklungsrichtung vom (singularischen, femininen) *ā*-Stamm zur Pluralendung der Neutra ist sicher nicht *a priori* gegeben, weshalb ohne Zusatzannahmen eins nicht das andere implizieren kann. Wichtiger noch impliziert die Existenz von substantivischen *ā*-Stämmen auch nicht ein feminines Genus. Dies gilt sogar dann, wenn man die Bezeichnung des femininen Sexus für die einzige und ursprüngliche Funktion der *ā*-Stämme halten würde. Die zwingend geforderten spezifisch femininen Kongruenzformen liessen sich daraus höchstens dann konstruieren, wenn sowohl das Primat der femininen Geltung gegenüber dem Plural der Neutra feststünde, als auch eine unabhängige Entwicklung der Kongruenz beim Nom.-Akk. Pl. n. eindeutig ausgeschlossen werden könnte. Diese Beweisführung erscheint aussichtslos und sie wird von Pedersen auch nicht ansatzweise versucht.

Auf den ersten Blick vielversprechender ist das bereits in seiner Einleitung gestreifte Argument, das sich aus der Gleichsetzung des Adjektivtyps *parkui-* ‘rein’, *dankui-* ‘finster’ u.a. mit den lateinischen Adjektiven auf *-ui-* gewinnen lässt. Wenn man wie Pedersen (1938: 35ff.) diese Gleichsetzung als gegeben betrachtet und gleichzeitig auch die traditionelle Herleitung der lateinischen Beispiele aus femininen *ī*-Stämmen akzeptiert, würde dies tatsächlich für das einstige Vorhandensein von femininen Kongruenzformen im Hethitischen sprechen. Weil Pedersen sich im ersten Punkt explizit auf Sturtevant (1934: 268) beruft und somit in der zu diskutierenden Kontroverse zumindest in dieser Hinsicht Einigkeit zwischen den Kontrahenten besteht,<sup>116</sup> soll sich die Kritik an dieser Stelle auf die zweite Voraussetzung,

<sup>115</sup> Weitere Ausgleichungen im Akk. Sg. sind unabhängig von den verschiedenen zur Diskussion stehenden Lautentwicklungen anzunehmen. Bei Pedersen (mit *\*ḡ# > an*, *\*om# > un*) müsste *-an* auf den thematischen Nom.-Akk. Sg. n. ausgedehnt sein und als Quelle käme neben *\*-ām* auch athematisches *\*-ḡ* in Frage. Mit den Lautgesetzen von Melchert 1994a: 181, 186 (*\*ḡ# > un*, *\*om# > an*) muss der athematische Akk. von den thematischen Stämmen übernommen sein. Eine Notwendigkeit *\*-ah<sub>2</sub>m* ins Spiel zu bringen sieht Melchert zurecht nicht, obwohl durch die mögliche Sonderentwicklung von *\*óm# > \*un* (vgl. Akk. Sg. *apūn*, *kūn*) der Ausgangspunkt für *-an* noch geschmälert würde. Vgl. zu *\*óm# > un* (bzw. in seiner Lesart *ōn* wegen *<Cu-u-un>*) auch (weniger tentativ) Kloekhorst 2008: 99.

<sup>116</sup> S. unten Abschnitt 3.4, S. 51 zur Problematik auch dieser Gleichsetzung an sich. Sturtevant wertete die häufigen *i*-stämmigen Adjektiva des Lateinischen und Hethitischen als gemeinsamen Archaismus. Zur Erklärung aus Femininformen äussert er sich kurz und treffend: “Even for Latin the explanation is unsatisfactory, and

die Herleitung der lateinischen Beispiele aus femininen  $\bar{i}$ -Stämmen, beschränken. Tatsächlich finden sich im Lateinischen  $i$ -stämmige statt der unerweiterten Formen etwa bei den  $u$ - und  $nt$ -stämmigen Adjektiven, wo das Griechische und Indoiranische feminine Stämme auf  $*-ih_2$ - aufweisen. Lateinische  $i$ -Adjektiva sind allerdings auch dort häufig, wo üblicherweise keine  $ih_2$ -Stämme rekonstruiert werden (*similis*, *ācer*, usw.) und ausserdem sind derartige Beispiele zwar im Lateinischen und Hethitischen besonders häufig, aber durchaus nicht auf diese beiden Sprachen beschränkt.<sup>117</sup>

Wenn auch sehr spärlich, sind doch sogar im Indoiranischen  $ri$ - und  $vi$ -Adjektive bezeugt.<sup>118</sup> Im Gegensatz zum Lateinischen und Hethitischen, wo die ursprüngliche Quantität des  $i$  nicht eindeutig feststeht, kann eine Länge, und somit die Herleitung aus  $*-ih_2$ -, im Indoiranischen ausgeschlossen werden und im Falle von *jivri*- (RV), *jirvi*- (AV) ‘schwach, gebrechlich’ <  $*g^hrh_2-u+i$ - (s. Mayrhofer 1992: 590, Pinault 1987/88: 313ff. Nussbaum 1976: 67f.) erweist die Kürze in der ersten Silbe auch klar den sekundären Charakter der  $i$ -Erweiterung. Auch das kurze  $a$  von lat. *gravis* ist nur dann verständlich, wenn die Erweiterung erst nach dem Schwund der Laryngale erfolgte (vgl. Nussbaum 1976: 68:  $*g^hreh_2-u+i$ -). Möchte man die Herleitung aus  $ih_2$ -Feminina aufrechterhalten, müsste also mit einer jüngeren Bildung oder zumindest einer Beeinflussung vom nicht bezeugten Maskulinum gerechnet werden.

Eine Entwicklung von  $ih_2$ -Stämmen zu lateinischen  $i$ -Stämmen wird ausser bei den zur Diskussion stehenden Adjektiven üblicherweise nur für *neptis* ‘Nichte, Enkelin’ angenommen, dessen ai. Entsprechung *naptī*- aber bezeichnenderweise der  $v\bar{r}k\bar{i}$ -Flexion angehört und im AV sogar Formen von *naptī*- aufweist (vgl. Wackernagel und Debrunner 1929/30: 183). Die klarsten Fortsetzer der  $ih_2$ -Stämme sind im Lateinischen vielmehr (neben vereinzelt auf  $-ia$ : *avia* ‘Grossmutter’) die Stämme auf  $-\bar{i}c$ - (*genetrīx* usw., vgl. ai. *janitrī*-, gr.  $\gamma\epsilon\nu\acute{\epsilon}\tau\epsilon\iota\pi\alpha$ , usw.).<sup>119</sup> Entscheidend gegen die Herleitung der lateinischen  $ui$ -Adjektive aus  $ih_2$ -Stämmen spricht nun, dass ein solcher Stamm auf  $-\bar{i}c$ - genau auch bei *felix* ‘glücklich’ (<  $*\text{‘fruchtbar’}$ , vgl. gr.  $\theta\eta\lambda\upsilon\varsigma$  ‘weiblich’) vorliegt. Im Gegensatz zu den  $ui$ -Adjektiven ist in diesem Fall die Verallgemeinerung der femininen Form inhaltlich problemlos motivierbar und die Form stimmt mit den eindeutigen Motionsfeminina überein. Nicht nur für das Hethitische, sondern auch für das Lateinische stellt die Rückführung der  $ui$ -Adjektive auf feminine Formen also eine unnötige Komplikation dar.

Im Gegensatz zur Herleitung der lateinischen  $ui$ -Adjektive aus femininen Formen (und damit zumindest potentiell auch der hethitischen Formen), die sich auch in neueren Handbüchern noch häufiger findet (z. B. Meiser 1998: 142, Sihler 1995: 277, 352), spielt Pedersens letzte Spur des Femininins im Hethitischen heutzutage keine Rolle mehr. Er lehnt (1938: 37–40) den Vergleich der hethitischen  $i$ - und  $u$ -Stämme mit langdiphthongischem Nom. (*hurnāiš* ‘Fluch’, usw. und *harnāuš* ‘Gebärgestell’, usw.) mit den Typen von ai. *sákhā*, *sákhye* ‘Freund’ bzw. aw. *dahyāuš* ‘Provinz’ ab, weil er davon ausgeht, dass auch alte Langdiphthonge im Hethitischen monophthongiert worden wären. Daher seien *āi* und *āu* zwei-

for Hittite it is out of the question”.

<sup>117</sup> Vgl. Solta 1976: 123–138, der besonders darauf hinweist, dass die Umgestaltung von  $u$ -Adjektiven nicht nur eine lateinische Erscheinung sei, sondern auch im Keltischen, Germanischen, Baltischen und Slawischen vorkommt. Auch sei die Erweiterung mit  $-i$ - nicht die einzige Art,  $u$ -Adjektive umzubauen, die im Lateinischen vorkomme.

<sup>118</sup> Vgl. Wackernagel und Debrunner 1954: 859 (z. B. ved. *bhūri*- = aw. *būri*- ‘reichlich’, s. Pinault 1998: 89–121) und 915f. (z. B. ved. *ghṛīṣvi*- = *ghṛīṣu*- ‘munter, ausgelassen’).

<sup>119</sup> Dazu auch noch ein Teil der Stämme auf  $-ies$  (s. Klingenschmitt 1992: 127–135).

silbig zu lesen und als mit *\*-jo-* bzw. *\*-ju-* weitergebildete *ā*-Stämme aufzufassen.<sup>120</sup> Dieses Argument für ein Femininum im Vorhethitischen ist einerseits hinfällig geworden, weil heute unumstritten ist, dass nicht nur die Langdiphthonge, sondern sogar ein Teil der Kurzdiphthonge im Hethitischen erhalten sind (vgl. z.B. Melchert 1994a: 148–150, Kloekhorst 2008: 99–101). Andererseits ist auch hier wieder der entscheidendere Mangel in der Argumentation, dass der Nachweis (substantivischer) *ā*-Stämme noch kein feminines Genus impliziert.

Obwohl Pedersens Argumente für die Existenz des Genus femininum im Voranatolischen sich bei näherer Betrachtung als wenig tragfähig erweisen, ist seine Beurteilung später mehrheitlich als entscheidend anerkannt worden, und zumindest in der deutschsprachigen Hethitologie rechnet die *communis opinio* in den folgenden dreissig Jahren damit, dass das hethitische Genussystem aus dem traditionell rekonstruierten durch Verlust des Feminins herzuleiten sei. So schreibt etwa Johannes Friedrich (1940: 14), dass das alte Maskulinum und Femininum im hethitischen Genus commune zusammengefallen seien, und begnügt sich mit einem lapidaren Hinweis auf Pedersen.<sup>121</sup>

Ohne Bezugnahme auf Pedersen argumentiert dagegen Ferdinand Sommer (1947: 52f.), der ein neues und einflussreiches Argument in die Diskussion einbringt. Aus der Tatsache, dass das Suffix *\*-ih<sub>2</sub>-/-jéh<sub>2</sub>-* ablautete, schliesst er direkt auf den Verlust der Kategorie Feminin im Uranatolischen. Folgende Prämissen verwendet er für dieses Schlussverfahren: 1. Das Hethitische weist unbestreitbar ablautende Morpheme auf; somit waren die Vorfahren der Hethiter, „als der Ablaut wirkte“, noch Teil der idg. Sprachgemeinschaft. 2. Morpheme, die Ablautvariation aufweisen, müssten daher schon zu ebendieser Zeit vorhanden gewesen sein; somit könnten diese, wenn sie im Hethitischen fehlen, nur verloren gegangen sein. 3. Das ablautende Suffix *\*-ih<sub>2</sub>-/-jéh<sub>2</sub>-* habe „ursprünglich nur grammatische Feminina“ gebildet; somit impliziere sein Verlust (wegen 2.) auch den sekundären Verlust der Kategorie Feminin als Ganzes. Auf den ersten Blick wirkt diese Argumentationskette stringent, und sie ist auch für mehrere andere Kategorien anwendbar, bei denen die Frage im Raum stand, ob sie das Anatolische verloren oder aber nie besessen habe.<sup>122</sup> Expliziert man nun aber die zusätzlichen, nur gestreiften oder ganz unausgesprochenen Prämissen in Sommers Argumentation, bricht die Kette nicht nur an einer, sondern gleich an mehreren Stellen. Zunächst ist es absolut unerlässlich, dass *\*-ih<sub>2</sub>-/-jéh<sub>2</sub>-* tatsächlich „ursprünglich“ und „nur“ der Femininbildung gedient haben müsste. Ohne diese Voraussetzung implizieren einstiges Vorhandensein und späterer Verlust des Suffixes nicht Vorhandensein und Verlust der assoziierten Kategorie. Sommers Formulierung legt den Schluss nahe, dass er diese Voraussetzung nicht nur bei *\*-ih<sub>2</sub>-/-jéh<sub>2</sub>-* sondern auch bei den *ā*-Stämmen erfüllt sieht, ohne dass er für letzteres aber irgendwelche Argumente beibringen würde.<sup>123</sup> Weiter geht Schritt 2 in der Argumentation

<sup>120</sup> Auch dies ist eine direkte Reaktion auf eine Interpretation Sturtevant's (1933: 102–104, 180–182 und 1937: 57–62).

<sup>121</sup> In der zweiten Auflage (Friedrich 1960: 43) kommt dann lediglich noch der Hinweis auf Sommer 1947: 52–53, 98 (vgl. dazu gleich unten) hinzu.

<sup>122</sup> Schon Sommer selbst stellt das Argument „zugleich für spätere Abschnitte“ vor und greift es dann bei der Besprechung der Komparative (1947: 54), der Komposita (1947: 57), dem System der Tempusstämme des Verbums (1947: 62) und des Optativs (1947: 63) wieder auf. Gerade im letzten Fall ist dieses Argument auch viel später noch als entscheidend anerkannt worden (z. B. Strunk 1984: 144, Harðarson 1994: 31) und es erfreut sich, wenn auch ohne die Implikation auf die Kategorie Feminin, bis heute ungebrochener Beliebtheit (z. B. Kim 2014: 125 Fn. 23).

<sup>123</sup> Dass dies in beiden Fällen nicht zutrifft, darf heute als Teil der *communis opinio* angesehen werden. Vgl.

von der meiner Meinung nach völlig verfehlten (und bei Sommer wiederum ohne Diskussion stipulierten) Annahme aus, dass es sich beim indogermanischen Ablaut um ein einmaliges, zeitlich eng begrenztes Ereignis gehandelt habe. Während zwar durchaus sehr plausibel ist, dass Ablautphänomene ihren Ursprung in lautgesetzlichen Prozessen gehabt haben ('phonologischer Ablaut'), waren sie mit Sicherheit auch später noch als analogisches Muster produktiv ('morphologischer Ablaut'). Ablautende Morpheme mögen also tendenziell zwar sicher alt sein, aber es spricht überhaupt nichts dagegen, dass noch über einen längeren Zeitraum zusätzliche entstanden sind.

Auch zwei Jahrzehnte später hat sich an der vorherrschenden Meinung und den Argumenten dafür wenig geändert<sup>124</sup> und mit den Arbeiten von Annelies Kammenhuber aus den späten Sechzigerjahren (1968: bes. 76-79 und 1969: bes. 135, 137, 192, 253, 279 und 343ff.) erreicht die Gegenbewegung zu Sturtevant's Indo-Hittite-Hypothese einen vorläufigen Höhepunkt. Sie versucht aufzuzeigen, dass die anat. Sprachen keinerlei Revision der "traditionellen" Rekonstruktion erforderlich machten (1968: 70ff.), und greift in diesem Zusammenhang insbesondere die Zweigenustheorie Meillet's scharf an. Sie ist der Meinung, dass das Anatolische nichts über eine spätere Entwicklung des Feminins aussage, sondern vielmehr "über eine spätere Entstehung des genus neutrum, dessen Nominativ-Akkusativ Sg. ... aus dem Akkusativ Sg. mask. der -*ō*-Stämme und dessen Nominativ-Akkusativ Pl. ... aus dem Nominativ Sg. der femininen -*ā*-Stämme" stamme, was die Konstruktion des Nom.-Akk. Pl. n. mit dem Prädikatsverb im Singular begründe. "Meillet's Genus-Theorie" präsentiert sie als Beispiel einer Fehlbeurteilung des Indogermanischen auf Grund des Hethitischen (1968: 76ff.), wobei sie zwar deutliche Worte findet, aber kaum Argumente anführt. Auch eine Auseinandersetzung mit Meillet's vom Hethitischen weitgehend unabhängigen Beobachtungen (vgl. oben Abschnitt 3.2, ab S. 36) sucht man vergeblich. Stattdessen erweckt sie den Eindruck, dass Meillet sein Postulat eines älteren Zweigenussystems im Wesentlichen auf seine "flüchtige Beurteilung des Hethitischen" und Sturtevant's Indo-Hittite-Hypothese gestützt habe. Sie räumt zwar ein, dass Meillet schon in früheren Arbeiten ein Zweigenussystem postuliert habe, erwähnt aber nur einen für dieses Thema eher marginalen Aufsatz (Meillet 1922a: 87-93). Ein Hinweis auf Meillet 1921: 211-229, wo die zentralen Argumente entwickelt sind, fehlt dagegen. Weiter behauptet sie, Meillet sei "zur ausschliesslichen Verwendung der Termini *genre animé* – *inanimé* ... erst um 1931" gelangt, während in den früheren Auflagen der *Introduction* "klar zwischen drei idg. Genera ... unterschieden" worden sei. Diese Darstellung ist aber nicht nur tendenziös, sondern auch sachlich falsch. Wie oben S. 37, Fn. 87 geschildert, erscheinen die Begriffe "animé" (als Oberbegriff für die "sous-genres" Maskulin und Feminin) und "inanimé" an der von Kammenhuber offenbar anvisierten Stelle der *Introduction* bereits in den frühen Zwanzigerjahren (vgl. z. B. Meillet 1924: 156f.) und inhaltlich sind diese beiden Abschnitte schon in der ersten Auflage (1903: 160ff.) eindeutig. Geändert hat sich an Meillet's Haltung in den Dreissigerjahren nur, dass er mit dem Einbezug des Hethitischen beginnt, die von ihm postulierten Entwicklungen für

besonders Abschnitt 6.5, ab S. 127 (zu *\*-ih<sub>2</sub>-/-iéh<sub>2</sub>-*) und Abschnitt 4.3, ab S. 84 (zu *\*-(e)h<sub>2</sub>-*).

<sup>124</sup> Kronasser 1966: 106-108 verweist zwar (neben Pedersen, Friedrich und Sommer) auch auf Sturtevant und Meillet, hält dann aber fest, dass, wegen formalen Resten des Feminins im Hethitischen und "innerer Unwahrscheinlichkeit", das Zweigenussystem des Anatolischen nicht den älteren Zustand darstellen könne. Als "formale Reste" präsentiert er dann (mit Verweis auf Pedersen) wiederum ausschliesslich die Adjektiva auf *-ui-*. Noch knapper und für diese Zeit typisch ist die Behandlung der Frage bei Neumann 1967: 25: Er erwähnt das Fehlen eines femininen Genus im gesamten Anatolischen zwar als gemeinsame Neuerung dieser Sprachen, verzichtet aber ganz darauf, für diese Beurteilung irgendwelche Gründe anzugeben.

nachgrundsprachlich zu halten (vgl. oben S. 39, Fn. 96 zu den tatsächlich erst nach 1931 erfolgten Änderungen in der Introduction). Offensichtlich geht es Kammenhuber nicht um eine Aufklärung der Vorgeschichte des Genussystems, sondern ausschliesslich um die Ablehnung der Idee, dass das Anatolische teilweise archaischer als das Restindogermanische sein könnte. Als Argument gegen “Meillet’s falsche Beurteilung” des Hethitischen genügt ihr dann das Zitat der “rechtzeitigen, fundierten Widerlegung durch Holger Pedersen”.<sup>125</sup>

Auch Kammenhubers Verweise auf eine “kürzere” und eine “der bedeutsamsten Widerlegungen” (1968: 118 Fn. 26) von Friedrich Scholz bzw. Nullo Minissi ergeben keine weiterführende Argumente. Scholz (1962: 57) bemerkt lediglich, dass Meillet’s Thesen für die von ihm besprochenen Erscheinungen im Slawischen nicht relevant seien, weshalb er sie im weiteren nicht berücksichtige. Minissi (1961: 23–41) dagegen befindet sich tatsächlich in einigem Dissens mit Meillet, aber seine Argumentation greift in den hier relevanten Punkten nicht. Wo er gegen Meillet’s Postulat eines Zweiklassensystems als solches argumentiert (1961: 34f.), finden sich nur wenig stichhaltige Affirmationen. Die von Meillet hervorgehobene Assymetrie bei den Genusmarkierungen (vgl. oben Abschnitt 3.2, ab S. 36) erklärt er für bedeutungslos, weil sie nur die Form der Zeichen der Genera, aber nicht die Genera selbst als funktionale Kategorien betreffen.<sup>126</sup> Ausserdem deutet Meillet eine vergleichbare Assymetrie bei den slawischen Genera (vgl. Abschnitt 2.2, S. 6) historisch genau umgekehrt. Natürlich impliziert die verschiedene Art des symbolischen Ausdrucks nicht, dass die Beschreibung des synchronen Systems zwingend mit einer Haupt- und einer Nebenunterscheidung rechnen muss, aber Meillet schliesst aus dieser Verschiedenartigkeit völlig zu Recht darauf, dass die verschiedenartigen Kontraste zu verschiedenen Zeiten und durch unterschiedliche Prozesse entstanden sind. Das gilt sowohl für das Indogermanische als auch für das Slawische. Allenfalls könnte man noch versuchen, Minissi’s Argument zu verwenden, um auf ein höheres Alter der Maskulin-Feminin- gegenüber der Maskulin-Neutrum-Unterscheidung zu schliessen, aber hier ergibt sich das Problem dann tatsächlich, dass aus der Art des Ausdrucks nicht *a priori* auf das relative Alter der Kategorie geschlossen werden kann. Die Assymetrie im formalen Ausdruck spricht zwar in beiden Fällen für verschiedenes Alter der assoziierten Kategorien, lässt aber die Reihenfolge der Entstehung prinzipiell völlig offen. Dass Meillet die Maskulin-Feminin-Unterscheidung für die jüngere hält, hat nichts mit der Art ihrer formalen Realisierung zu tun, sondern lediglich damit, dass sie in den verschiedenen indogermanischen Sprachen weniger gründlich und einheitlich durchgeführt ist, als diejenige zwischen Neutrum und Maskulin/Feminin. Bezeichnenderweise meint Minissi dann dieses historische Element in Meillet’s These dadurch entkräften zu können, dass er stipuliert, dass auch das Hethitische die drei Genera voraussetze, ohne dass er Argumente für diese Ansicht anführen oder in irgendeiner Form auf die Befunde in den ausseranatolischen Sprachen eingehen würde.<sup>127</sup>

<sup>125</sup> Auch an den einschlägigen Stellen in Kammenhuber 1969 ist der sekundäre Verlust des Feminins im Anatolischen zumeist lediglich erwähnt. Die einzigen Ansätze zu einer Argumentation sind wieder ein Zitat Pedersens (Kammenhuber 1969: 135) und ein Hinweis auf die *ui*-Adjektive (1969: 253).

<sup>126</sup> “Se non che la eterogeneità che A. Meillet rileva è inerente al contrassegno, non al genere, e non è possibile stabilire una graduazione dei generi sulla base del modo come sono contrassegnati. Non esiste un più-genere e un meno-genere; la differenziazione tra i generi è una differenziazione funzionale, rilevabile da un contrassegno, e si basa sul valore che i generi hanno nel sistema, non sul fatto che essi siano più o meno chiaramente segnati.”

<sup>127</sup> “Da un punto di vista storico A. Meillet invoca la testimonianza dell’ittito, sulla base della conoscenza che allora se ne aveva; ora però è fuori discussione che l’ittito presupponga uno stadio indoeuropeo con tre generi

Dass neben der bei Kammenhuber am entschiedensten vertretenen und zumindest im deutschen Sprachraum verbreitetsten Meinung durchaus auch eine Gegenposition bestand, wird bei Lektüre der Einleitung von Wolfgang Kastners (1967: 15–20) und Erich Neus Rezension dazu (1969: 235–241) deutlich. Kastner argumentiert wieder mit den Asymmetrien im System der drei Genera, die (zunächst völlig unabhängig vom anatolischen Befund) für eine spätere Entstehung des Femininums sprächen. Das Hethitische betrachtet er mit Sturtevant und Meillet als willkommene Bestätigung dieser internen Rekonstruktion und er sieht “keine stichhaltigen Gründe, die Ursprünglichkeit des hethitischen Genussystems anzuzweifeln” (1967: 16), weil die Annahme, dass das Hethitische das Feminin aufgegeben habe, lediglich durch “angebliche Reste einer Motion” (die oben S. 46 bereits diskutierten *ui*-Adjektive) gestützt werde. Zwei seiner Argumente gegen die Gleichsetzung des *-i*- von *parkui*- usw. mit dem Suffix der Motionsfeminina des *devī*-Typs sind dann allerdings aus heutiger Sicht nicht stichhaltig. Er erwartet eine Spur des Laryngals im Hethitischen, da dieses “die Laryngale erhalten hat”, aber auch wenn *\*h<sub>2</sub>* z. B. im Hethitischen im In- und Anlaut tatsächlich (häufig) als *h(h)* erscheint, bedeutet das natürlich nicht, dass dies auch im Auslaut der Fall sein muss. Weiter spreche der sigmatische Nominativ des Hethitischen gegen die Gleichsetzung. Im Hethitischen sind die asigmatischen Nominative aber derart systematisch ausgemerzt, dass sich daraus überhaupt nichts schliessen lässt. Völlig überzeugend ist dagegen die (leider in eine Fussnote verbannte) Beobachtung, dass vermutlich bereits die Annahme, es handle sich bei *parkui*- usw. um weitergebildete *u*-Adjektive, ungerechtfertigt ist. Das Abstraktum zum deutlichen *u*-Stamm *parku*- ‘hoch’ ist *parkeššar*- ‘Höhe’, während zu *parkui*- ‘rein’ das entsprechend gebildete *parkueššar*- ‘Reinheit’ gehört. Das legt den Schluss nahe, dass in diesem Fall vielmehr mit einem *i*-Adjektiv zu einer Wurzel auf Labiovelar zu rechnen ist.

Neu (1969: 235f., 237–239) greift diese Punkte wohlwollend auf.<sup>128</sup> Im Besonderen zitiert er zur Stützung der Analyse von *parkui*- usw. als *i*-Adjektive mit wurzelhaftem *u* noch die *nu*-Verben *parku-nu*-, *danku-nu*- und *uarḫu-nu*- (zu *parkui*- ‘rein’, *dankui*- ‘dunkel’ und *uarḫui*- ‘rauh’), die wiederum Bildungen ohne *-u*- von *u*-Adjektiven neben sich haben (Neu zitiert *parg-(a)nu*-, *tep-nu*-, *huiš-nu*- von *parku*- ‘hoch’, *tepu*- ‘gering’, *huišu*- ‘lebendig’).<sup>129</sup> Er wendet sich dann auch entschieden gegen Kammenhubers Aussage, dass die Endung *-a* des Nom.-Akk. Pl. n. die femininen *ā*-Stämme voraussetze. Es sei vielmehr von der umgekehrten Entwicklung auszugehen, nämlich “dass sich das Femininum, gekennzeichnet durch *\*-ā*, erst aus dieser “neutralen” oder besser “kollektiven” Endung *\*-ā* entwickelt” habe. Besonders deutlich werde diese Herkunft durch das Nebeneinander von *alpa* und *alpeš* ‘Wolken’, *šuppala* und *šuppaleš* ‘Vieh’ usw. Er möchte daher “kaum noch zweifeln, dass für das Frühindogermanische die Numeri Singular, Dual, Plural und Kollektiv vorzusetzen” seien, wobei sich der Kollektiv dann später zum Feminin einerseits und zum Plural der Neutra andererseits entwickelt habe. Offenbar im Sinne einer Stütze für diese These streicht er

distinti. La tesi risulta pertanto assai debolmente fondato.”

<sup>128</sup> Er akzeptiert Kastners Erwartung eines Laryngalreflexes bei Rückführung von *parkui*- usw. auf *devī*-Stämme, aber rechnet auch mit allenfalls analogischer Sigmatisierung im Nom.

<sup>129</sup> Das würde allerdings die Anknüpfung von *parkui*- an die Wurzel *\*b<sup>h</sup>reh<sub>1</sub>ǵ-* (ved. *bhrājate* ‘glänzt’ usw.) verunmöglichen (vgl. Tischler 2001: 475–479; Kloekhorst 2008: 638f.: *\*prk<sup>h</sup>-(e)i-*, vgl. ahd. *furben* ‘to clean’). Über einen Wurzelansatz *\*d<sup>h</sup>(e)ng<sup>h</sup>-* lässt sich *dankui*- problemlos mit nhd. *dunkel* usw. verbinden (vgl. Tischler 1991: 109f., Kloekhorst 2008: 829). Zu *uarḫui*-, das in jedem Fall eine *i*-Erweiterung sein muss, s. Kloekhorst 2008: 829 (*\*w(e)rh<sub>2/3</sub>u-i-*). – Praktisch zeitgleich findet sich diese Argumentation auch bei Laroché 1970: 52–55, der eine gute Übersicht über das relevante Material bietet. Bei Rieken 2005: 50f. sind alle drei und bei Balles 2009b: 11 *parkui*- und *uarḫui*- als *i*-Adjektive zu *u*-Stämmen angesetzt.

auch noch besonders hervor, dass im Hethitischen nicht nur die Konstruktion des neutralen Plurals mit singularischem Prädikat üblich sei, sondern sogar das attributive Adjektiv häufig zwischen Sg. und Pl. schwanke (z. B. KUB XXIX.7 Rs.59, 60: *idalu uddār* vs. *idalaua uddār*).

Während nun in meinen Augen durch seine Argumentation restlos klar wird, dass die *ui*-Adjektive als Evidenz für ein voranatolisches feminines Genus definitiv ausfallen und somit keine der bis anhin angenommenen Reste eines solchen der Überprüfung standhalten konnten, folgen seine weiteren Thesen (die Entwicklung des Femininums aus einer ‘kollektiven’ Numerusendung) weniger deutlich aus den angeführten Fakten. Zwar rechnet die *communis opinio* heutzutage nicht mehr mit einer Herleitung der neutralen Plurale aus femininen Singularformen, aber die hethitischen Fakten wären sogar mit dieser These nicht prinzipiell unvereinbar. Voraussetzung dafür wäre lediglich, dass das Voranatolische ein voll entwickeltes Feminin besessen haben müsste. Die Doppelplurale (z. B. *alpa* neben *alpeš*) würde man dann als Indiz für einen noch nicht ganz auf das Neutrum beschränkten Gebrauch dieser neugebildeten Plurale deuten und die Kongruenz mit Singularformen bedürfte keiner weiteren Erklärung. Diese Reihenfolge der Entwicklung ist lediglich unwahrscheinlicher, weil das feminine Genus eben nicht nur im Anatolischen völlig fehlt, sondern auch in den übrigen frühen indogermanischen Sprachen im Vergleich zum Plural neutrum noch weniger homogen etabliert ist.

Noch weniger zwingend ist Neus Schlussfolgerung, dass das den neutrischen Pluralen und dem femininen Genus gemeinsam zugrundeliegende Morphem *\*(e)h<sub>2</sub>* als Endung und die damit ausgedrückte Kategorie ‘Kollektiv’ als Numerus rekonstruiert werden müsse. Die Doppelplurale wären mit einer Derivationskategorie ebenso gut vereinbar und die singularische Kongruenz spricht sogar eher gegen die Einordnung als Numerus. Vorausgesetzt werden müsste bei der Bestimmung von *\*(e)h<sub>2</sub>*- als ‘kollektives’ Derivationsmorphem lediglich, dass dieses auf dem Weg seiner Entwicklung zum Neutrum Plural bereits so weit fortgeschritten war, dass seine ursprünglichen Kasusformen ausserhalb des Nom.-Akk. Sg. bereits verlorengegangen waren (vgl. Abschnitt 4.2, ab S. 71). Umgekehrt ist jedoch auch Neus Interpretation zwar nicht aus den angeführten anatolischen Fakten zu erweisen, aber durchaus mit ihnen vereinbar.<sup>130</sup> Die einzige der denkbaren Möglichkeiten, die durch die Doppelplurale und die singularische Kongruenz tatsächlich praktisch ausgeschlossen erscheint, ist, dass *\*(e)h<sub>2</sub>* schon ursprünglich als Zeichen genau des Plurals des Neutrum fungierte. Aus den von Neu vorgebrachten Argumenten aus dem Anatolischen allein lässt sich der grammatische Status des ‘Kollektivs’ im Kategoriensystem des Urindogermanischen also nicht abschliessend beurteilen (s. Abschnitt 4, ab S. 67).

Ende der Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts steckt die Forschung zum Femininum recht eigentlich in einer Sackgasse. Es stehen sich zwei völlig konträre Positionen gegenüber, die allerdings eine wichtige Gemeinsamkeit haben. Beide verbinden die Frage nach dem Alter des femininen Genus direkt mit der Frage nach dem Verwandtschaftsgrad der anatolischen mit den übrigen indogermanischen Sprachen. Die eine Seite versucht zu zeigen, dass das Anatolische ein ‘normaler’ Zweig des Indogermanischen sei, und hält damit auch die The-

<sup>130</sup>Das potentiell stärkste Gegenargument, dass das Verbum keinen Numerus ‘Kollektiv’ aufweist (vgl. Harðarson 1987: 83) ist auch nicht zwingend: Die bei Nomen und Verb markierten Numeruskategorien mögen zwar meistens übereinstimmen, aber gerade wenn sich das Numerussystem im Umbruch befindet, muss das nicht jederzeit der Fall sein. So hat z. B. das Altirische den nominalen, nicht aber den verbalen Dual bewahrt (s. z. B. Thurneysen 1946: 154f., 349).

se eines relativ jungen Feminins für erledigt, während die Gegenposition das Genusssystem des Anatolischen als genaues Abbild des postulierten früheren Zweigenussystem ansehen möchte und damit die “Indo-Hittite-Hypothese” als bewiesen betrachtet.<sup>131</sup> Von den wenigen Forschern, die sich in dieser Zeit nicht auf eine der Extrempositionen festgelegt haben, ist Jerzy Kuryłowicz (1964: 207, 211, 215ff.) das prominenteste Beispiel. Er hält den Kontrast von Maskulin und Feminin zwar für sekundär, aber rechnet dennoch mit Verlust des Feminins im Anatolischen. Weil er aber die zweite Ansicht kaum begründet und an der einzigen Stelle, an der er etwas argumentiert (1964: 217), eigentlich nicht einmal verteidigt, sind seine Überlegungen an dieser Stelle wenig relevant.

In den Siebzigerjahren beginnt sich die Diskussion dann etwas zu entspannen, und die Zahl der Forscher, die zwischen den festgefahrenen Extrempositionen zu vermitteln versuchen, nimmt zu. Deutlich wird das z. B. in einem Aufsatz von Calvert Watkins (1975: 358–378), der der Vertretung der Laryngale im Anatolischen gewidmet ist. Dabei geht es ihm nur darum, anatolische Belege für das Suffix *\*-eh<sub>2</sub>-* aufzuzeigen, während er die Frage, ob das anatolische Zweigenussystem als Archaismus oder Neuerung aufzufassen sei, explizit ausklammert (1975: 363f.): “Ich verzichte bewusst auf eine Diskussion der offensichtlich emotionellen, nationalistischen und sogar theologischen Frage des relativen Alters des *genus femininum* in den indogermanischen Sprachen.” Er findet dieses Suffix in den luwischen Bildungen auf *-ah-i(t)-* (z. B. kluw. *annarummahi* n. ‘Stärke’ mit Abl.-Instr. *annarummahitati* zu *annarumm(i)-* ‘stark’). Das *t* hält er wegen “hethitisierten” Formen (z. B. Gen. *-ahijaš*) für sekundär und bestimmt die Grundform daher als *-ahi-*, wofür er auch einige Belege aus dem Hethitischen (z. B. *pararahhiš* ‘ein Beamter’) und Palaischen (z. B. *putahhiš* ‘?’) anführt.<sup>132</sup> Weiter zeigt er anhand der palaischen Formen des Nom.-Akk. Pl. n., die auf *<-a>*, *<-a-a>* oder *<-a-ga>* (d.h. */-ā/* bzw. */-aγ/*) enden, dass *\*h<sub>2</sub>* im Uranatolischen im Auslaut noch erhalten gewesen sein müsse und erst in den Einzelsprachen lautgesetzlich schwand,<sup>133</sup> wobei dieser Prozess im Palaischen zur Zeit der Überlieferung im Gang gewesen sei. Damit sei auch endlich der philologische Nachweis erbracht, dass die Endung des Nom.-Akk. Pl. n. tatsächlich *\*(e)h<sub>2</sub>* gelautet habe. Aus dem präsentierten Material folgert er, dass das Uranatolische ein Suffix auf *\*-eh<sub>2</sub>-* genauso ererbt habe, wie den Nom.-Akk. Pl. n. *\*-eh<sub>2</sub>*, der wegen der formalen Identität und der singularischen Kongruenz ebenfalls auf dieses Suffix zurückgeführt werden könne. Anders als viele seiner Vorgänger schliesst er aber daraus genau nicht, dass das Anatolische deswegen auch das feminine Genus ererbt haben müsste, sondern bemerkt nur sibyllinisch (1975: 368): “Den mir evidenten Schluss aus diesen Tatsachen zu ziehen ist durchaus zulässig, wenn ich auch hier nicht darauf bestehe.”

<sup>131</sup> Oder jeweils umgekehrt. Welcher Punkt das Argument und welcher den Schluss darstellen soll, ist nicht immer klar ersichtlich.

<sup>132</sup> Im Hethitischen und Palaischen erscheint das Suffix nur in ganz vereinzelt Resten, während es im Luwischen ausserordentlich produktiv war. Auffällig ist auch das belebte Genus der von Watkins angeführten heth. Belege, was im Fall des Beamtentitels aber als Übertragung der Bezeichnung einer Funktion auf die Person, die diese Funktion ausübt, unmittelbar einleuchtend ist (vgl. etwa nhdt. *Wache* ‘Wächter’). Er vergleicht diese anatolische Bildung mit dem griechischen Suffix *-ηίς, -ηίδος*, das besonders Feminina zu *ā*-stämmigen Ortsnamen bildet (vgl. Risch 1974: 142-143). Wegen der Länge des *\*ā* muss allerdings eine parallele Neubildung (gr. *-η+ιδ*) vorliegen, denn altes *\*-ah<sub>2</sub>i(d)-* hätte *†-āi(δ)-* ergeben müssen.

<sup>133</sup> Er hält daher auch den Ansatz von *ah<sub>2</sub>*-Stämmen, die durch Anfügung von *-s* im Nom. in die thematische Flexion überführt worden wären, für möglich, äussert sich aber nicht explizit in diesem Sinne. Vgl. dazu (und auch zu luw. *-ahi(t)-*) Eichner 1973: 59-60 und 89, Fn. 26, der ursprünglich feminines Genus bei diesen Bildungen – ganz im Sinne seiner Lehrerin Kammenhuber (vgl. 1973: 83, Fn. \*) – stillschweigend voraussetzt.



### 3.5 Das Raum-Zeit-Modell

Als Vermittlungsversuch zwischen den verhärteten Fronten von ‘Indo-Hittitern’ und ‘Verlusttheoretikern’ könnte an sich auch das ‘Raum-Zeit-Modell’ der indogermanischen Grundsprache verstanden werden, das Wolfgang Meid ebenfalls an der Fachtagung 1973 in Regensburg vorstellte (1975: 204–219).<sup>134</sup> Aufgehängt an der Feststellung, dass das Indogermanische wie die historisch bezeugten Sprachen “ein nach Raum und Zeit differenziertes Gebilde mit höchst unterschiedlicher Konsistenz” (1975: 204) gewesen sein dürfte, fordert er eine Abkehr von der Vorstellung des rekonstruierten Indogermanischen als einem einheitlichen sprachlichen System. Bei Annahme eines bereits dialektal differenzierten Indogermanischen sei hingegen ein Kompromiss möglich zwischen den beiden kontrovers diskutierten Alternativen, der Erklärung des Anatolischen aus dem etablierten Modell des Indogermanischen und dem Postulat einer indo-hethitischen Grundsprache, aus der dann einerseits das Anatolische und andererseits das Indogermanische hervorgegangen wären. Er hält fest, dass sich weder “das Hethitische in plausibler Weise und ohne Härten aus dem “Standard-Modell” des Indogermanischen ableiten” lasse, noch “gemeinsame Neuerungen des Rest-Indogermanischen gegenüber dem Hethitischen in solcher Zahl und Qualität nachweisbar” seien, “dass auf eine längere separate Existenz der beiden angenommenen Sprachzweige des supponierten Indo-Hethitischen geschlossen werden könnte”. Angesichts dieser Fakten sei die einzige plausible Annahme, dass die Ausgliederung des Anatolischen zwar früher als bei den übrigen Sprachzweigen eingesetzt habe, es aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht zu einer endgültigen Trennung gekommen sei, sodass das Anatolische spätere Neuerungen immer noch mitgemacht haben könne, wenn auch, wegen seiner Randlage, in geringerem Ausmass als die übrigen Sprachen, bei denen die Abspaltung zwar in ähnlicher Weise vorstatten gegangen sei, aber später eingesetzt habe. Dieses Szenario einer fortschreitenden dialektalen Differenzierung, während der die verschiedenen Dialekte aber durchaus noch in Kontakt seien und interagieren könnten, habe auch gravierende Auswirkungen auf die Rekonstruktion. Nehme man es ernst, könne nicht mehr davon ausgegangen werden, dass die vorgenommenen Rekonstruktionen alle auf einer synchronen Ebene, einer einheitlichen indogermanischen Ursprache, zu liegen kämen.

Zum fehlenden Feminin im Anatolischen äussert Meid (1979: 165–169) sich dahingehend, dass es *a priori* nicht sehr wahrscheinlich sei, dass sich im Anat. aus einem voll ausgebildeten Dreigenussystem eben dieses Zweigenussystem mit seinen Gliedern belebt vs. unbelebt entwickelt haben sollte, das als Vorstufe für das Dreigenussystem der anderen Sprachen angenommen werden müsse und auch in diesen Sprachen seine Spuren hinterlassen habe. Das Argument, dass auch in andern Sprachzweigen das Genussystem auf zwei Glieder reduziert wurde, akzeptiert er deshalb nicht, weil in diesen Fällen jeweils zuerst das Neutrum und erst in einem zweiten Schritt allenfalls auch die Opposition Maskulin vs. Feminin aufgegeben worden sei. Dazu komme auch noch der Umstand, dass das Neutrum im Dreigenussystem, wie schon seine Bezeichnung ausdrückt, keine positive semantische Definition besitze, während das heth. ‘Neutrum’, das nicht als persönlicher Agens fungieren kann, über eine ebensolche verfüge, weshalb die Bezeichnung unbelebt, im Sinne von

<sup>134</sup> Weiter ausgeführt dann in Meid 1979: 159–176. Inhaltlich ist sein Modell mit demjenigen von Francisco R. Adrados weitgehend identisch (s. z. B. 1962: 145–151, 1968 [1–47], sowie seine persönliche Darstellung der Forschungsgeschichte in 1992: 1–28). Dessen bereits seit den frühen Sechzigerjahren vertretenen Auffassungen wurden aber vom indogermanistischen Mainstream kaum rezipiert.

“nicht wirkend”, angebrachter sei. Die Argumente, die für die Existenz des Feminins in einer Vorstufe des Hethitischen angeführt wurden, lehnt er allesamt ab. Die Aussage, dass vom hethitischen Nom.-Akk. Pl. n. auf *-a*, der mit singularischem Prädikatsverb konstruiert wird, auf ein ehemaliges Feminin auf *\*-eh<sub>2</sub>* geschlossen werden könne, sei völlig wertlos, weil diese Tatsache einzig und allein beweise, dass ein ‘Kollektivum’ auf *-ā-* vorhanden war, während die Annahme eines femininen Genus für dieses Suffix eine bloße Unterstellung “ex posteriori” sei. Dasselbe gelte für das Argument, dass der Ablaut der später der Motion dienenden Suffixe diese Motion schon voraussetze. Wiederum sei so lediglich die formale Existenz dieser Suffixe, nicht aber deren semantischer Inhalt zu beweisen (1979: 167f.).<sup>135</sup> Zum Vergleich des Typus *parkui-* mit lat. *tenui-* usw. bemerkt er, dass das Lateinische lediglich zeige, dass dort die *u*-Adjektive zu *i*-Stämmen geworden sind, was angesichts der Häufigkeit der *i*-Deklination nicht überrasche und eine Überführung via die Feminina keineswegs zwingend erfordere (1979: 168). Dasselbe gelte auch für die hethitischen Wörter, wenn diese nicht ohnehin mit Kastner und Neu als *i*-Stämme zu Wurzeln auf Labiovelar aufgefasst werden müssten, was allerdings durch das ausserhethitische Vergleichsmaterial nicht völlig gesichert werden könne. Als letztes Argument führt er schliesslich noch an, dass die Annahme, der weitgehende lautliche Zusammenfall von *o*- und *ā*-Stämmen habe die Aufgabe der Opposition von Maskulin und Feminin nach sich gezogen, keineswegs unproblematisch sei. Wäre das Feminin als eine wesentliche Kategorie empfunden worden, was in einem Dreigenussystem tatsächlich der Fall gewesen sein müsste, hätte man die *o*- und *ā*-Stämme wohl nicht ungehindert verschmelzen lassen, zumal es ein Leichtes gewesen wäre, sie mit formalen Mitteln zu erneuern. Aus diesen Betrachtungen schliesst Meid, dass es ein Femininum im Anatolischen niemals gegeben habe.

Am Beispiel des Feminins wird leicht deutlich, weshalb Meids Modell in der Folge keineswegs als Kompromissvorschlag verstanden wurde. Während seine Argumente gegen die Verwertbarkeit der bisher angeführten Spuren eines femininen Genus im Anatolischen durchaus stichhaltig sind, wirken die gegen die Wahrscheinlichkeit eines Verlustes vorgebrachten ziemlich beliebig. Dass die Kategorie Feminin in einem Dreigenussystem irgendwie privilegiert sein sollte und daher nicht als erstes geschwunden, sondern bei einem lautlichen Zusammenfall erneuert worden wäre, widerlegen z. B. die skandinavischen Sprachen und diese zeigen auch, dass dabei ein relativ ähnliches System wie das für das Indogermanische erschlossene resultieren kann. Dass eine solche Entwicklung im Anatolischen dermassen früh erfolgt wäre und keinerlei Spuren z. B. beim Pronomen hinterlassen hätte, wäre zwar tatsächlich überraschend, aber sicher nicht unmöglich. In der Praxis ist Meids Position also doch wieder klar einem der entgegengesetzten Lager zuzurechnen, denn er beschränkt sich ganz darauf, die bisher vorgebrachten Argumente für ein ehemals vorhandenes Feminin im Anatolischen zu bestreiten und sieht die seit Meillet postulierte Vorstufe des Dreigenussystems in den hethitischen Genera direkt und unverändert fortgesetzt. Zumindest hinsichtlich der Genera versucht er nicht einmal ansatzweise, dem Rekonstrukt gemäss seinem Postulat zeitliche oder räumliche Tiefe zu geben. So wünschenswert Meids Forderung, die indogermanische Grundsprache als natürliche Sprache zu begreifen und dies auch in das Rekonstruktionsverfahren einfließen zu lassen, grundsätzlich erscheint, so wenig vermögen also seine eigenen Darstellungen diesen Anforderungen gerecht zu werden. Die räumliche und

<sup>135</sup> Wie oben S. 48 ausgeführt, kann man in dieser Aussage noch weiter gehen: Dass das Anatolische ablautende Kategorien ererbt hat, lässt noch nicht den Schluss zu, dass zu dieser Zeit bereits alle ablautenden Formantien ausgebildet gewesen sein müssen.

zeitliche Gliederung bleibt auch in anderen Bereichen äusserst schematisch und beschränkt sich im Wesentlichen darauf, für aufeinanderfolgende Stadien sukzessive komplexere Formen anzusetzen.

Entsprechend ist die darauf folgende, lebhafte Debatte um die Rekonstruktionsmodelle über weite Strecken im Bestreben motiviert, Meids lediglich als neue Spielart der ‘Indo-Hittite-Hypothese’ verstandenes Modell mit methodischen Argumenten zu entkräften. Wie vorher in der Femininfrage ist also auch hier die an sich äusserst relevante Diskussion von den vorgefassten Meinungen zur Deutung des anatolischen Befunds überlagert und beide Seiten instrumentalisieren ihre methodischen Erwägungen zur Durchsetzung der jeweiligen Extremposition. In der Reaktion auf die Vorschläge von Meid und Neu, der dessen Modell für seine Interpretationen des Verbalsystems aufgreift (Neu 1976: 239–254), hat sich besonders Bernfried Schlerath (1981[82], 1982/83, 1985, 1987) mit einer ganzen Reihe von Aufsätzen hervorgetan. Seine Hauptaussage ist, dass der Versuch einer räumlichen und zeitlichen Gliederung zwingend bedeute, dass man “das Feld der Rekonstruktion verlassen” müsse und sich “auf das Gebiet der mehr oder weniger unverbindlichen historischen Spekulation” begeben (Schlerath 1981[82]: 181). Dies folgt für ihn daraus, dass die vergleichende Rekonstruktion in seiner Interpretation wesensgemäss zu einer der Zeit und dem Raum ganz enthobenen Abstraktion einer ‘Sprache’ ohne Variation führen müsse.<sup>136</sup> Er suggeriert, dass ‘die Rekonstruktion’ im Gegensatz zur historischen Interpretation ein exaktes Verfahren sei, das nicht dadurch verwässert werden sollte, dass man sie “mit der Erforschung der Vorgeschichte des Indogermanischen sozusagen in einem Arbeitsgang zu verbinden” versuche (1982/83: 55).

Eine etwas nähere Betrachtung seiner Ausführungen darüber, was ‘die Rekonstruktion’ umfasst, und darüber, welche Konsequenzen für das Rekonstrukt die einzelnen Teilbereiche beisteuern, lässt diesen scharfen Gegensatz dann aber zusehends zerfliessen, denn einen grossen Teil der überzeugenden Wirkung gewinnen seine Ausführungen aus einem schwankenden Gebrauch des Begriffs ‘Rekonstruktion’. Es ist an vielen Stellen nicht klar, ob er sich seine Aussagen gerade auf die “Rekonstruktion im engeren Sinne”, oder gar auf die “unmittelbare Rekonstruktion” beziehen,<sup>137</sup> oder ob vielmehr der gesamte Rekonstruktionsprozess gemeint ist, dessen Resultat die rekonstruierte ‘Sprache’ ist. Entscheidend für die Abgrenzung zum Raum-Zeit-Modell ist das Verschwinden aller Varianz aus dem Rekonstrukt. Es ist nun unzweifelhaft richtig, dass jede rekonstruierende Operation zu einer Reduktion der Varianz führt. Wenn wir z. B. aus den Phonemen *a* der Sprache *X* und *b* der Sprache *Y* das Phonem \**c* rekonstruieren, ist die Variation zwischen *a* und *b* beseitigt. Wiederholt man dieses Prozedere, erhält man, falls die phonologische Rekonstruktion gelingt, ein invariables Proto-Phonemsystem. Bereits daraus schliesst Schlerath, dass das Rekonstrukt keine dialektalen Varianten haben kann, weil Dialekte sich durch verschiedene Phonemsysteme auszeichnen.<sup>138</sup> Dieses invariante System ist genau dann erreicht, wenn alle einzelnen Verei-

<sup>136</sup> “All forms of the individual languages, which are the basis for that reconstruction disappear in the “reconstruct”. They are molten down. Accordingly, a reconstructed language has necessarily and logically no dimension of time and no dimension of space.” und “... the diatopical, diaphasic and diastratic varieties ... disappear in a common base.” (Schlerath 1987: 44)

<sup>137</sup> Die beiden Begriffe sind bei Schlerath nicht austauschbar. Die “Rekonstruktion im engeren Sinne” (1981[82]: 76) umfasst die “unmittelbare Rekonstruktion”, sowie die “Erschliessung der Wortbildungs- und Flexionsregeln” (1985: 12).

<sup>138</sup> In diesem Zusammenhang ist allerdings auch zu beachten, dass die Unterschiede zwischen eng verwandten Dialekten in der Regel sehr klein sind, wenn man nur die phonologisch relevanten Kontraste betrachtet.

nigungspunkte erreicht sind, was keineswegs bei allen gleichzeitig geschehen sein muss.<sup>139</sup> Zwischen dem invarianten Zustand und den überlieferten Varianten gibt es also bereits in der Phonologie genügend Raum für dialektale Gliederungen.

Dies gilt umso mehr für die Rekonstruktion der Morphologie, einerseits wegen der abnehmenden “Strukturdichte” (Schlerath 1982/83: 57), andererseits weil auch Schlerath hier nach der “Rekonstruktion im engeren Sinn” (d. i. der direkten lautlichen Rekonstruktion der einzelnen Formen) weitere nötige Arbeitsschritte annimmt (1981[82]: 176). Sowohl “die Zusammenführung der rekonstruierten Formen zu möglichst wenig Paradigmen mit möglichst wenig Nebenformen”, als auch “die endgültige “Bereinigung” des Paradigmas durch “diachronische Interpretation”” involvieren klar die Beseitigung von Varianten, die also offenbar nach dem ersten Schritt übriggeblieben sein müssen. Für ersteres erlaubt er auch “interne Rekonstruktion”, d. h. er rechnet auf der von ihm angenommenen hintersten Projektionsebene mit Variation, die erst durch weitere Rekonstruktion innerhalb des Rekonstrukts eliminiert wird. Der letzte Schritt, für den er auf Szemerényi (1975: 337–342) verweist,<sup>140</sup> schliesslich enthält ‘diachronisch’ und ‘Interpretation’ bereits in seiner Bezeichnung. Auch Schlerath sieht also Bedarf, nach der eigentlichen Rekonstruktion (d. h. der lautlichen Projektion der Formen) durch historische Interpretation Ordnung in die gesammelten Rekonstrukte zu bringen. Die Möglichkeit der internen Rekonstruktion zur Bereinigung der Paradigmen macht auch deutlich, dass an diesem Punkt die letzte, variationslose Abstraktionsebene noch nicht erreicht ist. Wie Schlerath (1985: 12) selbst bemerkt, steht für die Interpretation und die chronologische Schichtung aber der Zeitraum zwischen dieser “Rückwand” und der ersten Bezeugung in den Einzelsprachen zur Verfügung. Schleraths Verfahren unterscheidet sich also in den von ihm thematisierten Punkten überhaupt nicht vom von Meid vorgeschlagenen. Die direkte Rekonstruktion der Morphologie führt in jedem Fall zu einer Sammlung von möglichen Varianten, bei denen in jedem Einzelfall entschieden werden muss, ob er als Neuerung beurteilt werden kann und soll, und wenn ja, wo diese Neuerung in der relativen Chronologie am sinnvollsten zu platzieren ist, oder ob sie als (diatopische, diastratische usw.) Variante bereits der vorangehenden Schicht angehörte.<sup>141</sup> In erster Linie sind beide Seiten einfach hinsichtlich der spezifischen diachronen Interpretation anderer Meinung und kaschieren diesen Umstand mittels einer methodischen Diskussion.

Ihre verschiedenen Meinungen interessieren im Einzelnen an dieser Stelle wenig, denn

---

Der grössere Teil der Variation betrifft gewöhnlich phonetische Unterschiede, die das System der Kontraste weitgehend unberührt lassen.

<sup>139</sup> Dass die Erstellung des rekonstruierten Systems eine zusätzliche Operation erfordert und dieses somit nicht automatisch aus den rekonstruierten Einzelpunkten folgt, akzeptiert offensichtlich auch Schlerath, wenn er schreibt: “The correspondent phonemes always merge in one point and that merging took, of course, place at different times. ... If I want to bring the isolated phonemes of the base language into one coherent system I must bring these phonemes on the abstract line of the earliest divergence.” (1987: 44)

<sup>140</sup> Zur Illustration, wie diese Operation zu verstehen sei, präsentiert Szemerényi an dieser Stelle seine sehr spekulativen Rekonstruktionen der Vorgeschichte der Personalpronomina.

<sup>141</sup> Dieses Prozedere kann (aber muss natürlich nicht notwendigerweise) so lange wiederholt werden bis dem Rekonstruktionsverfahren der ‘Brennstoff’ der Variation ausgeht und ein sehr abstrakter, variationsloser ‘Ereignishorizont’ erreicht ist. Dieser hat mit einer natürlichen Sprache dann tatsächlich zwangsläufig nicht mehr viele Gemeinsamkeiten, denn es liegt im Wesen des Rekonstruktionsverfahrens, dass sie zwar unter günstigen Umständen neu entstandene Varianten auf ihre invarianten Vorstufen zurückführen kann, aber unmöglich eine einst vorhandene Varianz hinter invarianten Elementen aufdecken kann. Aus demselben Grund wird das Rekonstrukt mit zunehmender Tiefe auch immer ärmer an Kategorien, weil das Rekonstruktionsverfahren zwar neugebildete eliminieren, aber spurlos verlorengegangene nicht wiederherstellen kann.

der Streit um den Archaismus des Anatolischen hat sich in dieser Phase ganz auf die Beurteilung des Verbalsystems verlegt und die Genusfrage spielt nur noch eine Nebenrolle. Stattdessen muss noch der Punkt angesprochen werden, in dem sich Meids Modell tatsächlich vom von Schlerath verteidigten unterscheidet. Für letzteren ist der Stammbaum in seiner klassischen Form eine notwendige Konsequenz der Rekonstruktion,<sup>142</sup> weshalb er festhält: “Setzt man das oben angegebene [Raum-Zeit-]Modell in einen Stammbaum um, so erhält man unvermeidlich das Sturtevantische Schema” (1981[82]: 179). Meid hingegen macht auf eine historische Möglichkeit aufmerksam, die eine Herausforderung für ein einfaches Stammbaummodell darstellen kann. Die Aufspaltung einer mehr oder weniger homogenen Sprache in mehrere Tochtersprachen ist nur in Ausnahmefällen ein plötzliches Ereignis ohne nennenswerte zeitliche Ausdehnung. Vielmehr bleiben die sich auseinanderentwickelnden Dialekte oft noch über längere Zeit in Kontakt, und solange sie gegenseitig verständlich und in Grammatik und Wortschatz ähnlich sind, können sich Neuerungen auch über bereits früher etablierte Unterschiede hinweg ausbreiten.<sup>143</sup> Ein Stammbaummodell, das nur binäre Spaltungen zulässt, sieht sich hier mit dem Problem konfrontiert, dass nicht beide Spaltungen gleichzeitig und auf die gleiche Art abgebildet werden können. Wenn drei Dialekte ( $X$ ,  $Y$ ,  $Z$ ) zwei Neuerungen ( $a$ ,  $b$ ) durchgemacht haben, wobei  $X$  und  $Y$  an  $a$ , aber  $Y$  und  $Z$  an  $b$  Anteil hatten, ergeben sich drei Sprachen die durch die Merkmale  $+/-a$  und  $+/-b$  definiert sind:  $X_{+a/-b} \neq Y_{+a/+b} \neq Z_{-a/+b}$ . Die Darstellung als rein binärer Stammbaum müsste in dieser Situation entweder  $+a$  oder  $+b$  als Knoten postulieren und das jeweils andere Merkmal unberücksichtigt lassen. Will man nicht allein aus Darstellungsgründen gezwungen sein, das unausgedrückte Merkmal als Entlehnung oder parallele Neuerung zu qualifizieren, muss die ausschliesslich binär verzweigte Darstellungsform aufgegeben werden. Das Resultat ist im abstrakten Beispiel ein komplexer Knoten, der die Merkmale  $a$  und  $b$  umfasst und zu den drei Sprachen  $X$ ,  $Y$  und  $Z$  führt. Ein solcher Stammbaum ist nach wie vor die übersichtlichste Visualisierung der groben Entwicklung, aber die rechenförmig verzweigten Knoten sind lediglich als schematische Andeutungen der komplexeren historischen Prozesse zu verstehen.

### 3.6 *i*-Mutation

Eine neue mögliche Spur eines der an der femininen Kongruenz beteiligten Suffixe erwähnt Frank Starke in seiner Darstellung der luwischen Kasusendungen. Im Luwischen alternieren *i*-stämmige, belebte Nominative und Akkusative mit *a*- oder konsonantstämmigen Formen in den übrigen Kasus und im Nom.-Akk. des Neutrums. In einer Fussnote schlägt er vor, dass diese ‘*i*-Motion’ auf das Suffix  $*-ih_2/-jéh_2-$  zurückgeführt werden könnte (1982: 408f., Fn. 3). In seiner längeren Darstellung des Phänomens (Starke 1990: 59–90, bes. 85ff.) versucht er dann, die ‘*i*-Motion’ im Ansatz bereits für das Uranatolische plausibel zu machen, was mit ein Grund ist, dass er nicht mehr das ablautende Suffix der *devī*-Stämme, sondern das nicht ablautende der *vrkī*-Stämme dahinter sehen möchte.<sup>144</sup> Als Evidenz für ein im Ana-

<sup>142</sup>Schlerath 1987: 45f. “... the *Stammbaum* which is the automatic result of the procedure of reconstruction. The *Stammbaum* is a fact. Perhaps it was never a historical reality, but it reflects a reality like a two-dimensional photo reflects a three-dimensional world.”

<sup>143</sup>Letztendlich könnte man die Diskussion also durchaus auch als Neuaufgabe der Kontroverse um Stammbaum- und Wellenmodell betrachten.

<sup>144</sup>Das liegt zu einem guten Teil daran, dass die von ihm auf  $*-uo$ -Stämme zurückgeführten *ui*-Adjektive zu den wenigen möglichen Resten im Hethitischen gehören. Daher nimmt er an, die ‘*i*-Motion’ stamme zunächst von den thematischen Stämmen, was sich mit dem *vrkī*-Suffix besser verträgt. Allerdings ist zu beachten,

tolischen ehemals vorhandenes Feminin interpretiert er das Phänomen nicht, denn er nennt als hauptsächliches Motiv die “Ausdrucksverstärkung der bereits bestehenden Genusopposition” (1990: 87). Bei genauerem Hinsehen scheint nicht einmal die Laryngalhaltigkeit des Suffixes zwingend vorausgesetzt zu sein, denn er analysiert die *vr̥kī*-Stämme als *h*<sub>2</sub>-Ableitungen zu *i*-Stämmen, “wobei letzterer, die Rolle eines Obliquusstammes übernehmend, als Grundlage der Ableitungen erscheint.” (1990: 88) Dieses *-i-* vergleicht er mit dem Caland-*i* und nimmt als Ausgangspunkt ein Nebeneinander von *i-* und *a-*Stämmen bei einigen Adjektiven im Uranatolischen an.

Norbert Oettinger (1987: 35–43) hat dann versucht, die Frage mehr von der indogermanischen Seite her zu beleuchten. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist das Faktum, dass die ‘*i*-movierten’ Formen bei den thematischen Stämmen den Themavokal verdrängen, woraus er schliesst, dass “irgendein genetischer Zusammenhang” mit den *i*-haltigen Suffixen “des Caland-Systems im weiteren Sinne” bestehe (1987: 36). Die Bildungen mit kurzem *\*-i-* schliesst er aus, allerdings nicht, weil er der Meinung wäre, dass die luwischen Formen auf einen langen Vokal zurückgeführt werden müssten. Er nennt drei klare Funktionen des kurzen *\*-i-*, die alle als Quelle für die ‘*i*-Motion’ wenig wahrscheinlich erscheinen. Diese umfassen exozentrische Adjektive zu *o*-Stämmen, welche er aber nur als *Vr̥ddhi*-Bildungen und als Ableitungssuffix in Possessivkomposita annimmt, ferner Abstrakta zu thematischen Stämmen, die zuletzt eine Beschränkung genau auf das Genus commune der Adjektive erwarten liessen, und schliesslich das eigentliche Caland-*i*, das nicht mit *\*-o-*, sondern mit *\*-ro-* alterniert. Auch die Verbindung mit den Suffixen der *devī*- und *vr̥kī*-Stämme ist allerdings nicht ganz unproblematisch, denn erstere sind in erster Linie von athematischen Basen zu erwarten, und letztere dienen der Ableitung von substantivischen Zugehörigkeits- und Motionsbildungen. Voraussetzung für die von ihm favorisierte Herleitung aus dem Suffix *\*-ih*<sub>2</sub>-/*-iéh*<sub>2</sub>- ist daher, dass Paare des Typs *\*deiyu-o-* ~ *\*deiyu-ih*<sub>2</sub>- bereits in voranatolischer Zeit nicht nur vereinzelt existierten, sondern auch produktiv waren. Oettinger geht explizit von der femininen Motion als Ausgangsfunktion aus. Im Anatolischen wäre dann das ursprüngliche Femininzeichen einerseits zur deutlichen Markierung des neuen Genus commune auch in die Maskulina übernommen worden, andererseits aber auf Nominativ und Akkusativ beschränkt worden, was Oettinger als “Reduktion auf das Wichtigste” bezeichnet. Nominativ und Akkusativ sind jetzt aber genau diejenigen Kasus, in denen die beiden anatolischen Genera sowieso durch die Endungen differenziert sind. Wenn tatsächlich das Bedürfnis entstand, diesen Kontrast deutlicher zu markieren, wäre das in den obliquen Kasus, in denen dieser nicht bereits durch die Endungen markiert war, umso mehr zu erwarten gewesen.

An diesem Punkt knüpft dann auch die Kritik von H. Craig Melchert (1994b: 231–244) an, der Oettingers Vorschlag in der Folge weiterentwickelt. Auch er vermutet das *devī*-Suffix als Quelle für die ‘*i*-Motion’, weil die von Starke favorisierten *vr̥kī*-Stämme im Gegensatz zu den luwischen *i*-Formen immer eine derivationelle Bedeutung aufweisen. Er kommt auch zu einem von Starke in einigen Punkten abweichenden Befund, was die Verteilung der Formen über die einzelnen Stammklassen betrifft. Im Besonderen bestreitet er mit Verweis auf *uāšun* Akk. Sg. c. ‘gut’ das Alter der ‘*i*-Motion’ bei *u*-Stämmen und es sei auch keine deutliche Präferenz für die thematischen Stämme zu erweisen (vgl. die Zusammenstellung 1994b:

---

dass gerade die *a*-stämmigen Substantive sogar noch im Luwischen nur selten ‘*i*-Motion’ aufweisen (Starke 1990: 63).

232f.). Ebenso bestreitet er, dass sich die ‘*i*-Motion’ auch im Hethitischen<sup>145</sup> und Palaischen nachweisen lasse. Wie Oettinger rechnet auch er mit einer Herleitung aus femininen Formen, die nach dem weitgehenden Zusammenfall von Maskulin und Feminin als Markierungen des Genus commune verallgemeinert wurden. Ganz anderer Meinung ist er dagegen bezüglich der obliquen Kasus: “Since the restriction to the animate nominative and accusative cannot be motivated as an innovation, we must regard it as an archaism” (1994b: 235). Das Anatolische habe also zwar das feminine Genus ererbt, aber dieses sei zuerst nur im Nominativ und Akkusativ markiert gewesen, also den Kasus die auch als einzige Commune und Neutrum differenzierten. Die Entwicklung wäre also zweistufig erfolgt: Im Frühindogermanischen sei das Feminin nur im Nominativ und Akkusativ markiert gewesen und das Anatolische setze nur diesen Zustand voraus.<sup>146</sup> Im Hethitischen und Palaischen sei dann diese Differenzierung durch Verallgemeinerung der schwachen Kasus wieder abgebaut worden, während *-ī-* in den luwischen Sprachen (und weniger systematisch im Lydischen) als Markierung des neuen Genus commune noch produktiver geworden sei. Die Verwendung der femininen Suffixe auch in den obliquen Kasus sei hingegen als Neuerung des Spätindogermanischen anzusehen, weshalb mit einer früheren Trennung der anatolischen Sprachgruppe gerechnet werden müsse.

Insgesamt vermögen alle diese Szenarien nicht wirklich zu überzeugen,<sup>147</sup> denn sie erfordern alle eine Reihe von Annahmen, die nur schwer plausibel zu machen sind. Ein deutlicher Fortschritt gegenüber der Diskussion in den vorangegangenen Jahrzehnten ist hingegen, dass die Beurteilung des anatolischen Befundes relativ unvoreingenommen erfolgt, und dass die Frage nach der Entstehung des femininen Genus nicht mehr in aprioristischer Weise damit verbunden wird.<sup>148</sup> Auch wenn Oettinger sich am Ende für eine Herleitung aus einem voll entwickelten indogermanischen Feminin entscheidet, verfolgt er doch auch die Möglichkeit, dass das Anatolische den ursprünglichen Zustand fortsetzen könnte, und er hält explizit fest, dass er trotz der schlussendlich favorisierten Lösung das feminine Genus als eine im indogermanischen erst relativ spät entstandene Kategorie betrachtet (1987: 43, Fn. 32). Umgekehrt ist Melcherts Ergebnis, dass das Anatolische sich vermutlich vor der vollständigen Entwicklung des femininen Genus aus dem Verband der übrigen Sprachen gelöst habe, deutlich nicht von einer schon zu Beginn gehegten Erwartung diktiert, sondern folgt vielmehr ungezwungen aus seiner Interpretation der Fakten.

Für die Fragen um die Entwicklung des femininen Genus ist die ‘*i*-Motion’ oder ‘*i*-Mutation’, wie sie heute – genau um die Assoziation mit dem femininen Genus nicht in den Vordergrund zu stellen – häufiger genannt wird,<sup>149</sup> meiner Meinung nach mittlerweile irrelevant geworden. Elisabeth Rieken (2005) hat klar aufgezeigt, dass sich die ‘*i*-Mutation’ ausgehend von kurzvokalischen *i*-Stämmen durchaus stimmig motivieren lässt. Vorausge-

<sup>145</sup> S. zu den hethitischen Alternationen zwischen *a*- und *i*-Stämmen ausführlich Rieken 1994.

<sup>146</sup> Ein Vorteil dieser Auffassung ist, dass bei den substantivischen anatolischen *ā*-Stämmen (vgl. dazu gleich unten ab S. 61) dann nur im Nom. Pl. mit einem analogisch beseitigten Laryngalreflex gerechnet werden müsste, wohingegen bei durchgehendem Suffix das völlige Fehlen von Reliktformen mit *-h(h)*- eher überraschte, da solche Formen in den obliquen Kasus regulär gewesen wären.

<sup>147</sup> Melchert selbst hat seine Interpretation in der Zwischenzeit zurückgenommen, vgl. z. B. Melchert 2014: 259.

<sup>148</sup> Deutlich wird diese entspanntere Haltung gegenüber dem Anatolischen z. B. auch bei Tichy 1993: 1f., 17f. (vgl. Abschnitt 5.2, ab S. 93), die explizit darauf hinweist, dass ihre Überlegungen zur Entstehung des Feminins unabhängig von der Beurteilung des Anatolischen seien. Ob das Anatolische das Femininum verloren oder nie besessen habe, habe lediglich Einfluss auf die chronologische Einordnung dieser Prozesse.

<sup>149</sup> So zuerst Rieken 1994: 43, Fn. 6 nach einem Vorschlag von Günter Neumann.

setzt ist bei ihr nur das allgemein akzeptierte Nebeneinander von akrostatischen *i*-Abstrakta und thematischen Adjektiven, wohingegen die proterokinetischen *i*-Adjektive erst einzelsprachlich hinzugebildet seien. Für das Anatolische sind solche auf jeden Fall klar vorauszusetzen, wie die zahlreichen, nicht mit der ‘*i*-Mutation’ in direkter Verbindung stehenden Beispiele des Hethitischen zeigen (*mekki-* ‘viel(e)’, *šalli-* ‘gross’, *ḫarki-* ‘hell, glänzend’, usw.). Die Beschränkung der *i*-Adjektive auf das Genus commune im Luwischen (und z. T. im Lydischen) erklärt sich aus der Beobachtung, dass auch in anderen Fällen statt der neutralen Form des Adjektivs ein zugehöriges neutrales Abstraktum Verwendung fand.<sup>150</sup> Die spezifische Konstellation bei der ‘*i*-Mutation’ kann daher zustande gekommen sein, dass neben den *i*-Adjektiven substantivierte Neutra des thematischen Adjektivs als Abstrakta fungierten,<sup>151</sup> und diese Formen zusammen in ein adjektivisches Paradigma integriert wurden. Dieses Muster wurde im Luwischen dann produktiv und auf weitere thematische Stämme ausgedehnt. Die ‘halbkonsonantische’ Klasse (z. B. *ādduwāl(i)-* ‘böse’) lässt sich hier ebenso problemlos anschliessen: Auszugehen ist von einem Abstraktum *ādduwāl* ‘Bosheit’, das getreu dem Vorbild der ‘halbthematischen’ Stämme unverändert als Neutrum ins Paradigma des davon abgeleiteten Adjektivs *ādduwāl(i)-* übernommen wurde (2005: 65f.). Schliesslich ermöglicht die Rückführung auf proterokinetische Adjektive auch die gleichzeitige Erklärung der Beschränkung der *i*-Formen auf Nominativ und Akkusativ und zweier lautlicher Besonderheiten. Die nicht seltenen Pleneschreibungen im Nom. und Akk. Sg. c., die auch als Hinweis auf eine Herleitung aus *\*-ih<sub>2</sub>-* gewertet wurden, können als durch von den obliquen Kasus verallgemeinerte Suffixbetonung verursacht verstanden werden und diese Betonung ermöglicht auch eine sehr einleuchtende Erklärung des Abl.-Instr. *-ādi* (mit Lenierung und häufiger Pleneschreibung, vgl. Melchert 1994a: 245). Dieser kann nicht direkt auf eine thematische Form zurückgeführt werden, weil dann je nach Betonung entweder nicht leniertes *-āti* oder kurzes *-adi* zu erwarten wäre. Unter der Annahme, dass *\*j* zwischen gleichen Vokalen auch im Luwischen schwand (Rieken 2005: 67–71, Kimball 1999: 364–366 gegen Melchert 1994a: 130), lässt es sich hingegen auf suffixbetontes *\*-óji-oti* mit Lenierung zwischen unbetonten Vokalen und Länge aus Kontraktion zurückführen.

### 3.7 Anatolische *ā-* und *ī-*Stämme

Während mit dem Wegfall der ‘*i*-Mutation’ als möglicher Evidenz alle Spuren für (*devī-*)*ih<sub>2</sub>-*Stämme<sup>152</sup> und damit für die femininen Kongruenzformen der athematischen Adjektive hinfällig geworden sind, sind die Hinweise auf Fortsetzer von *eh<sub>2</sub>-*Stämmen in den anatolischen Sprachen seit den 1990er-Jahren deutlicher geworden. In früheren Phasen waren Ansätze anatolischer *ah<sub>2</sub>-*Stämme praktisch ausschliesslich durch etymologische Erwägungen zu stützen und sie fanden sich in erster Linie in Arbeiten, die durch deren Nachweis direkt auf die ehemalige Existenz des femininen Genus in diesem Zweig schliessen wollten.<sup>153</sup> In diesem Sinn argumentiert auch noch Jón Axel Harðarson (1994: 32–39), der die konkreten Beispiele des Optativs und des Feminins als Stützen der ‘Verlustrhypothese’ diskutiert. Als unvermeidbare Ansätze für anatolische *ah<sub>2</sub>-*Stämme nennt er *ḫašša-* ‘Herd’ (vgl. lat. *ara*),

<sup>150</sup> Z. B. *\*h<sub>1</sub>ós-u-* ‘gut (n.), Gut’ neben *\*h<sub>1</sub>és-u-* ‘gut’. Vgl. dazu ausführlich Widmer 2004: 113–162.

<sup>151</sup> In Riekens spezifischem Szenario sind diese Abstrakta synchron im Uranatolischen als die Ableitungsbasen der *i*-Adjektive anzusehen (2005: 62).

<sup>152</sup> Zu weiteren möglichen Reflexen von *vykī-*Stämmen s. noch unten S. 65.

<sup>153</sup> Eine wichtige Ausnahme sind die luwischen Abstrakta auf *-ah<sub>2</sub>-i(t)-* (Watkins 1975, s. oben S. 53), die durch den Laryngalreflex eindeutig sind.



*hīšša-* ‘Deichsel’ (vgl. ai. *īšā-*), *hulana-* ‘Wolle’ (vgl. lat. *lana*, ai. *ūrñā-*) und kluw. *uana-* ‘Frau’ (< \**g<sup>u</sup>en-ah<sub>2</sub>*-). Aus deren Existenz schliesst er nicht direkt auf ein ehemaliges feminines Genus, aber in Kombination mit seinen Ergebnissen zu den indogermanischen ‘Kollektiva’ (Harðarson 1987, s. dazu 4.2, ab S. 71) ergeben sie tatsächlich ein wichtiges Argument dafür. Wenn die ‘Kollektiva’ (und Abstrakta) auf \*-*ah<sub>2</sub>*- tatsächlich zunächst neutrale Singulare waren, müssten sie im Anatolischen als Neutra und nicht als Communia fortgesetzt sein, ausser wenn sie sich bereits vor Ausscheiden des Anatolischen zu nicht neutralen Singularen entwickelt hatten, denn für einen Genuswechsel vom Neutrum zu Commune ist tatsächlich kein Motiv erkennbar.

Als “Exkurs” diskutiert Harðarson (1994: 35–39) dann noch detaillierter das Beispiel *hašša-*, das eine interessante Verteilung der Pleneschreibungen aufweist: Dem Akk. *hāššan* mit Plene der ersten Silbe stehen oblique Kasus mit Plene in der zweiten Silbe gegenüber (Gen. *haššāš*, Dat.-Lok. *haššī*, Abl. *haššāz*), was deutlich für einen mobilen Akzent spricht. Harðarson interpretiert das als getreue Bewahrung der ursprünglichen Akzentuierung eines vom Wurzelnomem abgeleiteten, proterokinetischen Kollektivums. Melchert 1994b: 235f. teilt Harðarsons Auffassung, dass die *ah<sub>2</sub>*-stämmigen Communia des Anatolischen auf Feminina zurückzuführen seien, aber er führt das Wort als Beispiel für seine These an, dass feminines \*-*ah<sub>2</sub>*- ursprünglich nur im Nom. und Akk. vorhanden gewesen war und bezeichnet es als “secondary “proterokinetic” derivative” vom Wurzelnomem *haš(š)-* ‘Asche; Seife’. Dieser Aspekt der von Melchert 1994b geäusserten Thesen soll zumindest als Möglichkeit im Auge behalten werden, denn immerhin ist \*-*ah<sub>2</sub>*- bei den auch von Harðarson ebenfalls auf ‘Kollektiva’ zurückgeführten neutralen Pluralen ebenso nur im Nom.-Akk. realisiert. Anders als die des Femininum ist die Existenz solcher neutralen Plurale im Anatolischen völlig unkontrovers. Dass sich im Anatolischen keinerlei Spuren von Formen mit *-ah(h)*- auftreiben lassen, obwohl dies neben dem Nom. Pl. auch in allen für das Anatolische vorauszusetzenden obliquen Kasusformen die lautgesetzliche Entwicklung gewesen wäre, ist ausgehend von \*-*ah<sub>2</sub>*- auch in den obliquen Kasus ebenfalls schwerer verständlich (aber natürlich nicht unmöglich) als bei einer auf Nom. und Akk. beschränkten Markierung.

Ebenso unbedingt weiterzuerfolgen ist das gemeinsame Argument von Harðarson und Melchert, dass die genannten Beispiele die Existenz von nicht neutralen *ah<sub>2</sub>*-Stämmen im Voranatolischen zwingend voraussetzen. Dass dies allerdings gleichzeitig auch ein feminines Genus zwingend voraussetzt, gilt nur, wenn man die spezifischen Prämissen ihrer Szenarien als gegeben betrachtet. Zweifel daran, dass dies die einzige Möglichkeit ist, weckt bereits eine Äusserung Melcherts (1994b: 237, seine Sperrung): “We may therefore<sup>154</sup> assume that Anatolian inherited only feminine nouns in \*-*eh<sub>2</sub>*-.” Weil ein feminines Genus aber definitivisch ein entsprechendes Kongruenzmuster voraussetzt, können diese Substantive auch nicht auf sinnvolle Art ‘Feminin’ genannt werden,<sup>155</sup> solange die Kongruenz (noch) nicht existiert. Argumente für feminine Adjektivformen finden sich auch bei Harðarson keine. Während also aufgrund dieser Untersuchungen jedes Szenario zur Genese des Feminins mit *ah<sub>2</sub>*-Stämmen im Genus commune des Anatolischen rechnen muss, folgt daraus noch nicht eine voranatolische Entwicklung des femininen Genus als durch Kongruenz markierte

<sup>154</sup> Das bezieht sich darauf, dass er selbst (gegen Melchert 1992: 48, Fn. 16) im vorangehenden Abschnitt mögliche Spuren für adjektivische Femininformen auf *-a* im Lykischen als unsicher bezeichnet und auf die fehlende Femininkongruenz bei Pronomina verweist.

<sup>155</sup> Ausser bei kluw. *uana-* ist bei den diskutierten Beispielen auch eine rein semantisch verstandene Bezeichnung als ‘Feminin’ ausgeschlossen.

Kategorie.<sup>156</sup>

Eine enorme Verbreiterung der Materialbasis für anatolische *ah*<sub>2</sub>-Stämme hat sich etwa gleichzeitig aus dem verbesserten Verständnis der lykischen Lautlehre ergeben. Offenbar unabhängig voneinander waren Melchert 1992 und Rasmussen 1992 zum Schluss gekommen, dass im Lykischen gemeinanatolisches \**o* und \**a* nicht zusammengefallen, sondern in ungestörter Entwicklung durch *e* bzw. *a* fortgesetzt sind. Die Verteilung der beiden Vokale ist durch Umlautprozesse in beide Richtungen massiv verändert worden, so dass diese Vertretungen lange unerkant blieben.<sup>157</sup> In letzten Silben lassen die lykischen Vokale aber offenbar ganz direkte Rückschlüsse auf die Vorformen zu, wodurch im Lykischen im Gegensatz zu den übrigen anatolischen Sprachen eine eindeutige Unterscheidung von *ā*- und *o*-Stämmen möglich wird. Das einschlägige Material hat dann Ivo Hajnal (1994: 135–171, bes. 142–155) zusammengestellt und interpretiert. Diese Auflistung birgt mehrere eher überraschende Befunde, die für die Entwicklung des femininen Genus von einiger Relevanz sind.

Während die fraglichen Stämme im Nominativ und Akkusativ durch den *a*-Vokal deutlich von den thematischen Stämmen geschieden sind, ist der Dat. Sg. auf *-i* mit diesen (und den Konsonantstämmen) identisch. Auch im Dat. Pl. findet sich sporadisch *-e* wie bei thematischen und Konsonantstämmen statt dem üblichen *-a*. Hajnal deutet das als Bestätigung von Melcherts Analyse von heth. *hāšša-* und rechnet damit, dass das Suffix noch nicht durch das ganze Paradigma durchgeführt war (1994: 156–158).<sup>158</sup> Gruppiert man die Beispiele nach ihrer Funktion, findet sich zunächst eine erwartbare Gruppe von Kollektiva und Abstraktbildungen (z. B. *pdda-* ‘Platz, Stelle’, *pjata-* ‘Gabe’, *χñtawata-* ‘Herrschaft’). Hajnal hält diese Funktion für “im Ansatz ererbt” (1994: 158–161), bemerkt dazu dann aber sofort, dass sich darunter kaum alte Bildungen befänden.<sup>159</sup> Bemerkenswert ist, dass in einigen Fällen die Umbildung zum singularischen *a*-Stamm noch im Gang ist. So gibt es bei den deverbalen Bildungen auf *-ata-* sowohl solche wie *pjata-* mit Akk. Sg. *pjatu* (< \**pijatā*, s. Hajnal 1994: 156), als auch solche wie (*rñma-*)*zata*, die synchron noch als Nom.-Akk. Pl. fungieren.<sup>160</sup> Daraus schliesst Hajnal, dass “pluralische Neutra kollektivistischer Natur die wichtigste Quelle der lyk. Abstrakta auf *-a(-)* bilden”, und er vergleicht den Umbildungsprozess mit Fällen wie lat. *opera* f. < Pl. n. oder ital. *la foglia* Sg. f. ‘Blatt’ < lat. Pl. n. *folia* (1994: 159–161). Dass dieser Prozess aber den Ausgangspunkt der ganzen Klasse der lykischen *a*-Stämme darstellt, ist aus mehreren Gründen unwahrscheinlich. Die lateinischen und romanischen Beispiele illustrieren die Überführung von einzelnen Fällen aus einer bestehenden Kategorie in eine andere, die ebenfalls bereits vorher existiert hat. Zudem ist mit dem Nominativ eine Scharnierform gegeben, die diesen Übergang plausibel macht. Wie hingegen durch einen ähnlichen Prozess die Schaffung eines neuen singularischen Akkusativs

<sup>156</sup>In diesem Sinn äussert sich jetzt auch Melchert 2014: 259: “the existence of grammatically animate nouns such as Hittite *hāšša-* ‘hearth’ in Anatolian in no way proves that such nouns were at that stage grammatically feminine.”

<sup>157</sup>Vgl. neben Melchert 1992 und Rasmussen 1992 vor allem noch Hajnal 1995: 76–99, 105–123, der deren Thesen am gesamten lykischen Material geprüft hat.

<sup>158</sup>Ausser im Dat. Sg. sind die Formen mit durchgeführtem *-a-* allerdings die häufigeren und die Genitivadjektive auf *-ehe/i-*, sowie die Abl.-Instr. auf *-edi*, die neben *-ahe/i-* und *-adi* relativ oft vorkommen, müssen nicht alt sein, da sie auch durch *i*-Umlaut zustande gekommen sein können.

<sup>159</sup>Dies dürfte vor allem auch damit zusammenhängen, dass die deverbalen Abstrakta bereits im Anatolischen bzw. im Luwischen zu \**ā-dḡ* ~ \**ā-dn-* bzw. \**aḡ-id(-)* erweitert wurden (Hajnal 1994: 136f., 161).

<sup>160</sup>Beides nebeneinander bei *wawa-* ~ *uwa-* ‘Rind’: Akk. Sg. *wawā*, *wawu* und Akk. Pl. *wawa*, *uwa* (Hajnal 1994: 146)

motiviert werden könnte, bleibt rätselhaft, besonders da es sich bei den Beispielen nicht um solche handelt, bei denen ein Wechsel ins Genus commune aus der Semantik begründbar wäre. Weiter muss für die Weiterbildungen auf *\*-ā-d<sub>l</sub>* ~ *\*-ā-dn-* und *\*-ah-id(-)* wohl sowieso eine ältere Schicht von suffigierten Bildungen auf *\*-ah<sub>2</sub>-* vorausgesetzt werden.<sup>161</sup>

Neben den ‘Kollektiv/Abstrakta’, sowie einigen konkreten Substantiven (z. B. *χaha-* ‘Altar’, *χupa-* ‘Grab’), die allenfalls auch darauf zurückgeführt werden könnten, umfassen die lykischen *a*-Stämme nun aber auch eine bemerkenswert grosse Gruppe von Personenbezeichnungen. Dazu gehören neben *mahāna-* ‘Gott’ eine Reihe von Verwandtschaftsnamen mit sowohl weiblicher (*kbatra-* ‘Tochter’, *χñna-* ‘Grossmutter’, *lada-* ‘Frau’) als auch männlicher (*χuga-*, *χahba-* ‘Enkel’) Referenz, das produktive Suffix *-aza-*, das “Nomina agentis bzw. Berufsbezeichnungen” bildet (Hajnal 1994: 151; z. B. *kumaza-* ‘Priester’, *zχχaza-* ‘Krieger’, vgl. Laroche 1979: 98ff.), sowie einheimische und fremde Ethnika und Namen (z. B. *Tlawa-*, *Pttara-*). Hajnal versucht diese ‘personellen’ *a*-Stämme letztlich aus der ersten Gruppe herzuleiten, indem er sie mit überlieferten Fällen wie russ. *gosпода* ‘Herr’ < alt-russ. ‘Gasthaus’, lit. *gyrà* ‘Prahlhans’ > ‘Ruhm’ vergleicht (1994: 161–163). Er räumt aber selbst ein, dass die Gruppe der Kollektiva und Abstrakta (v. a. wegen der Produktivität der weitergebildeten Suffixe) wenig Kandidaten für Individualisierungen im Lykischen selbst zulässt und versucht daher die Möglichkeit der Ausbreitung von einer schmalen Basis ererbter, individualisierter Bildungen auf *\*-ah<sub>2</sub>-* aufzuzeigen.<sup>162</sup> Zumindest eine Kerngruppe von Beispielen, die die Produktivität in individualisierender Funktion im Lykischen ermöglicht, muss also bereits für eine frühere Phase vorausgesetzt werden. Damit existiert auch bereits eine Klasse, die als Vorbild für die singularische Flexion der Abstrakta und Kollektiva fungieren kann. Auch die singularischen Formen von *wawa-* ‘Rind’ (s. S. 63, Fn. 160) und *χawa-* ‘Schaf’ (Akk. Sg. *χawā*) lassen sich so als Singulativbildungen zu ursprünglichen Kollektiva verstehen.

Dass nicht nur die singularische Flexion, sondern die *a*-Stämme an sich im Lykischen individualisierende, singulative oder substantivierende Funktionen übernehmen können, zeigen auch die Verwendungsweisen bei Adjektiven. Das produktive *-(a)za-* kann als *a*-Ableitung zu *-ze/i-* (z. B. in den Ethnika *Pttaraze/i-*, *Sppartaze/i-*) interpretiert werden. Im Gegensatz zu letzteren, die meist adjektivisch gebraucht sind, bildet *-(a)za-* “exklusiv substantivische Personenbezeichnungen” (Hajnal 1994: 152). Als Substantivierungen sind auch die von Partizipien abgeleiteten *hāta-* ‘eigene Person, eigener Körper’ und *lāta-* ‘Toter’ (vgl. kluw. *ulantiš*) zu verstehen. Hajnal interpretiert daher auch das als Epitheton neben dem Theonym *Malija* gebrauchte *hriχuwama* als substantivische Apposition und nicht als attributives Adjektiv. Ebenso können die scheinbar mit *χupa* ‘Grab’ kongruierenden *tibeija* und *apñχahbija* als prädikativ verwendete, ursprüngliche Abstrakta aufgefasst werden.<sup>163</sup>

<sup>161</sup> Wenn man möglichst wenige solche Bildungen voraussetzen möchte, könnte man allerdings argumentieren, dass *\*-ah<sub>2</sub>-* erst in diesen komplexen Bildungen selbst als Suffix aufgefasst werden muss. Ob es sich bei *\*-ā-d<sub>l</sub>* usw. um sekundäre Ableitungen zu Stämmen mit einem entwickelten Paradigma oder um Hypostasen von (z. B. als neutrische Plurale fungierenden) Formen handelt, lässt sich letztlich wohl nicht entscheiden.

<sup>162</sup> Als aussichtsreichster Ausgangspunkt bietet sich ihm hier natürlich *lada-* an, für das er Entsprechungen im Slawischen anführt (russ. *lada* ‘Gemahl(in)’) und das aus einem Abstraktum *\*‘Liebe’* hergeleitet werden könnte.

<sup>163</sup> Hajnal 1994: 155, 163–165. Die erwartete adjektivische Kongruenz mit den Formen des Genus commune ist bei den lyk. *a*-Stämmen ansonsten gut belegt. Dass diese Beispiele nicht als Evidenz für eine alte (feminine?) Kongruenz zu werten sind, vermerkt auch schon Melchert 1994b: 237 und jetzt 2014: 259 (gegen Melchert 1992: 48, Fn. 16).

Noch entschiedener als Hajnal streicht Melchert (2014: 260–265) die Wichtigkeit ‘individualisierender’ *ah*<sub>2</sub>-Stämme heraus. Anregungen von Alan J. Nussbaum folgend (vgl. 2014a: 304–306) rechnet er mit einer bereits alten Doppelfunktion von *\*-ah*<sub>2</sub>-, das einerseits exozentrische Abstrakta, Kollektiva und Konkreta, sowie andererseits endozentrische Substantivierungen und Individualisierungen (mit maskuliner oder femininer Referenz) bildete.<sup>164</sup> Er spricht sich dezidiert dagegen aus, dass die lykischen Stämme auf *-(a)za-* einfach als ‘personifizierte’ Abstrakta oder Kollektiva aufgefasst werden sollten, sondern rechnet mit einem Nebeneinander der beiden Funktionen bereits im Anatolischen und im Indogermanischen.<sup>165</sup>

Obwohl sich die vermuteten Spuren von *dev̄*-Stämmen im Anatolischen im Gegensatz zu denen der *ā*-Stämme als wenig beweiskräftig herausgestellt haben und daher die adjektivischen *ī*-Feminina bzw. ihre Vorläufer für das Voranatolische nicht vorausgesetzt werden müssen,<sup>166</sup> ist in jüngerer Zeit doch noch eine Spur eines *ī*-Stamms dazugekommen. Allerdings handelt es sich dabei genau um einen *vyk̄*- und nicht einen *dev̄*-Stamm. Paul Widmer (2005: 190–208) hat überzeugend aufzeigen können, dass die *vyk̄*-Stämme, die im Gegensatz zu den *dev̄*-Formen einen durchgängig nullstufigen Stamm *\*-iH-* und einen *s*-Nominativ aufweisen, nicht das Suffix *\*-ih*<sub>2</sub>- (*~ \*-iéh*<sub>2</sub>-) enthalten, sondern besser als hypostasierte Instrumentale auf *\*-i(-)h*<sub>1</sub> interpretiert werden sollten. Sie sind typischerweise zu thematischen Stämmen gebildet, zu denen ein *i*-stämmiges Abstraktum gehört haben kann. Durch Rückbezug des Instrumentals des *i*-Abstraktums auf das substantivierte Neutrum des thematischen Adjektivs entsteht ein Muster für die direkte Ableitung von thematischen Substantiven. In prädikativer Stellung können diese Instrumentale dann als Possessiv- oder Zugehörigkeitsbildungen interpretiert werden und die Hypostase mittels der nominalen Endungen ermöglicht schliesslich die Verwendung auch in anderer syntaktischer Umgebung.<sup>167</sup> Dieser Typ sei auch die Quelle von heth. *nakk̄*- ‘schwer, wichtig, schwierig’, das nicht die übliche Flexion eines *i*-Adjektivs aufweist (Widmer 2005: 200–203). Auffällig ist einerseits die häufige Pleneschreibung, die auf betontes *i* schliessen lässt, und andererseits das Fehlen des bei adjektivischen *i*-Stämmen üblichen Suffixablaufs. Genau diese ungewöhnliche Verbindung von konstanter Betonung mit konstanter Nullstufe ist ein auffälliges Merkmal der *vyk̄*-Stämme, weshalb die Identifikation mit diesen die Auffälligkeiten von *nakk̄*- tatsächlich zwanglos erklären kann.

Zusammenfassend ist also festzuhalten, dass sich aus dem Anatolischen keine zwingenden Hinweise ergeben, dass adjektivische *ah*<sub>2</sub>- und *ih*<sub>2</sub>-Stämme bereits im Voranatolischen existierten. Damit besteht auch keinerlei Grund, die feminine Kongruenz und das dadurch defi-

<sup>164</sup> Nussbaum und Melchert sehen diese Doppelfunktion unter anderem auch bei den (akrostatischen) *i*-Stämmen, wo neben (exozentrischen) Abstrakta (z. B. lat. *ravis* ‘Heiserkeit’ von *ravus* ‘heiser’) auch (endozentrische) Konkreta (z. B. aw. *tiyri-* m. ‘Pfeil’ > *\*‘der Scharfe’* von *tiyra-* ‘scharf’) bezeugt sind. Ein bereits altes Nebeneinander von z. B. *“... \*s(e/o)lh*<sub>2</sub>*i-* *\*‘the grown/great one’ ... ← \*se/olh*<sub>2</sub>*o-* ‘grown, great’ ... beside *\*s(e/o)lh*<sub>2</sub>*i-* *\*‘growth’ ...”* würde auch die bei Rieken 2005 vorausgesetzten Prozesse zur Genese der ‘*i*-Mutation’ (oben S. 60) etwas vereinfachen.

<sup>165</sup> Vgl. dazu Abschnitt 4.3, ab S. 84. Die Bildungen auf *-(a)za-* sind wohl schon für das gesamte Luwische vorauszusetzen (Melchert 2014: 261 nennt hlww. *kumaza-*) und übereinstimmend mit Hajnal 1994: 152 verweist er darauf, dass Kollektiva zu Adjektiven auf *-ze/i-* im Lykischen durch direkte Substantivierung gebildet würden (2014: 262: *pr̄neze/i-* ‘household’ < *\*‘belonging to the house’*).

<sup>166</sup> S. noch Melchert 2014: 260, Fn. 6f. zu möglichen aber nicht zwingenden Reflexen von *dev̄*-Stämmen im Anatolischen. Er nennt als Kandidaten die *i*-Mutation bei *nt*-Stämmen, sowie heth. *mekk̄* (Laws §47A).

<sup>167</sup> Widmer 2005: 191 illustriert diesen Prozess mit den deutschen Adjektiven, die aus Adverbien hypostasiert sind, z. B. *das Fenster ist zu → das zu(n)e Fenster*.

nierte feminine Genus für diese Sprachstufe vorauszusetzen. Hingegen sind neben den neutralen Pluralen auch singularische substantivische  $ah_2$ -Stämme eindeutig belegt und auch für einen  $\nu\check{r}k\bar{i}$ -Stamm findet sich ein – meines Wissens allerdings isoliertes – Beispiel. Von zentraler Bedeutung für die weitere Argumentation ist dabei besonders, dass es sich bei den  $ah_2$ -Stämmen nicht um Neutra, sondern um Communia handelt. Neben den aus Kollektiva oder Abstrakta herleitbaren Beispielen enthält diese Gruppe auch produktive Bildungen mit substantivierender und individualisierender Funktion. Letztere lassen sich nicht zwanglos als jüngere Umbildungen von neutralen Pluralen (oder deren unmittelbaren Vorstufen) erklären, weshalb dieser Typ ererbt sein dürfte. Allerdings fordert das anatolische Material also zwar die Rekonstruktion von  $ah_2$ -Stämmen mit Nominativ-Akkusativ-Unterscheidung, aber es bietet keine Hinweise darauf, dass diese eine besondere Assoziation mit dem weiblichen Sexus gehabt haben könnten. Somit besteht auch kein Anlass, darin Relikte eines verlorenen femininen Genus zu vermuten.

## 4 ‘Kollektiva’

### 4.1 Die formale Ähnlichkeit von Femininum und Neutrum Plural

Es ist in erster Linie Johannes Schmidts Verdienst, der Auffassung, dass femininer Singular und neutrischer Plural letztlich auf ein und dieselbe Bildung zurückzuführen seien (J. Schmidt 1889: 34–37), zu allgemeiner Akzeptanz verholfen zu haben, auch wenn er in dieser Frage durchaus Vorläufer gehabt hat. Er selbst gibt an, dass er den Gedanken, dass die idg. neutralen Plurale “principiell die selbe bildung sind wie die semitischen plurales fracti ... bisher nur in einem verschollenen, von den indogermanischen sprachforschern, wie es scheint, überhaupt nicht beachteten buche ausgesprochen gefunden” habe.<sup>168</sup> Als Parallele dienen ihm also die sogenannten ‘gebrochenen Plurale’ in den semitischen Sprachen, bei denen ein ‘femininer’ Plural zu einem maskulinen Singular gehört.<sup>169</sup> Bisweilen steht neben einer solchen ‘femininen’ Pluralform ein zweiter, regelmässig maskuliner Plural, der dann distributiv aufzufassen sei, wohingegen die ‘feminine’ Form eine kollektive Bedeutung habe.<sup>170</sup> Diese Erscheinung lasse sich direkt mit den idg. ‘Doppelpluralen’ des Typs gr. κύκλος ‘Kreis, Rad’ → κύκλα ‘Radsatz’ vs. κύκλοι ‘Kreise’ vergleichen, für die er zahlreiche Beispiele besonders aus dem Griechischen, Lateinischen und Awestischen anführt (1889: 5–8).<sup>171</sup> In mehreren Fällen lässt sich dabei ein Bedeutungsunterschied zwischen maskulinem, distributivem und neutralem, kollektivem Plural feststellen, deutlich z. B. bei lat. *loca* ‘Gebiet’ vs. *loci* ‘Orte’ zu *locus*.

Das zweite Argument, das Schmidt für seine Herleitung der neutrischen Plurale aus Singularformen mit kollektiver Bedeutung vorbringt, ist die syntaktische Besonderheit, dass verschiedene idg. Sprachen bei einem Subjekt im Pl. n. eine singularische Verbalform verwenden. Auch diese Erscheinung ist am deutlichsten im Griechischen und Awestischen fassbar, während das Vedische nur vereinzelte Fälle beisteuert (1889: 1–5). Aufgrund dieser beiden “that-sachen” folgert Schmidt, dass der neutrale Plural des Indogermanischen auf “ursprünglich collective feminine singulare” zurückzuführen sei, wobei er annimmt, dass die bezeugten Formen ursprünglich Nominative gewesen seien, die erst dadurch, dass sie sich hauptsächlich bei Neutra festgesetzt hatten, in Analogie zum neutralen Singular auch als Akkusative verwendet worden seien. Ebenso seien die ursprünglich singularisch gebildeten obliquen Kasus durch die Pluralformen der Maskulina ersetzt worden.

Im weiteren Verlauf seiner Untersuchung zeigt Schmidt auf, dass zu praktisch allen Bildeweisen des Plural neutrum eine Parallele im Singular feminin gefunden werden kann. Er unterscheidet dabei grundsätzlich drei verschiedene Pluralbildungen: 1. Durch Anfügung eines Suffixes *-a*, 2. durch Dehnung und qualitative Veränderung des letzten Vokals und 3. durch Anfügung von *-i* an eine der ersten zwei Formen.<sup>172</sup> Die erste Bildung sei bei den

<sup>168</sup> J. Schmidt 1889: 10f. Gemeint ist damit Meier 1846, das aber vorwiegend den semitischen Sprachen gewidmet ist.

<sup>169</sup> Z. B. akkad. *kaparrum* ‘Hirtenknabe’, Pl. *kaparrātum*. Zum semitischen Genus- und Numerussystem, s. Kienast, Graefe und Gragg 2001: 131–139 und Ibrahim 1973: 39–48.

<sup>170</sup> Daneben hat das semitische ‘feminin’ auch singulative (‘delibative’) Funktionen (z. B. akkad. *ħallūrum* ‘Erbse’ → *ħallurtum* ‘Erbse’, Kienast, Graefe und Gragg 2001: 133). Dies ist nur vermeintlich eine entgegengesetzte Funktion, vgl. unten S. 79.

<sup>171</sup> Im Awestischen ist die Pluralbildung mittels neutralem *-ā* (jaw. *-a*) sogar im Begriff den ererbten maskulinen Pl. *-āphō* (< iir. *\*-āsas*) ganz zu verdrängen.

<sup>172</sup> Schmidt lehnt eine Herleitung aus *\*a* (d.h. *\*h<sub>2</sub>*) ab, aber das Material ist aus heutiger Sicht weitgehend aus

*o-*, *i-* und *u-* Stämmen mit ihr entsprechenden femininen  $\bar{a}$ -,  $\bar{i}$ - und  $\bar{u}$ -Stämmen anzusetzen, während die zweite Bildung bei allen Konsonantstämmen, wo jeweils Feminina mit ebenso dehnstufigem Nominativ Singular danebenstünden, üblich gewesen sei. Für beide Bildungen präsentiert er umfangreiches und überwiegend überzeugendes Material.<sup>173</sup>

Schmidts Kernaussage, dass die formalen Mittel, die bei der Bildung von neutrischen Pluralen und Feminina Verwendung finden, grundsätzlich identisch seien, erfreut sich bis heute breiter Akzeptanz, auch wenn in den meisten Stammklassen nur vereinzelte Formen exakte Gleichungen bieten. Die Pluralbildung der Neutra hat in den meisten Sprachzweigen Umgestaltungen erfahren, die den von Schmidt als ursprünglich postulierten Zustand verdunkelt haben, wodurch nicht klar ist, ob die von Schmidt angenommene Verteilung ( $*-h_2$  bei *o-*, *i-* und *u-* Stämmen und  $\bar{o}$ -Dehnstufe bei allen anderen Stammklassen) dem ursprünglichen Zustand tatsächlich immer gerecht wird. Besonders fraglich ist das bei den *nt*-Stämmen, wo Schmidt nur die litauischen, als Nom. Pl. m. fungierenden Formen auf *-q*, die nach ihm auf  $*-ont$  oder  $*-\bar{o}nt$  zurückgehen könnten,<sup>174</sup> und einzelne Formen aus dem Indo-Iranischen<sup>175</sup> anführen kann. Der Ausgang  $*-h_2$  ist bei diesen Stämmen weiter verbreitet: Gr. φέροντα entspricht genau ai. *bháranti*, der im jüngeren Ai. auch bei den Partizipien zu athematischen Verbalstämmen und den *vant*- und *mant*-Stämmen regelmässigen Form. Auffällig ist auch, dass gerade bei den *nt*-Stämmen keine Spuren von Feminina mit *o*-dehnstufigem Suffixvokal aufzutreiben sind. Es liegt daher nahe für die indo-iranischen Formen eine analogische Entstehung nach den in diesem Zweig häufigen *o*-dehnstufigen Formen anderer Stammklassen anzunehmen. Im wesentlichen kommen für die Vorstufen des neutralen Plurals und der femininen Nominative folgende Formtypen in Frage (vgl. die Übersichten bei Harðarson 1987: 88–100, Nussbaum 2014a: 274–276):

#### 1. Bildungen auf $*-(e)h_2$ :

Neben thematischen Stämmen figurieren Formen auf  $*-e(-)h_2$  als Nom. Sg. von adjektivischen (und jünger und seltener substantivischen) Motionsfeminina, von grammatisch femininen Abstrakta und Kollektiva, sowie als Nom.-Akk. Pl. n. neben Sg. auf  $*-o-m$ ,<sup>176</sup> ausserdem noch als individualisierende  $ah_2$ -Stämme, die sowohl maskulin als auch feminin sein können (s. unten Abschnitt 4.3, S. 84). Ausser natürlich bei den neutralen Pluralen ist in dieser Gruppe ein Stamm auf  $*-ah_2$ - ohne Ablaut im ganzen Kasus-Numerus-Paradigma durchgeführt. Verschiedentlich ist zwischen dem thematischen Stamm und der  $ah_2$ -Form

der “ersten Pluralbildung” verständlich, wobei der Ausgang  $*-h_2$  hypercharakterisierend an fertige Formen der “zweiten Pluralbildung” angefügt ist (ved. *nāmāni*, *catvāri*, usw.)

<sup>173</sup> J. Schmidt 1889: 9. S. 38–41 zu den thematischen Stämmen (zB. Pl. n. ved. *yugā* wie Sg. f. gr. φυγή); 42–81 zu den *i-* und *u-* Stämmen (Pl. n. ved. *trī*, gr. τρία wie Sg. f. ai. *bháranti* gr. φέρουσα; Pl. n. ved. *purū* hom. δοῦρα wie Sg. f. hom. πρέσβα vs. ai. *tanū-s*); 82–123 zu den *n*-Stämmen (Pl. n. ved. *nāmā* wie Sg. f. gr. ἡ ἡγεμών), 124–160 zu den *s*-Stämmen (Pl. n. aw. *manā* wie Sg. f. gr. ἡ ὄς), 160–172 zu den *nt*-Stämmen (Pl. n. aaw. *mīzdauuqn* ohne entsprechenden Sg. f.) und 172–218 zu den *r*- und *r/n*-Stämmen (gr. Sg. < Pl. n. ὄδωρ, vgl. ai. Pl. n. *catvāri* und Sg. f. ai. *svāsā*).

<sup>174</sup> Schmidt lehnt die Möglichkeit ab, dass es sich um analogisch übertragene Singularformen handelt (1889: 162–163). Angesichts von lit. *akmuō* <  $*h_2ék-mōn$  (vgl. gr. ἄκμων) ist die Herleitung aus  $*-ōnt$  aber einigermaßen unwahrscheinlich.

<sup>175</sup> Ved. *sānti* (RV 2.28.1 und 8.8.23), *ghṛtvānti* (RV 9.96.13), *paśumānti* (RV 9.42.6 und 9.97.1). Alle drei Stämme erscheinen in jüngeren Texten nur noch mit *-anti*. Aw. *mīzdauuqn*.

<sup>176</sup> In mehreren Sprachen sind die ‘thematischen’ neutralen Plurale auch auf die athematischen Stämme ausgedehnt. Umgekehrt haben das Griechische und das Lateinische eine kurzvokalische Variante verallgemeinert. Diese kann auf  $*-h_2$  und/oder eine Sandhivariante von  $*-ah_2$  zurückgehen.

(bzw. dem  $ah_2$ -Stamm) Akzent- oder sogar Ablautwechsel zu beobachten, z. B.  $*u\acute{e}rd^h\text{om}$  →  $*u\acute{r}d^h\acute{e}h_2$  (vgl. lat. *verbum*, got. *waurda*, Harðarson 1987: 90), was als Indiz interpretiert werden kann, dass diese Formen ursprünglich parallele Ableitungen neben den thematischen Stämmen (also  $*-éh_2-$ ) und nicht sekundäre Bildungen zu diesen (also  $*-é-h_2-$ ) waren.<sup>177</sup> Für die am frühesten gebildeten Gruppen sind somit athematische Basen wahrscheinlich, aber die paradigmatische Assoziation mit den thematischen Stämmen ist später so stark, dass sicherlich die Mehrzahl der spätdig. Beispiele direkt von solchen abgeleitet sind und daher ein reanalysiertes Muster ( $*-é-h_2-$ ) voraussetzen.

Ausser den möglichen Beispielen von später mit thematischen Basen assoziierten Bildungen auf (nicht ablautendes)  $*-éh_2-$ , wird meist ein proterokinetischer Typ auf  $*-h_2-$  ~  $*-éh_2-$  angesetzt. Das Standardbeispiel ist  $*g^u\acute{e}n-h_2-$  ~  $*g^u(\eta)n-éh_2-$ , aber die verschiedenen denkbaren Stammvarianten der Einzelsprachen bieten hier ein so unklares Vexierbild, dass eine Argumentation mit diesen Rekonstrukten schwerfällt (vgl. S. 126, Fn. 326). Von anderen Beispielen (z. B.  $*k\acute{e}r-h_2-$  ~  $*k(y)r-éh_2-$ )<sup>178</sup> sind nur selten Alternationen wirklich bezeugt, so dass im Einzelfall auch  $*-éh_2-$  zu einer aus anderen Gründen  $e$ -stufigen Basis vorliegen könnte.

Klare Beispiele von  $*-h_2$  finden sich als neutrale Plurale in den Einzelsprachen, so bei  $i$ - und  $u$ -Stämmen (aaw. *vohū* = ved. *vásū*, aheth. *āššū*, gr.  $\delta\omicron\upsilon\rho\alpha$  <  $*-u-h_2$ , jaw. *θrī* = ved. *trī*, aheth. *mekkī* <  $*-i-h_2$ ) und weniger eindeutig zu  $r$ - und  $n$ -Stämmen (gr.  $\acute{\alpha}\sigma\tau\rho\alpha$ ,  $\beta\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\mu\nu\alpha$ , ved. *nāmā* <  $*-\eta H$  oder  $*-\bar{o}(n)$ ). Das Griechische verwendet anders als das Vedische häufig den schwachen Stamm (z. B.  $-\acute{\epsilon}\alpha$  <  $*-éu-h_2$ ) und bezeugt solche Formen auch bei  $s$ -Stämmen ( $\gamma\acute{\epsilon}\nu\epsilon\alpha$ ).<sup>179</sup> Während in diesen Fällen möglicherweise (und teilweise sicher) Ersatzformen für ältere des 2. Typs vorliegen, dürfte  $*-h_2$  bei den Verschlusslautstämmen alt sein (gr.  $\phi\acute{\epsilon}\rho\omicron\nu\tau\alpha$  = ai. *bháranti*, aw. *asti* falls <  $*-h_2$ ).

## 2. Bildungen mit langem Suffixvokal:

Formen auf  $*-\bar{o}R$  und  $*-\bar{o}s$  sind als maskuline und feminine Singularnominative (ahdt. *namo*), als Nom.-Akk. Sg. n. (gr.  $\acute{\upsilon}\delta\omega\rho$ , heth. *ḫaštāi*) und als Nom.-Akk. Pl. n. (heth. *uidār*, aw. *manā*) bezeugt. Für diese Formen können amphiholokinetische Paradigmen angesetzt werden (ai. *udnás*, heth. *lamnaš*, *ḫaštijaš*), aber es bleibt zu beachten, dass gerade die breit bezeugten indo-iranischen Formen im Pl. n. keine Auskunft über die Qualität des Vokals geben. Harðarson 1987: 93 betrachtet die  $\bar{o}$ -Stufe und die amphikinetische Flexion als typisch für die Kollektivbildungen, während Oettinger (z. B. 1999: 199 und passim) bevorzugt  $\bar{e}$ -Stufen und hysterokinetische Flexion rekonstruieren möchte. Nussbaum (2014a: 276) schreibt “ $*-\bar{E}R$ ” usw. und rechnet also offensichtlich grundsätzlich mit beiden Möglichkeiten. Im Awestischen und im Hethitischen sind solche Formen als Pl. n. direkt erhalten (aaw. *aiiārā*, jaw. *nāmān*, heth. *uddār*), im Vedischen dagegen systematisch mit  $-i$  <  $*-H$  erweitert (*catvāri*, *nāmāni*, *mānāmsi*).

Formal sind die Maskulina und Feminina von Beispielen ohne Beziehungen zum Plural neutrum nicht zu unterscheiden und auch funktional berühren sich die Kollektivbildungen mit amphikinetischen (bzw. auch hysterokinetischen) internen Derivaten, die meist eine im

<sup>177</sup> Dieser Punkt ist nach wie vor umstritten. Für ein rezentes Plädoyer für  $*-é-h_2-$  s. Steer 2014.

<sup>178</sup> In myk. *kerā*, heth. *karāyar* (Nussbaum 1986: 36–45, 149–157). Zu weiteren griech. Formen dieser Struktur vgl. Litscher 2007: 115–119.

<sup>179</sup> Wegen der Kürze auch bei den thematischen Stämmen wäre eine innergriech. Notation als  $*-é\bar{\epsilon}\bar{\alpha}$ ,  $*-é\bar{h}\bar{\alpha}$  mit der einheitlich gewordenen Pluralendung  $-\bar{\alpha}$  allenfalls angemessener. Vgl. auch heth. *āššāya* mit schwachem Stamm und von den thematischen Stämmen übernommener Endung.



weiten Sinn possessive Semantik haben.<sup>180</sup> Im Prinzip können die langvokalischen Kollektiva also als Spezialfall innerhalb dieser Derivationsmuster angesehen werden. Neben dem Ablaut waren sie aber in jedem Fall durch die Vokaldehnung markiert, die sich nicht nur bei den belebten Beispielen (im Nom.) findet, sondern auch bei den synchron als neutrale Singulare eingeordneten (im Nom.-Akk.). In den obliquen Kasus ist hingegen der Wechsel der Ablautklasse die einzige feststellbare Markierung.<sup>181</sup>

Breite, aber bei weitem nicht universale Akzeptanz hat der auf Nussbaum (1986: 129f.) zurückgehende Vorschlag gefunden, dass die beiden Arten beteiligter Bildungen durch eine Erweiterung von ‘Szemerényis Gesetz’ auf Laryngale (oder zumindest  $*h_2$ ) auf eine einzige zurückgeführt werden könnten. Dass also z. B.  $*uédōr$  älteres  $**uédor-h_2$  fortsetze, genau wie für  $*ph_2tēr$  älteres  $**ph_2tér-s$  vorgeschlagen wurde. Diese Auffassung hat unter anderem den Vorteil, dass der 1. und 2. Typ nicht mehr nur dadurch zusammengehalten sind, dass sie später als Pl. n. verwendet werden, sondern beide können als Varianten derselben Bildung verstanden werden. Beide würden ein Morphem  $*-h_2$  enthalten, das dann als die eigentliche ‘Kollektiv’-Markierung angesehen werden kann. Für die weitere Argumentation festzuhalten bleiben aber auch wichtige Unterschiede: Die amphikinetischen Formen können durchwegs als zusätzlich mit  $*-h_2$  markierte Ableitungen verstanden werden, was bei den ‘thematischen’ Formen nicht unmittelbar gegeben ist. Nussbaum (Nussbaum 2014a: 299f.) führt allerdings gute Beispiele an, dass auch bei diesen ursprünglich eine (possessive) Derivation anzunehmen ist.<sup>182</sup> Bestehen bleibt dagegen der Unterschied, dass  $*-h_2$  im einen Fall auf den Nom.-Akk. beschränkt ist, im andern aber im ganzen Paradigma auftritt. Auch die nähere Verbindung mit dem femininen Genus ist eigentlich nur in der ersten Gruppe gegeben, wo tatsächlich der grösste Teil der Singularformen später als Feminina eingeordnet sind. In der zweiten Gruppe ist dagegen keine solche Präferenz feststellbar. Es wird sich daher die Frage stellen, ob die beiden Gruppen tatsächlich auf eine Kategorie zurückgeführt werden können, und wenn ja, ob diese dem 1. oder dem 2. Typ nähergestanden hat.

## 4.2 ‘Kollektiv’ und Neutrum Plural

Die Feststellung, dass zwei Kategorien zueinander in näherer Beziehung stehen, lässt grundsätzlich vier logische Interpretationen zu. Entweder haben zwei ursprünglich distinktere Kategorien konvergiert, oder sie gehen auf eine Kategorie zurück, wobei diese ursprüngliche Kategorie eine der beiden späteren, oder eine von beiden verschiedene gewesen sein kann. Für Schmidt schien der Fall klar; er betrachtete den grammatisch femininen Singular mit Kollektivbedeutung als das Ursprüngliche und den neutralen Plural als dessen Weiterentwicklung. Diese Interpretation bedingt folgende Veränderungen: Inhaltlich muss sich das Kollektivum zu einem wirklichen Plural entwickeln, die Akkusative müssen nach dem Vorbild des neutralen Singulars aufgegeben werden, die singularischen Kasusformen müssen ausserhalb des Nom.-Akk. durch die maskulinen Formen ersetzt sein und schliesslich müssen diese Veränderungen auch an den kongruierenden Formen durchgeführt werden. Keiner dieser Schritte ist völlig trivial, aber alle liessen sich wohl motivieren. Dass diese Variante

<sup>180</sup>Nussbaum 2014a: 295–297 und vgl. die Übersichten über die Ablautklassen und ihre Beziehungen untereinander bei Widmer 2004: 49–70 und Neri 2003: 17–43.

<sup>181</sup>S. aber auch Steer 2012: 81–111 für einen (meiner Meinung nach nicht überzeugenden) Versuch, auch in den obliquen Kasus ein Kollektivzeichen zu rekonstruieren.

<sup>182</sup>Z. B.  $*h_2uórso-$  ‘mist, rain’ (heth.  $uarša-$ ) →  $*h_2uersó-$  ‘rainy’ (ved.  $varṣá-$ ) →  $*h_2uerséh_2-$  ‘a quantity, period of rain’ (ved.  $varṣā-$ ).

heute kaum noch vertreten wird, hat denn auch weniger damit zu tun, dass diese Prozesse in anderen Modellen einleuchtender wären, sondern vielmehr damit, dass kurz nach der Veröffentlichung von Schmidts Buch die Diskussion um das Alter des femininen Genus Fahrt aufnahm. Wenn die femininen Singulare selbst erklärungsbedürftig sind, werden sie als die gemeinsame Quelle unwahrscheinlich. Schmidts Nachfolger setzten daher jeweils Kategorien an, die unter einem oder mehreren Aspekten näher am Plural der Neutra anzusiedeln sind.

Meines Wissens ist nie das genaue Gegenteil vorgeschlagen worden, dass nämlich der Plural der Neutra bereits genau das war und sich daraus das Femininum entwickelt habe. Relativ nahe an dieser Position ist aber das Modell von Heiner Eichner (1985: 134–169),<sup>183</sup> der als Ausgangspunkt eine zusätzliche Numeruskategorie ‘Komprehensiv’ neben dem ‘distributiven’ Plural postuliert. Das Hauptmotiv für diese Einordnung sind die ‘Doppelplurale’, für die Eichner eine Reihe von neuen Beispielen anführt (1985: 163–166). Das Nebeneinander von zwei Pluralbildungen bei belebten Stämmen liesse sich so bequem erklären, und für den späteren Plural der Neutra genügt die Annahme, dass diese keinen ‘distributiven’ Plural gebildet und daher den ‘Komprehensiv’ auch als echten Plural verwendet hätten. Die Veränderungen zum neutralen Plural wären von dieser Situation aus minimal: Die Suppletion mit den obliquen Pluralkasus setzt Eichner schon für den ‘Komprehensiv’ voraus, die Kongruenz in der Nominalphrase wäre ebenfalls genau in der späteren Form vorhanden und inhaltlich würde sich nur die kollektive Nuance bei den Neutra verlieren, was durch deren Defektivität unmittelbar einleuchtet. Geändert hätte sich eigentlich nur die Relation der Kategorien zueinander. Während im Ausgangszustand der ‘Komprehensiv’ der Animata und der Inanimata zusammengehörte und die Neutra im Plural defektiv waren, besteht nachher eine einheitliche Pluralkategorie und der ‘Komprehensiv’ geht als Kategorie verloren und ist nur noch durch Relikte repräsentiert, die synchron als alternative Pluralbildungen aufgefasst werden können. Nicht unmittelbar einsichtig ist auf der anderen Seite, wie sich aus dieser Kategorie ein feminines Genus hätte herausbilden können.<sup>184</sup>

Jón Axel Harðarson (1987: 79–84), von dem die heute wohl am häufigsten anerkannte Beschreibung der uridg. Situation stammt, wendet gegen Eichners These besonders zwei Punkte ein: Dass die zusätzliche Numeruskategorie kein Gegenstück beim Verb hatte und dass der ‘Komprehensiv’ nur im Nom.-Akk. eine eigene Form besass, aber sonst mit dem Plural identisch war. Stichhaltig werden diese Argumente meiner Meinung nach vor allem in der Kombination, denn allein sind sie nicht wirklich zwingend. Gerade wenn sich ein System im Umbruch befindet, wäre es denkbar, dass z. B. das Verb die Kategorie bereits verloren, das Nomen aber noch zumindest in Resten erhalten hat (vgl. Fn. 130). Auch die identischen obliquen Formen liessen sich notfalls damit rechtfertigen, dass in dem Moment, den die Rekonstruktion einfängt, die Entwicklung zum späteren neutralen Plural bereits relativ weit fortgeschritten war. Wirklich seltsam mutet die Situation aber dann an, wenn konstatiert werden muss, dass in den obliquen Kasus statt der erwarteten ‘komprehensiven’ Formen Pluralformen verwendet wurden, aber beim Verb statt des fehlenden ‘Komprehensivs’ nicht ebenso pluralische, sondern vielmehr Singularformen zum Einsatz kamen. Der ‘Komprehensiv’ entpuppt sich so als eine auf gewisse Aspekte des Materials massgeschneiderte Kategorie ohne innere Kohärenz.

---

<sup>183</sup> Ähnlich, aber weniger ausgearbeitet auch Neu 1969: 235–241 (vgl. oben Abschnitt 3.4, S. 52).

<sup>184</sup> Dieses Problem teilt der Ansatz aber natürlich mit zahlreichen anderen Vorschlägen.

Harðarson selbst wählt daher einen Weg, der wieder näher bei Schmidts Interpretation liegt. Die ‘Doppelplurale’ erklärt er damit, dass das ‘Kollektivum’ eine derivationale Kategorie gewesen sei (1987: 83f.). Weiter folgert er aus der Konstruktion τὰ ζῶα τρέχει, dass diese derivierten Bildungen als Singulare ins Numerussystem eingeordnet waren. Im letzten Punkt weicht Harðarson dann von Schmidt ab, dessen Interpretation der Kollektiva als feminine Nominative unter anderem von den semitischen Parallelen inspiriert war. Harðarson weist zu Recht darauf hin, dass die Bezeichnung ‘feminin’ angesichts der synchron und historisch äusserst komplexen Situation im Semitischen viel zu kurz greift, und diese als Kategorie kaum direkt mit der gleich bezeichneten indogermanischen vergleichen lässt.<sup>185</sup> Vergleichbar sei vielmehr der Umstand, dass vermutlich sowohl das semitische als auch das idg. feminine Genus aus einer zunächst nicht im natürlichen Geschlecht begründeten Kategorie entstanden seien. Gegen feminines und für neutrales Genus der Kollektiva führt er an, dass es ein feminines Genus im älteren Idg. nicht gegeben habe, und dass sowohl der Plural der Neutra, als auch das *\*h<sub>2</sub>*-Feminin keine Nominativzeichen aufweisen. Ausserdem verwenden diese Stämme in mehreren Sprachen die sonst neutrale Dualendung *\*-ih<sub>1</sub>*.

Für die Entwicklung zum neutralen Plural,<sup>186</sup> die “den Übergang von einer derivationalen zu einer flexionellen Kategorie impliziert,” nennt Harðarson drei Konsequenzen (vgl. 1987: 100): Die neue Pluralbildung beschränkt sich (abgesehen von Relikten und vom Awestischen) auf die Neutra, die ursprünglichen, singularischen Obliquusformen werden durch Pluralformen ersetzt und die Nom.-Akk.-Formen werden auf verschiedene Arten erneuert, wobei sich jeweils *\*-h<sub>2</sub>* oder *\*-ah<sub>2</sub>* auf Kosten der anderen Variante und den langvokalischen Formen weiter verbreitet. Er äussert sich nicht dazu, ob der neue neutrale Plural eine bestehende Form ersetzt hat, oder eine Lücke im System besetzte. Für den Ersatz argumentiert einige Jahre später Eva Tichy (1993: 6–10), die an Harðarsons Arbeit anknüpft. Ausgehend von der Endung des Akk. Pl. m./f., die sie als Akk. *\*\*m* + Pl. *\*\*s* > *\*ns* auffasst, schlägt sie vor, dass das konstant unbetonte *\*-es* des Nom. Pl. m./f. allenfalls auf Nom. *\*\*s* + Pl. *\*\*s* mit folgender Entwicklung eines Sprossvokals und Vereinfachung der Geminata zurückgeführt werden könnte. Auf das Neutrum übertragen würde diese Analyse dann auf eine Endung Nom.-Akk. *\*\*∅* + Pl. *\*\*s* schliessen lassen. Diese Endung *\*\*s* wäre aber mit der Endung des Nom. Sg. m./f. identisch gewesen, was Grund genug gewesen sei, “der Deutlichkeit halber auf Kollektivbildungen auszuweichen”.

In jüngerer Zeit hat H. Craig Melchert gegen den Ansatz einer einheitlichen, singularischen Kategorie ‘Kollektiv’ argumentiert, weil für die Abspaltung des späteren neutralen Plurals in allen bisherigen Szenarien von “wholly unsupported suppletions or drastic realignment of inflectional paradigms” ausgegangen werden muss, um die Verwendung der Pluralendungen begreiflich zu machen (2011: 395). Auch sei der funktionale Unterschied zwischen den singularischen ‘Abstrakta’ und den pluralischen ‘Kollektiva’ nicht wirklich berücksichtigt. Er nimmt als direkten Ausgangspunkt für den Plural der Neutra daher eine Klasse von “inanimate collective pluralia tantum” an und rechnet wie Eichner 1985 mit einem viergliedrigen Numerussystem im Indogermanischen.<sup>187</sup> Das wichtigste Argument für

<sup>185</sup> S. Harðarson 1987: 84–87 und vgl. Kienast, Graefe und Gragg 2001: 131–139.

<sup>186</sup> Harðarsons Erwägungen zum Übergang zum femininen Genus sind erst unten Abschnitt 5.3, ab S. 101 diskutiert.

<sup>187</sup> Einiges zusätzliches Material für eine distinkte Numeruskategorie noch im Althethitischen listet Melchert 2000: 62–64 auf. Interessant sind dort (2000: 65–67) besonders auch die ‘umgekehrten’ Fälle von Doppelpluralen, bei denen ein Zählplural auf *-es* ~ *-us* zu einem neutralen Singular belegt ist.

eine ursprüngliche Kategorisierung als Singular, die Kongruenz mit singularischen Verbalformen, widerspreche dieser Interpretation nicht, weil die singularische Form des Verbs hier nicht als semantisch eine Einzahl bezeichnend, sondern als ‘Defaultform’ verstanden werden müsse, d. h. mit anderen Worten “inanimate nouns do not control verbal agreement”. Dass Numeruskongruenz für weitere Eigenschaften der Referenten als deren blosse Anzahl sensitiv ist, lässt sich typologisch tatsächlich parallelisieren, und die Position auf der Belebtheitshierarchie gehört neben der linearen Abfolge und der Topikalität zu den üblichsten Faktoren.<sup>188</sup> Dass die Numerusmarkierung am Verb im Urindogermanischen von der Belebtheit des Subjekts abhing, ist besonders plausibel, weil in allen Szenarien damit gerechnet wird, dass die inanimate Klasse von der Markierung mit dem “count plural”, der auch durch die Differenzierung von Nom. und Akk. klar und ausschliesslich mit den ‘animaten’ Singularen assoziiert ist, ausgeschlossen war. Die Zusammenstellungen zum ‘Pindarischen Schema’ illustrieren dann auch deutlich, dass die pluralische Verbkongruenz nicht ausschliesslich von der faktischen Pluralität und der grammatischen Belebtheit, sondern auch von Determiniertheit und Agentivität abhängt (Melchert 2011: 397, 398f. mit weiterführender Literatur).<sup>189</sup>

Ein gutes Argument, dass bereits früh mit einer pluralischen Bedeutung zu rechnen ist, sind auch die hethitischen Fortsetzer der mit langem Suffixvokal markierten Formen, die als Zählplurale fungieren (Melchert 2011: 396, 398: “*widār* ‘instances of water’, *ḫuidār* ‘sets/species of wild beasts’”), obwohl sie “formally opaque already by PIE” waren.<sup>190</sup> Die paradigmatische Verbindung mit pluralischen Formen ausserhalb des Nom.-Akk. ist ebenfalls bereits in den frühesten Belegen eindeutig gegeben und Melchert führt auch die konsequent pluralische Kongruenz der Adjektive im Althethitischen<sup>191</sup> als Argument für das Alter einer pluralischen Kategorisierung an. Daraus lasse sich folgern, dass das althethitische System die (abzüglich des Duals) intakte Fortsetzung des für die direkt rekonstruierbare Vorstufe vorauszusetzenden Systems darstelle (Melchert 2014: 257f.). Das bedeutet, dass der spätere Plural der Neutra, der bei Melchert (genau wie bei Eichner 1985) wegen der Doppelplurale als eine zusätzliche Numeruskategorie eingeordnet ist, bereits im Indogermanischen klar von den ‘animaten’, singularischen Stämmen auf \*-*h*<sub>2</sub>- geschieden war, und dass die formale Realisierung des “set plural” so, wie sie von den pluralischen Neutra der Einzelsprachen vertraut ist, schon voll entwickelt war.<sup>192</sup>

Die Feststellung, dass sich das Ausdrucksmuster des neutralen Plurals (im Gegensatz zu dem des femininen Genus) direkt und weitgehend unkontrovers rekonstruieren lässt, hat wichtige Konsequenzen für jede Hypothese über die Entwicklungsgeschichte dieser Kategorien,<sup>193</sup> aber Melcherts eigene Darstellung der Situation im Indogermanischen und deren Vorgeschichte verliert sich zwischen begrifflichen Widersprüchlichkeiten, die keiner wirk-

<sup>188</sup> Melchert 2011: 396 zitiert dazu die Beispiele bei Corbett 2000: 71, 188f. Vgl. auch die systematische Darstellung bei Corbett 2006: 176–205, bes. 179, 188–193.

<sup>189</sup> Für die Interpretation der singularischen Kongruenz als ‘Defaultform’ spricht auch die vereinzelt zu beobachtende ‘Kongruenz’ eines neutralen Duals mit singularischem Verb (vgl. Fritz 2011: 51f., 93, 103).

<sup>190</sup> Der entscheidende Punkt hier ist aber nicht, dass ‘kollektive’ Markierungen an Massenomina keinen Sinn machen würden (so Melchert 2014: 396, s. dazu ab S. 79), sondern dass sie die Funktion von Pluralen zu derartigen Bildungen haben. Paraphrasiert mit deutschen Kollektivbildungen entspricht *ḫidār* nicht, wie von einem ‘Kollektiv’ erwartet, *das Gewässer* sondern dessen Zählplural *die Gewässer*.

<sup>191</sup> Entgegen häufig geäusserten Ansichten (vgl. die Literatur in Melchert 2011: 396) sieht er mit Hout 2001: 167–192 in der singularischen Kongruenz von prädikativen Adjektiven eine jungethitische Neuerung.

<sup>192</sup> Dies im offensichtlichen Gegensatz zur grammatisch ‘animaten’, singularischen Gruppe von *h*<sub>2</sub>-Stämmen, deren Entwicklung zum Femininum vor Ausscheiden des Anatolischen noch nicht abgeschlossen war.

<sup>193</sup> Die entscheidenden Punkte sind unten Abschnitt 6.2, ab S. 112 wieder aufgegriffen und weiterentwickelt.

lichen Lösung zugeführt werden. Übereinstimmend mit Harðarson ist er überzeugt, dass die Quelle des “set plural” ein derivationelles Suffix  $*-h_2-$  war (2011: 396): “The status of  $*-h_2$  [sic, RL] as an original derivational suffix is not in doubt.”<sup>194</sup> Gleich im folgenden Absatz, in dem er die paradigmatische Zugehörigkeit pluralischer Kasusformen und die Kongruenz anspricht, hält er aber zweimal explizit fest, dass  $*-h_2$  “already in PIE a plural ending” gewesen sei. Die von ihm beschriebene Situation lässt auch tatsächlich nur die Interpretation als ‘Endung’ zu:  $*-h_2$  (bzw. sein Allomorph ‘Suffixvokaldehnung’) markiert neben dem Numerus (‘set plural’, später Numerus und Genus ‘Pl. n.’) auch den Kasus Nom.-Akk., denn das Morphem tritt nur hier, nicht aber in den übrigen, mit dem ‘count plural’ identischen Kasusformen auf. Ebenso ist die spezifische Kongruenz der Kategorie bereits vorausgesetzt. Ableitungssuffixe kongruieren im Indogermanischen (abgesehen genau von den hier diskutierten Fällen) sonst nicht und sie sind in aller Regel im ganzen Paradigma realisiert,<sup>195</sup> wo sie als Basen, nicht als Exponenten der Kasus-Numerus-Markierung dienen.

Die eigentlichen Fragen bleiben also auch in Melcherts Szenario, welche Eigenschaften dieses “derivational suffix” gehabt hat, und wie es zu den später eindeutigen Merkmalen einer “grammatical ending” gekommen ist. Er qualifiziert den resultierenden Stamm bereits in der ersten Phase, wo er deutlich  $*-h_2-$  als Suffix vor Augen hat, als “an inanimate collective plurale tantum”, ohne jedoch zu explizieren, welche morphosyntaktischen Eigenschaften diese Etikette impliziert (2011: 397f.). Die erste Hälfte dieser Aussage lässt sich sinnvoll in ein Ableitungssuffix interpretieren: ‘Kollektiv’ kann die Bedeutung des Suffixes sein<sup>196</sup> und ‘inanimat’ sich darauf beziehen, dass keine Markierung von Nom. und Akk. erfolgt. Dies würde aber wieder die Analyse als  $*-h_2-\emptyset$  nahelegen und es bleibt völlig unklar, inwiefern sich dieses “plurale tantum” von einem grammatisch als singularisches Neutrum kategorisierten Kollektivsuffix unterscheidet. Das einzige denkbare Motiv für eine Qualifikation als ‘Plural’, das nicht auf Markierungen innerhalb der Nominalphrase beruht, ist die verbale Kongruenz, die hier genau nicht als Faktor in Frage kommt. Somit bleiben als Kriterien aber nur die paradigmatische Verbindung mit den pluralischen obliquen Kasus und die Kongruenz in der Nominalphrase übrig. Dies wiederum sind genau die morphosyntaktischen Eigenschaften, die für die einzelsprachlichen und die direkt rekonstruierten Formen die Klassifizierung als ‘Endung’ erfordern. Ob diese inhärent widersprüchliche Interpretation durch eine diachrone Entwicklung oder allenfalls durch bemerkenswerte Besonderheiten dieses spezifischen Ableitungsprozesses aufgelöst werden soll, lässt Melchert nicht nur offen, sondern praktisch undiskutiert. Einmal impliziert er eine diachronische Entwicklung von einer relativ normalen Ableitung zu einer ‘Endung’,<sup>197</sup> aber er nennt auch dort schon das ‘Ableitungssuffix’ ein ‘plurale tantum’ und erwägt nur, wie sich eine Numeruskategorie ‘set plural’ etablieren konnte. Über die morphosyntaktischen Eigenschaften der betreffenden Elemente vor und nach der ‘Grammatikalisierung’ verliert er dagegen kein Wort. An anderer Stelle scheint denn auch nur die Interpretation möglich, dass er die spätere paradigmatische Organisation und die Kongruenz bereits für die Ableitung voraussetzt: “... from the action

<sup>194</sup> Als Begründung verweist er auf die Akzent- und z. T. auch Ablautalternationen bei thematischen ‘Kollektiva’.

<sup>195</sup> Allenfalls könnte man natürlich versuchen, die fraglichen Stämme als  $h_2/\emptyset$ -Heteroklitika zu verstehen. Auch dann würde sich aber in Einklang mit der übrigen Rekonstruktion eine Analyse als  $*-h_2-\emptyset$  zuerst aufdrängen, womit man wieder bei der Kategorisierung als neutraler Singular gelandet wäre.

<sup>196</sup> Oder genauer und wahrscheinlich eher im Sinne Melcherts, die Bedeutung der Kombination des Suffixes mit der konzeptuellen Struktur der Ableitungsbasen.

<sup>197</sup> “As is typical in cases of what is now widely termed “grammaticalisation”, the details of the steps by which the *derivational* suffix became a grammatical *ending* elude us.” (Melchert 2011: 398, meine Kursive)

noun ... was derived ... an inanimate collective plurale tantum preserved in Hitt. ...” (Melchert 2011: 397). Entweder muss man also einen Derivationsprozess anerkennen, der die Anfügung eines Suffixes nur im Nom.-Akk., die Verwendung von pluralischen Formen aus dem Paradigma des Grundworts ausserhalb dieser Kasus, sowie die von einem Suffix nicht erwartete Kongruenz des Nom.-Akk. umfasst, oder aber diese definierenden Eigenschaften des späteren neutralen Plurals sind erst später etabliert worden und bleiben daher weiterhin genauso erklärungsbedürftig wie bei Harðarsons Interpretation als neutraler Singular.<sup>198</sup>

Ein Unterschied zu Harðarson (und Tichy) ergibt sich also offensichtlich in erster Linie bei der Begründung der Suppletion mit Pluralformen, denn das zweite erklärungsbedürftige Element – die Entwicklung der Kongruenz des Nom.-Akk. – wird weder bei Melchert noch bei Harðarson explizit thematisiert.<sup>199</sup> Dass der neue Plural des Neutrums (bzw. der frisch derivierte ‘set plural’) ein komplett neues Kongruenzmuster erhält, ist nicht ganz so trivial, wie es auf den ersten Blick aussehen mag. Geht man davon aus, dass zunächst die obliquen Kasus durch Pluralformen ersetzt wurden,<sup>200</sup> leuchtet unmittelbar ein, dass diese (als bereits bestehende Formen) gleichzeitig auch in der Kongruenz verwendet wurden. Dies wiederum könnte die Reanalyse des Nom.-Akk. als Endung ermöglicht haben und es ist denkbar, dass dann die alte, singularische Kongruenzform (\*-Ø/d/m)<sup>201</sup> als im Gegensatz zu den obliquen Kasus und zum Singular zu wenig übereinstimmend empfunden wurde. Die Regularisierung der Kongruenz durch Übertragung des jetzt durch seine Eingliederung im Paradigma eindeutig als ‘Endung’ anzusprechenden Nom.-Akk. nach dem Muster der bereits nach Kasus und Numerus kongruierenden obliquen Kasus scheint unter diesen Umständen eine naheliegende Entwicklung zu sein. Die gerade bei den athematischen Adjektiven häufigen, geneuerten Formen mit \*-h<sub>2</sub> oder \*-ah<sub>2</sub> an Stelle derjenigen mit langem Suffixvokal würden dafür sprechen, dass die Kongruenz des Nom.-Akk. dann nicht in jedem Fall durch Verwendung einer bestehenden ‘Kollektivableitung’ erneuert wurde, sondern die adjektivischen Formen teilweise auch durch Übertragung der Endung neu gebildet wurden.

Expliziert man so die für die Erzeugung der Kongruenz des neutralen Plurals (bzw. ‘set plurals’) nötigen Schritte, ergeben sich zwei weitere, für die Beurteilung der Entwicklung wichtige Aspekte. Die Verwendung der segmentalen Endung \*-(a)h<sub>2</sub> in neuen Kongruenzformen ist nur dann plausibel, wenn diese in genügend Kontexten auftrat, um für die ganze Kategorie charakteristisch zu sein. Ein Blick auf die Verteilung der Allomorphe bei den verschiedenen Stammklassen zeigt aber klar, dass das Vorherrschen von \*-(a)h<sub>2</sub> gegenüber den langvokalischen Formen ohne segmentale Endung zum grössten Teil auf die thematischen Beispiele zurückzuführen ist. Das bedeutet, dass die Erneuerung der Kongruenz unter diesen Voraussetzungen erst stattgefunden haben könnte, nachdem die thematischen, substantivischen Bildungen genügend produktiv geworden waren. Das ist an sich eine durchaus vertretbare Prämisse, denn solche Formen sind schon im Anatolischen in beträchtlicher Men-

<sup>198</sup> Natürlich wären auch Mischungen möglich, etwa dass die Suppletion mit Pluralkasus zum Ableitungsprozess gehört hätte, aber die Kongruenz sich erst später entwickelt hätte, oder umgekehrt.

<sup>199</sup> Ausser falls Harðarson den konstatierten Übergang von einer derivationalen zu einer flexionellen Kategorie als genau das implizierend versteht.

<sup>200</sup> Oder bei Melchert vielleicht eher bereits direkt bei der ursprünglichen, irgendwie suppletiven Ableitung ins Paradigma integriert wurden.

<sup>201</sup> So in den Szenarien von Harðarson und Tichy. Was für eine Form in dieser Konstruktion nach Melcherts Meinung gestanden haben könnte, lässt sich, soweit ich erkennen kann, aus seinen Äusserungen nicht erschliessen. Einen neutralen Singular will er jedenfalls offensichtlich ausschliessen.

ge vorhanden, sodass deswegen nicht mit einer sehr späten Entwicklung gerechnet werden muss.

Der zweite meiner Meinung nach zu wenig thematisierte Aspekt in dieser Frage betrifft die Kohärenz der Kategorie ‘Kollektiv’.<sup>202</sup> In der von der soeben provisorisch akzeptierten Prämisse vorgegebenen Zeit hatten die beiden hauptsächlichen Bildungstypen der ‘Kollektiva’ keinerlei formale Ähnlichkeit: Im Nom.-Akk. stehen sich  $*(a)h_2$  und  $*-\bar{o}C$  (und/oder  $*-\bar{e}C$ ) gegenüber und in den obliquen Kasus nach Harðarson singularische Endungen mit durchgehendem Suffix  $*-ah_2$  im einen, aber ohne Suffix und mit besonderem Ablautmuster im anderen Fall.<sup>203</sup> Ein gemeinsames Kongruenzmuster, das sie verbinden (und in Harðarsons Szenario von den übrigen neutralen Singularen abgrenzen) würde, können die beiden Gruppen *ex hypothesi* auch nicht gehabt haben. Als einzige Gemeinsamkeit, die die Zusammenfassung dieser Formen unter ein Kongruenzmuster plausibel machen müsste, verbliebe dann nur die Semantik der Bildungen.<sup>204</sup> Bedeutungsbestimmungen wie ‘Kollektiv’ oder ‘set plural’ oder ‘[+bounded, +internal structure]’ oder gar ‘Kollektiva/Abstrakta’ sind aber so allgemein, dass sie neben den tatsächlich im neuen Kongruenzmuster vereinigten Formen auch für weitere Bildungstypen anwendbar gewesen sein müssten.<sup>205</sup>

Dass unter diesen Umständen genau und ausschliesslich die auf  $**-\bar{o}C-h_2$  rückführbare Gruppe wieder mit den etymologisch verwandten, aber synchron nicht mehr ähnlichen Formen auf  $*(a)h_2$  in einem einheitlichen Kongruenzmuster vereinigt worden wäre, ist daher gänzlich unplausibel. Als Alternative bietet sich dann eigentlich nur an, dass die Kongruenzmuster des späteren neutralen Plurals im Wesentlichen schon entstanden, bevor der formale Zusammenhang zwischen  $**-\bar{o}C-h_2$  und  $*(a)h_2$  opak geworden war. Das würde wiederum bedeuten, dass  $*-h_2$  bereits im Vorindogermanischen als Endung des ‘kollektiven’<sup>206</sup> Nom.-Akk. fungierte.<sup>207</sup> Als Fazit aus der Betrachtung der Entwicklung des späteren neutralen Plurals ergibt sich demnach, dass dessen Entfaltung zu einer durch Kongruenz markierten Kategorie im Wesentlichen bereits zu einem Zeitpunkt abgeschlossen war, als er zweite Entwicklungsstrang, der zu einem femininen Genus führte, noch weit weniger weit fortgeschritten war.

<sup>202</sup> Da es an dieser Stelle um die morphologischen Realisierungen geht, macht es für das Folgende kaum einen Unterschied, ob man sich diese Kategorie im weiteren Sinn nach Harðarson oder im engeren nach Melchert vorstellt.

<sup>203</sup> Wie diese Formen in Melcherts Szenario gebaut gewesen sein könnten, kann wiederum nur zwischen den Zeilen gelesen werden. Am ehesten mit seinen übrigen Annahmen vereinbar wären wohl Pluralformen ohne besonderes Suffix. Das wären dann die thematischen Ausgänge bei der ersten Gruppe, aber die athematischen bei der zweiten. Müssige Spekulation bleibt, ob letztere mit denen der Ableitungsbasis identisch, oder durch ein spezifisches Ablautmuster markiert gewesen wären (also z. B.  $**yéd-n-E$  oder  $**ud-n-É$  zu  $*yéd-ōr?$ ).

<sup>204</sup> Dass sowohl Harðarson als auch Melchert die Rückführung von  $*-\bar{o}C$  auf  $**-\bar{o}C-h_2$  befürworten und somit eine gemeinsame Quelle der beiden Gruppen annehmen, hilft unter diesen Prämissen höchstens insofern, als das immerhin die semantische Nähe der beiden Gruppen motivierter macht.

<sup>205</sup> Die auffälligsten Kandidaten sind sicher die von Oettinger (1995, 1999) propagierten *i*-stämmigen Kollektiva.

<sup>206</sup> ‘Kollektiv’ ist hier im Wesentlichen als Etikette für eine durch das Kongruenzmuster formal definierte Klasse zu verstehen. Wie die Semantik dieser Klasse tatsächlich zu bestimmen sein könnte, lässt sich erst durch Kontrastierung mit den für die gleiche Zeit vorauszusetzenden Kategorien evaluieren.

<sup>207</sup> In diesem Sinn liesse sich auch Melchert (2011: 396) verstehen, wenn er nach der Diskussion der pluralischen Geltung von heth. *yidār* folgert: “The lengthened-grade type was formally opaque already by PIE: thus  $*-h_2$  must have marked the plural in pre-PIE.” Allerdings implizierte das dann ein umso höheres Alter für die bei ihm vorausgesetzte Phase mit  $*(e)h_2$  als Ableitungssuffix.

### 4.3 Semantik der ‘Kollektiva’

Seit Johannes Schmidt (1889) hat es sich in der indogermanistischen Literatur eingebürgert, die Bildungen, die später an der femininen Kongruenz und am Plural der Neutra beteiligt sind, pauschal als ‘Kollektiva’ zu bezeichnen. Die Erwägungen im letzten Abschnitt haben aber auch gezeigt, dass die Gruppe von Bildungen, die unter dieses Etikett fallen sollen, unterschiedlich weit gefasst werden kann, und dass der Status als Kategorie (oder als Kategorien) mehr auf formalen als auf semantischen Eigenschaften beruht. Entsprechend ist dieser Gebrauch auch häufig kritisiert worden, wobei oft unklar bleibt, ob wirklich inhaltliche oder lediglich begriffliche Differenzen vorliegen, und ob sich diese auf eine als ‘Kollektiv’ bezeichnete Kategorie oder auf semantische Eigenschaften einzelner Beispiele beziehen. In diesem Abschnitt soll daher das semantische Profil der beteiligten Gruppen etwas genauer betrachtet werden, auch um festzustellen, ob sich die unter engere und weitere Definitionen gefassten ‘Kollektiva’ als kohärente semantische Kategorien verstehen lassen. Die folgende Darstellung beruht über weite Strecken auf jüngeren Arbeiten von Alan J. Nussbaum (2014a, 2014b: 226–257), der in den letzten 40 Jahren einen enormen Beitrag zum besseren Verständnis der ‘Kollektiva’ geleistet hat, und den dort vorausgesetzten Konzepten.

Nussbaum (2014a: 274–276) beginnt mit einer losen Aufzählung der hauptsächlichlichen Untergruppen, die unter das am weitesten gefasste Konzept einer morphologischen Gruppe ‘Kollektiv’ fallen können, wobei er betont, dass die vier groben Kategorien “feminine, abstract, collective, neuter plural” nicht darum oft zusammengefasst werden, weil sie “some easily and widely recognized semantic or other functional denominator to which all four of them can be immediately reduced” aufweisen würden, sondern weil sich morphologische Ähnlichkeiten zwischen ihnen konstatieren oder rekonstruieren lassen, die eine mehr oder weniger enge etymologische Verwandtschaft der beteiligten Gruppen wahrscheinlich erscheinen lassen. Als erstes sind dies die neben thematischen Maskulina und Neutra stehenden Motionsfeminina von Adjektiven und Pronomina auf *\*-e-h<sub>2</sub>-*, für die sich durch den Vergleich mit den zu athematischen Stämmen gebildeten Motionsfeminina auf *\*-ih<sub>2</sub>-* als Nullhypothese eine Analyse als endozentrische Ableitung vom thematischen Stamm anbietet.<sup>208</sup> Für die Erwägungen der folgenden Abschnitte von einiger Wichtigkeit ist die Beobachtung, dass diese Gruppe ganz auf die thematischen Stämme beschränkt ist. Sie bildet auch eine gemeinsame Distributionsklasse mit den *ih<sub>2</sub>-*Stämmen, die in den anderen Gruppen kaum eine Rolle zu spielen scheinen.<sup>209</sup>

Die zweite Gruppe ist mit der ersten durch formale Überlappungen verbunden (z. B. lat. *vera* adj. f. ‘wahr’ = aksl. *věra* f. ‘Glaube’) und umfasst mit einem Suffix *\*-(e)h<sub>2</sub>-* gebildete Abstrakta, die wie die erste Gruppe in den Sprachen, die ein solches besitzen, dem femininen Genus angehören. Auch hier sind fast ausschliesslich Ableitungen zu thematischen

<sup>208</sup> Diese Analyse wird in den folgenden Abschnitten natürlich noch einige Überarbeitung hinsichtlich der historischen Interpretation erfahren, aber für die Sprachstufen mit einem voll entwickelten femininen Genus besteht keinerlei Zweifel, dass die Fakten durch diese Formulierung am präzisesten beschrieben sind. Das gilt insbesondere auch für die Segmentierung als *\*-e-h<sub>2</sub>-*, ungeachtet dessen, ob das Ableitungsmuster tatsächlich ursprünglich so zu interpretieren ist, oder ob es vielmehr erst durch Reanalyse einer vom thematischen Stamm zunächst unabhängigen Bildung auf *\*-eh<sub>2</sub>-* so aufgefasst wurde.

<sup>209</sup> Natürlich gibt es auch Formen des Pl. n. auf *\*-ih<sub>2</sub>-*, aber diese gehören eindeutig zu *i*-Stämmen und sind darum klar als *\*-i-h<sub>2</sub>-* zu segmentieren. Allenfalls könnte noch mit Abstrakta oder ‘Kollektiva’ auf *\*-ih<sub>2</sub>-* gerechnet werden (bzw. eher mit “instantials”, s. Kim 2014: 125, Nussbaum 2014b: 241), bei denen eine Analyse als *\*-i-h<sub>2</sub>-* zumindest nicht zwingend gefordert sein muss.



Stämmen relevant.<sup>210</sup> Als drittes nennt Nussbaum singularische ‘Kollektiva’, unter denen sich nun auch Formen mit Suffixdehnstufe als Markierung finden. Eine Beschränkung auf das feminine Genus ist bei diesen nicht systematisch gegeben. Die vierte und letzte Gruppe schliesslich sind die neutralen Plurale, bei denen das Morphem *\*-h<sub>2</sub>-* deutlich als Endung fungiert. Auch hier kommen daneben auch Formen mit Suffixdehnstufe vor, allerdings in weniger Stammklassen als bei der dritten Gruppe. Während die erste und die letzte Gruppe stark grammatikalisierte Kategorien sind, deren morphologische Mittel im Prinzip erschöpfend aufgezählt werden können, sind die mittleren offene Klassen, d. h. hier konkurrieren die wegen ihrer formalen Ähnlichkeiten zu den grammatikalisierten Gruppen herausgegriffenen morphologischen Strukturen mit weiteren Bildungen, die selbst aber an der Entwicklung der Feminina und der neutralen Plurale keinen Anteil haben und daher hier nicht direkt relevant sind.

Die Frage, die sich nun stellt, ist, ob diese über ihren morphologischen Ausdruck verbundenen Gruppen auch semantisch ein kohärentes Feld bilden, und wie dieses allenfalls strukturiert sein könnte. Nussbaum verwendet konsequent die Begriffe des Konzepts des ‘Nominalaspekts’ (s. dazu Irlinger 2010, Rijkhoff 1991), um die für die Semantik der ‘Kollektiva’ entscheidenden Unterschiede zwischen ‘count nouns’ und ‘mass nouns’ feiner zu erfassen, und verfolgt dann anhand von produktiven Beispielen in den Einzelsprachen, wie die Eigenschaften der Basis mit der Ableitung zusammen verschiedene Typen von ‘Kollektiva’ im weiten Sinn ergeben können. ‘Kollektiv’ im engen Sinn reserviert er für Ausdrücke, die grammatisch singularisch sind, aber auf eine Vielheit referieren.<sup>211</sup> Aus dieser Definition folgt, dass Kollektiva (im engen Sinn) immer eine innere Struktur, also in der Begrifflichkeit des Nominalaspekts das Merkmal [+s]<sup>212</sup> aufweisen. Anhand des Merkmals [+/-B] unterscheidet Nussbaum auch “finite collectives” [+B, +s], die grundsätzlich zählbar sind (z. B. engl. *herd*) und “non-finite collectives” [-B, +s], die als intern strukturierte Massenomina angesehen werden können (z. B. engl. *humanity*).

Interessant für die an dieser Stelle zu diskutierenden Effekte ist weniger die Klassifikation des Basiswortschatzes nach diesen Merkmalen, sondern mehr, wie diese Eigenschaften durch Derivationsprozesse und Numerusmorphologie manipuliert werden. Daher ist auch ein weiteres Merkmal, das für die semantische Analyse von Kollektiva (im engen Sinn) an sich sehr wichtig ist, hier kaum relevant: Der Status der einzelnen Elemente, die die als grössere Einheit konzeptualisierte Vielheit ausmachen, kann sehr verschieden sein. Im Prinzip sind die meisten Entitäten der realen Welt aus Einzelteilen aufgebaut und somit gewissermassen ‘intern strukturiert’. Entscheidend ist aber, ob diese Einzelteile auch in die

<sup>210</sup>Vgl. Nussbaum 2014a: 276, Fn. 8. Die Segmentierung *\*-e-h<sub>2</sub>-* ist aber in dieser Gruppe häufig weniger eindeutig gegeben, denn eine parallele Ableitung von thematischem und *eh<sub>2</sub>-*Stamm z. B. zum Wurzelnomem ist meist nicht auszuschliessen.

<sup>211</sup>Diese Definition impliziert bereits, dass Nussbaum im Wesentlichen Harðarsons Meinung zur grammatischen Bestimmung der ‘Kollektiva’ als neutrale, singularische Ableitungen teilt (s. oben Abschnitt 4.2, S. 71). Die Komponente ‘singularisch’, die so durch die morphosyntaktische Form gegeben ist, lässt sich aber auch rein semantisch in die Definition einbauen, z. B.: Kollektiva sind Vielheiten, die als Einheiten konzeptualisiert sind.

<sup>212</sup>Die hier abgekürzt verwendeten Merkmale sind: +/-BOUNDED (B), d. h. ob der Referent als abgegrenzte Entität konzeptualisiert ist. [+B] entspricht etwa dem Begriff der ‘count nouns’, [-B] etwa dem der ‘mass nouns’. +/-SUBDIVIDED oder INTERNALLY STRUCTURED (S), d. h. ob der Referent als aus einzelnen Teilen zusammengesetzt konzeptualisiert ist. [+/-S] entspricht also grob etwa +/- ‘kollektiv’. Bei Irlinger 2010: 5 finden sich folgende Begriffe für die Merkmalspaarungen: Individuativa [+B, -S], Gruppen [+B, +S], Substanzen [-B, -S] und Aggregate [-B, +S].

Konzeptualisierung einfließen und damit für den sprachlichen Ausdruck relevant werden. Das ist gewöhnlich nicht der Fall, wenn die einzelnen Elemente nicht gleichförmig sind und verschiedene Funktionen im Gesamtgefüge erfüllen. Ein *Fahrrad* ist deshalb unter allen Umständen ein Individuativum [+B, -s], denn es besteht zwar aus einer Vielheit von *Teilen*, aber diese lassen sich nur unter dieser maximal abstrakten Bezeichnung als Plural ausdrücken. In einem typischen Kollektivum sind die einzelnen Elemente hingegen gleichförmig und hinsichtlich der Funktion im Gesamtkonzept nicht differenziert. Ein *Gebirge* besteht aus mehreren *Bergen*, die problemlos als Plural fassbar sind, und von denen keiner einen von den übrigen abweichenden Status im Bezug auf das *Gebirge* hat. Auch hier abstrahiert man aber natürlich von den individuellen Unterschieden der Elemente und daher sind fließende Übergänge zwischen den beiden Extremen zu erwarten. Ein typisches Beispiel ist *Familie*, das zwar insofern als Kollektiv bezeichnet werden kann, als es aus einer Mehrzahl von *Menschen* aufgebaut ist, aber die Reduktion auf gleichförmige Elemente wird der spezifischen Bedeutung der Gesamtheit nicht gerecht, weil die als *Familie* bezeichnete Gruppe sich genau dadurch von anderen Gruppen unterscheidet, dass die einzelnen Personen verschiedene Funktionen in diesem Gefüge erfüllen. Ob die innere Struktur tatsächlich konzeptualisiert ist, d. h. ob ein Ausdruck mit dem Merkmal [+s] vorliegt, hängt also auch entscheidend davon ab, wie sehr von den Unterschieden zwischen den Einzelelementen abstrahiert ist.

Derivierte Kollektiva können ausschliesslich Gruppen und Aggregate von gleichförmig konzeptualisierten Einzelercheinungen bezeichnen,<sup>213</sup> weil ihr Ausdruck auf der Bezeichnung des Einzelelements aufbaut. Das hat zwei wichtige Konsequenzen für die semantischen Eigenschaften der Kollektiva (im engsten Sinn) und ihrer Ableitungsbasen: Als Ansammlungen von mehreren gleichförmig konzeptualisierten Teilen besitzen sie eine semantische Affinität zum Plural und sie erfordern daher auch eine zählbare Ableitungsbasis. Die innere Struktur der Kollektiva ist also eigentlich eine Konsequenz davon, dass die Elemente eine gewisse Individualität behalten. Notiert man die Bedeutungsveränderungen bei der Bildung solcher Kollektiva als Merkmale, ist es wichtig im Auge zu behalten, dass es sich nicht um Bedeutungsverschiebungen, sondern um Bezeichnungen verschiedener Konzepte handelt. Wenn sich also die Ableitung eines ‘finiten Kollektivs’ von einem ‘Individuativum’ als [+B, -s] → [+B, +s] beschreiben lässt (z. B. engl. *bag* → *baggage*, Nussbaum 2014a: 283), wäre es trotzdem völlig verfehlt zu sagen, dass die Kollektivableitung die Funktion habe, das Merkmal [+s] einzuführen, während das Merkmal [+B] konstant bleibe. Vielmehr ist die innere Struktur des Kollektivs [+s] eine Konsequenz der Begrenztheit des Grundworts [+B], während innere Struktur der Basis und Begrenztheit des Kollektivs nicht direkt mit dem Ableitungsprozess in Beziehung zu stehen scheinen.<sup>214</sup>

Aus diesen Beobachtungen folgt nun direkt, weshalb der Gebrauch des Begriffs ‘Kollektiv’ (im weiten Sinn) häufig kritisiert worden ist. Kollektiva zu Massennomina können nämlich in dieser engen Interpretation des Begriffs nicht gebildet werden (vgl. z. B. Melchert

<sup>213</sup> Das gilt absolut natürlich nur für den Zeitpunkt ihrer Bildung. Durch semantische Entwicklung des Kollektivums kann sich die Gleichförmigkeit der Beziehungen der Elemente zum Ganzen reduzieren. So ist z. B. lat. *familia* zunächst ein typisches abgeleitetes Kollektivum (eine als Einheit gefasste Ansammlung von *famuli*), aber in den modernen europäischen Sprachen hat es sich weit von diesem Zustand entfernt, wie das reichlich umständliche Singulativ *Familienmitglied* deutlich macht.

<sup>214</sup> Letzteres ist ersichtlich, wenn mit den gleichen morphologischen Mitteln ‘nicht finite Kollektiva’ (Aggregate, ‘derived mass nouns’) gebildet werden, z. B. *plume* [+B, -s] → *plumage* (in der artikellosen Verwendung) [-B, +s]. Ersteres bedeutet, dass kein Grund besteht, bereits strukturierte, zählbare Nomina als Ableitungsbasen auszuschliessen.

2011: 396, Irslinger 2010: 13–16), denn diese verfügen nicht über das Merkmal [+B], das für das bei einem Kollektiv (im engen Sinn) vorauszusetzende Merkmal [+s] verantwortlich ist. Es ist daher auf den ersten Blick äusserst irritierend, dass unter den vom morphologischen Gesichtspunkt her guten Beispielen für indogermanische ‘Kollektiva’ (im weiten Sinn) zahlreiche Beispiele zu finden sind, die genau das voraussetzen scheinen.<sup>215</sup> Hier erweist sich jetzt Nussbaums Vorgehen, produktive Derivationsprozesse der Einzelsprachen zu untersuchen, um so Anhaltspunkte für die Interpretation des Komplexes der ‘h<sub>2</sub>-Kollektiva’ zu gewinnen, als äusserst aufschlussreich (Nussbaum 2014a: 283–288, 290–296). Dabei erweist es sich, dass die morphologischen Mittel, die zur Bildung von Kollektiva zu ‘count nouns’ verwendet werden, durchaus sehr häufig auch mit Massennomina als Ableitungsbasen vorkommen. Die Semantik der resultierenden Ableitungen kann allerdings nicht als ‘Kollektiv’ beschrieben werden, denn die dafür vorausgesetzten Merkmale sind in diesen Beispielen nicht auszumachen. Gut illustrieren lässt sich das Phänomen mit den germanischen denominalen *ga*-Ableitungen, die sehr häufig (im engen Sinn) kollektive Ableitungen bilden (nhdt. *Ast* → *Geäst*, *Mauer* → *Gemäuer* usw., vgl. Nussbaum 2014a: 285). Dieselbe Morphologie auf Massennomina angewendet ergibt zählbare Nomina ohne innere Struktur, für die Nussbaum den Begriff ‘Delibativ’<sup>216</sup> prägt: *Wasser* → *Gewässer*, *Land* → *Gelände*, *Wetter* → *Gewitter* usw., also [–B, –s] → [+B, –s].<sup>217</sup>

Irslinger (2010: 15) fasst diese Beispiele alle als Kollektivierungen von Konkretisierungen der Stoffbezeichnung auf, was im Einzelfall natürlich immer möglich ist.<sup>218</sup> Diese Interpretation wirkt pauschal angewendet allerdings forciert, angesichts der sehr verschiedenen Beispiele Nussbaums, die die Verwendung derselben morphologischen Mittel zur Bildung von Kollektiven und Delibativen in verschiedenen Sprachen belegen. Dass delibative Derivate unter den diskutierten rezenten Prozessen eher selten zu sein scheinen, hat möglicherweise seinen Grund eher darin, dass z. B. in den modernen germanischen Sprachen der grösste Teil der ‘nominalen Perspektivierung’ von Konstruktionen mit Artikeln übernommen wird: *Stein ist hart* vs. *Ich hob den Stein auf*, *Bier ist gesund* vs. *Welches ist mein Bier?*. Zu den Konstruktionen, die häufig unter anderem die Funktion haben, die delibative Interpretation eines Massenomens zu erzwingen, gehören auch die Pluralbildung (Nussbaum 2014a: 279–281, 284, 303, Irslinger 2010: 15f.). Mit Verweis auf Melchert scheint Irslinger Pluralbildungen auch als Quelle für die suffixdehnstufigen Bildungen zu Massennomina zu vermuten, was allerdings nur für heth. *uidār* einen brauchbaren Ausgangspunkt darstellt (vgl. Nussbaum 2014a: 303).

Der Ansatz einer bildungsmässig einheitlichen Klasse, in der Delibativa zu unzählbaren und Kollektiva zu zählbaren Nomina koexistierten, und aus der sich erst in einem weiteren Schritt der ‘kollektive’ und später neutrale Plural herausbildete, ist dem Modell von Melchert (2011: 397), das eine scharfe Trennung von nicht kollektiven (‘belebten’) Singularen

<sup>215</sup> Beispiele bei Irslinger 2010: 13f. Dort finden sich auch wertvolle Kommentare zu den aus dieser Aporie resultierenden Versuchen einer Bedeutungsbestimmung solcher ‘Kollektiva’ zu Massennomina.

<sup>216</sup> “For these special forms of mass nouns, which designate (1) a finite sample or (2) a particular variety of the stuff in question, the term “delibative” (: Lat. *delibare* ‘take as a sample’) is proposed and will be used in what follows. (Nussbaum 2014a: 278)

<sup>217</sup> Im Neuhochdeutschen ist dieser Typ allerdings noch weniger produktiv als die kollektive Variante. Synchrone Neubildungen sind meistens deverbale oder zumindest auch so interpretierbar.

<sup>218</sup> Ein extremes Beispiel für die Vermischung der verschiedenen Muster ist nhdt. *Gestein* zu *Stein*, das je nach Gebrauch zwischen Lesarten eines Kollektivums zu *Stein* ‘einzelner Stein, Kiesel’ und eines Delibativums zu *Stein* ‘Stein (als Material)’ oszilliert.

und kollektiven (neutralen) Pluralen schon für die früheste Phase fordert, deutlich überlegen. Die Einwände gegen die von Melchert vorausgesetzten morphosyntaktischen Entwicklungen erheben sich hier nicht alle zwangsläufig,<sup>219</sup> und eine weniger rigorose Trennung der singularischen und der (später) pluralischen Gruppe, ermöglicht eine differenziertere Einordnung der einzelnen Fälle. Z. B. müssten bei Melchert alle zu Massennomina gebildeten Beispiele mit Suffixdehnstufe bereits echte Plurale gewesen sein, weil Kollektiva zu Massennomina nicht gebildet würden und die einzige alternative Einordnung diejenige als ‘belebte’ Singulare wäre. Beides ist angesichts von singularischem, neutralem gr. ὄδιον wenig attraktiv. Umgekehrt dürften sich in der später als Singulare fortgesetzten Klasse keinerlei echte Kollektiva befinden, da diese bereits bei der Ableitung ‘plurality tantum’ gewesen sein müssten. Auch ausgehend von einer einheitlichen Kollektiv-Delibativ-Bildung ist zu erwarten, dass nur ein kleiner Teil der Kollektiva in der singularischen Klasse verbleibt, aber die Existenz solcher Beispiele ist unproblematisch.

Zu klären ist nun immer noch, weshalb die auf den ersten Blick so verschiedenen (echten) Kollektiva und Delibativa immer wieder mit den gleichen morphologischen Mitteln gebildet werden. Delibativa lassen sich nicht als besondere Kollektiva verstehen, indem z. B. dass Massenomen ohne overte Markierung als zählbar konzeptualisiert und dieses dann kollektivisch abgeleitet würde, denn dieser Prozess führt nicht zur delibativen Bedeutung, sondern nur zum pluralischen Typ von heth. *uidār*. Allerdings lässt sich umgekehrt ein Teil der Kollektiva als Delibativa paraphrasieren, z. B. *baggage* ‘a collection of bags’ auch als ‘a sample of all the bags everywhere’ (Nussbaum 2014a: 284–288, bes. 287). Mit anderen Worten lässt sich die Derivation [+B, -s] (zählbares Nomen) → [+B, +s] (‘finites Kollektiv’) auch als [-B, +s] (indefiniten Plural bzw. ‘nicht finites Kollektiv’ des zählbaren Nomens) → [+B, +s] (‘finites Kollektiv’) darstellen. Gemeinsam ist den beiden Funktionen unter dieser Betrachtungsweise, dass aus einer unbestimmten Menge (Massenomen oder indefiniten Plural) ein bestimmter Teil abgegrenzt wird. Entgegen dem Eindruck, der durch den Vergleich von Zählpluralen und Kollektiva entstehen kann, wo im ersten Fall die einzelnen Elemente stärker individualisiert erscheinen als im zweiten, haben also diese Kollektiva-Delibativa nicht primär eine entindividualisierende Funktion,<sup>220</sup> sondern sie wirken im Gegenteil konkretisierend, indem sie aus einer unbestimmten Menge einen abgegrenzten Ausschnitt herausgreifen.

Auf den ersten Blick wirkt an dieser Analyse stossend, dass scheinbar eine verschiedene Anzahl von Ableitungsprozessen vorauszusetzen ist. Während die Delibativa zu Massennomina als in einem Schritt erfolgte Konkretisierungen eines Ausschnitts der Gesamtmenge beschrieben werden können, scheinen die Ableitungen von zählbaren Nomina zwei Schritte zu erfordern, nämlich zunächst die Bildung eines ‘nicht finiten Kollektivs’ [-B, +s] und erst dann eines Delibativs zu diesem [+B, +s]. Auch hier hilft wieder der Blick auf in den Einzelsprachen mit anderen, produktiven (und daher besser beobachtbaren) Mitteln gebildete

<sup>219</sup>S. oben Abschnitt 4.2, ab S. 72. Insofern als Nussbaum mit ursprünglich singularischen, neutralen Ableitungen rechnet, stellen sich bei der Entwicklung zum ‘kollektiven’ und neutralen Plural einige der dort erörterten Fragen allerdings ebenso. Dies betrifft aber den morphosyntaktischen Ausdruck, nicht das semantische Profil der Klassen.

<sup>220</sup>Tendenziell treten die als Vielzahl vorhandenen Einzelteile zwar durch die dominierende Profilierung der Gesamtheit durchaus in den Hintergrund und sie sind in einem echten Kollektiv auch nicht als Individuen zählbar, aber sie bleiben in der Regel auch im Kollektivum klar voneinander abgegrenzt und einzeln identifizierbar. Vgl. in diesem Sinn auch Melchert 2014: 257, Fn. 2 zu seiner Motivation für den Begriff “set plural”.

Beispiele. Nussbaum kann plausibel aufzeigen, dass in diesen Fällen jeweils substantivier- te Formen von Zugehörigkeits- und Possessivadjektiven vorliegen (2014a: 290–292).<sup>221</sup> Es liegt also nahe, den ersten Schritt der kollektiven Ableitungen einer Adjektivierung und den zweiten einer Substantivierung zuzuschreiben.<sup>222</sup> So ist nun aber eine parallele Paraphrase von abgeleiteten Delibativa und (finiten) Kollektiva naheliegend: ‘Entität, bestehend aus X-igem Material’ bzw. ‘Entität, bestehend aus X-igen Elementen’. Die ‘zwei Schritte’ verstehe ich in erster Linie als zwei semantische Operationen. Dass dies tatsächlich immer zwei historisch aufeinanderfolgenden Ableitungen entsprechen muss, kann offen bleiben; synchron ist damit zu rechnen, dass die adjektivische Phase bei vielen Bildungsmustern systematisch nicht realisiert ist.

Nussbaum setzt den zweiten Typ von Kollektiva (im engeren Sinn), die ‘nicht finiten Kollektiva’ (z. B. engl. *cutlery, plumage*) nicht in direkte Beziehung zum auch für ‘finite Kollektiva’ anwendbaren Konzept der Delibativa, sondern behandelt sie im weiteren stillschweigend als Untergruppe der Kollektiva, ohne die Unterscheidung von ‘finit’ und ‘nicht finit’ in den Beispielen weiterzuverfolgen.<sup>223</sup> Auf den ersten Blick wirkt es seltsam, dass eine gemeinsame Funktion der Delibativa und der ‘finiten Kollektiva’ in der Abgrenzung eines Ausschnitts besteht und somit grob als  $[-B] \rightarrow [+B]$  verstanden werden könnte, aber die ‘nicht finiten Kollektiva’ wie Massennomina das Merkmal  $[-B]$  aufweisen. Dieser Unterschied betrifft allerdings nur die weiteren Kombinationsmöglichkeiten<sup>224</sup> und muss nicht unbedingt eine Konsequenz des Ableitungsprozesses sein. Die Komponente ‘Entität’ in der obigen Paraphrase hat in erster Linie den Sinn, das Interimresultat der adjektivischen Ableitung wieder zu deadjektivieren. Bei ‘nicht finiten Kollektiva’ hat diese ‘Entität’ quasi die maximale Ausdehnung.

Neben den Kollektiva und Delibativa umfasst die hier zusammengefasste Formgruppe auch Abstrakta.<sup>225</sup> Dass sich deren Bildung und die der ‘Kollektiva’ ähnlicher Mittel bedient, ist an sich wenig überraschend, denn Überlappungen dieser Ausdrücke lassen sich in zahlreichen Beispielen beobachten. Entsprechend werden sie häufig in einem Atemzug genannt, ohne dass eine klare Trennung intendiert wäre. Trotzdem sind hier einige Klärungen nötig. Mit der Verbindung zum neutralen Plural vor Augen wird der ganze hier diskutierte

<sup>221</sup> Diese beiden Typen, die im Kernbereich der Possession durch ihre verschiedene Polarität (**BELONG TO X** vs. **HAVE X**) deutlich verschieden sind, konvergieren in den weniger prototypischen Possessivrelationen auf Bedeutungen wie ‘aus X bestehend’, ‘mit Eigenschaft X’. Ein vergleichbarer Effekt ist auch bei Genitivkonstruktionen zu beobachten: *the beauty of Aphrodite ~ a man of honour*. Wiederum sind hier zwar die syntaktischen Rollen vertauscht, aber inhaltlich wird in beiden Fällen der Person eine Eigenschaft zugeschrieben.

<sup>222</sup> In den als Parallelen herangezogenen Fällen sind diese Substantivierungen entweder singularische Neutra oder singularische  $\bar{a}$ -Feminina, aber offenbar nie Maskulina oder neutrale Plurale.

<sup>223</sup> Durch die aus der Individuiertheit der Ableitungsbasis stammende innere Strukturierung erscheinen sie ihm vermutlich den ‘finiten Kollektiva’ ähnlich genug, um ihre Präsenz in der Gruppe der ‘Kollektiva’ (im weiten Sinn) unmittelbar verständlich zu machen. Jenseits dieses Befundes ist die Unterscheidung für seine aktuellen Zwecke nicht weiter relevant, weshalb verständlich ist, dass er es für den Augenblick dabei belässt.

<sup>224</sup> In erster Linie die Zählbarkeit und damit die Möglichkeit der Pluralbildung. Ausserdem ist in diesen Fällen die Anwendung einer weiteren delibativen Konstruktion gegebenenfalls nützlich, während dies bei den ‘finiten Kollektiva’ (und natürlich den Delibativa) redundant wäre.

<sup>225</sup> Nussbaum 2014a: 275, 306 erwähnt nur die mit den femininen Kongruenzformen identischen Adjektivabstrakta, die er systematisch neben gleichlautenden, Individuen bezeichnenden Substantivierungen erwartet (dazu unten S. 84). Aufgrund seiner anderen Äusserungen möchte ich vermuten, dass er die älteren Typen je nach derivationaler Einbettung entweder ebenso, oder aber als ‘instantials’ (vgl. bes. Nussbaum 2014b: 243–250) analysieren würde. Diese können hinwiederum als eine Art Delibativa zu primäreren Verbalabstrakta gesehen werden (vgl. Nussbaum 2014b: 249).

Komplex oft als ‘Kollektiv’ bezeichnet, obwohl Abstrakta und andere Verbalnomina unter den singularischen Reflexen in den Einzelsprachen deutlich häufiger sind. Ob mit diesem Gebrauch impliziert werden soll, dass die Kollektiva ursprünglich und die Abstrakta daraus entwickelt seien, wird oft nicht klar.

Dezidiert für die Entwicklungsrichtung Abstrakt > Kollektiv argumentiert hingegen Silvia Luraghi (2009b: 5–10, 2009a: 117–119) und sie illustriert die Verschiebung vom Adjektiv-abstraktum zum Kollektivum mit dem italienischen Suffix *-istica*. Mit Übergängen in diese Richtung (z. B. von Nomina actionis zu resultativa) ist mit Sicherheit zu rechnen, aber Luraghis Beharren auf der Exklusivität dieser Entwicklungsrichtung ist nicht gerechtfertigt.<sup>226</sup> Auch ihre Beschreibung der Ähnlichkeiten zwischen Abstrakta und Kollektiva ist verfehlt, denn sie stellt diese über die Massennomina her. Massennomina, Abstrakta und Kollektiva hätten gemeinsam, dass sie keine innere Struktur besäßen. Diese Aussage ist schlicht falsch (vgl. auch oben S. 81, Fn. 220) und wird sogar direkt durch die gleich im Anschluss angeführten Beispiele widerlegt.<sup>227</sup> Vollkommen rätselhaft wäre auch, wie aus einem nicht als aus diskreten Teilen zusammengesetzt konzeptualisierten Kollektiv der Plural der Neutra hätte entstehen können.<sup>228</sup>

Die entgegengesetzte Meinung, dass die Abstrakta grundsätzlich aus Kollektiva herzuleiten seien, vertritt Karin Stüber (2012: 113–145). Sie listet eine ganze Reihe von Suffixen auf, die jeweils bereits ohne *\*(a)h<sub>2</sub>-* Verbalnomina bilden und Stämme auf *\*(a)h<sub>2</sub>-* neben sich haben. Diese interpretiert sie als ursprünglich kollektive Ableitungen zu den bereits als Verbalabstrakta dienenden Basen. Problematisch an dieser Auffassung ist, dass sich der ‘kollektive’ Charakter dieser Bildungen, die häufig auch direkt deverbale produktiv sind, am Material eigentlich nicht zeigen lässt. Dass sie ursprünglich Kollektiva seien, ist vielmehr allein daraus geschlossen, dass *\*(a)h<sub>2</sub>-* sonst als ‘Kollektivsuffix’ dient, und dass die Bedeutungskomponente ‘Verbalabstraktum’ eben schon durch die Form ohne *\*(a)h<sub>2</sub>-* abgedeckt ist. Das Material ist zwar mit dieser Auffassung sicher vereinbar, denn dass sich eine ‘kollektive’ Nuance verlieren kann, ist unbestritten, aber wirklich zeigen, dass *\*(a)h<sub>2</sub>-* ursprünglich ausschliesslich ‘kollektive’ Bedeutung hatte, können ihre Beispiele auch nicht. Erhellend sind ihre Erläuterungen zu den deutschen ‘Vorgangskollektiva’, die ebenfalls zu den oben schon angeführten Bildungen mit *Ge-* gehören.<sup>229</sup> Diese scheinen tatsächlich wie Kollektiva bevorzugt einzelne Vorgänge zu bezeichnen, die eine innere Struktur aufweisen. Im Vergleich zu reinen Nomina actionis sind sie meist stärker konkretisiert und öfter ist auch bevorzugt auf ein aus mehreren einzelnen Handlungen bestehendes Ereignis referiert. Die Entscheidung, ob ursprünglich eine deverbale oder eine denominalen Ableitung vorliegt, ist in den deutschen Beispielen denn auch notorisch schwierig (z. B. *Geschrei* als Kollektivum zu *Schrei* oder als Verbalnomen zu *schreien*?).

Auch wenn sich vorerst die bevorzugte Richtung der Entwicklung nicht klären lässt, ist

<sup>226</sup> Ihr Motiv dafür ist in erster Linie, dass es ihr ermöglicht, alle Vorschläge zur Entwicklung des Feminins, die mit dem Begriff ‘Kollektiv’ operieren, pauschal für unglaubwürdig zu erklären. Ob dabei ‘Kollektiva’ (im weiten Sinn, d. h. ‘Kollektiv-Abstrakt-Bildungen’), oder Kollektiva im engeren Sinn intendiert waren, fragt sie sich nicht.

<sup>227</sup> Zu ihren Beispielen von ital. *-istica* bemerkt Luraghi 2009b: 7, sie seien “grammatically singular, but refer to a plurality”, und weist noch darauf hin, dass der Plural des nicht abgeleiteten Substantivs in der gleichen Funktion verwendet werde.

<sup>228</sup> Diese Entwicklung wird auch von Luraghi trotzdem ganz selbstverständlich vorausgesetzt.

<sup>229</sup> Vorsicht könnte allerdings auch hier geboten sein, weil nicht auszuschliessen ist, dass auch in diesem Fall von den denominalen Bildungen aus auf die ‘Kollektivität’ der deverbale Formen geschlossen wird.

in jedem Fall deutlich, dass sowohl abstrakte, als auch kollektiv-delibative Funktionen von  $*(e)h_2$ - vorauszusetzen sind. Durchaus möglich bleibt auch, dass die Suche nach einer ‘ursprünglichen’ Bedeutung überhaupt unnötig ist, weil die spezifische Funktion auch in erster Linie von der Ableitungsbasis abhängig gewesen sein kann, und also etwa deverbale und deadjektivische Abstrakta neben denominalen Kollektiva und Delibativa existierten (vgl. z. B. Balles 2004: 47f.). Melchert 2014: 259f. rechnet neben den ‘Kollektiva’ nicht nur mit Abstrakta, sondern auch mit einer etablierten Gruppe von Konkreta ohne innere Struktur [+B, –s]. Dies ist vor allem in seiner abweichenden Ansicht über den grammatischen Status der Kollektiva (im engen Sinn) begründet (dazu oben Abschnitt 4.2, ab S. 72), denn unter diesen Voraussetzungen sollten eigentlich sämtliche auf Kollektiva rückführbaren Fälle im Anatolischen als Plurale fortgesetzt sein. Allerdings verdient diese Gruppe auch dann Erwähnung, wenn man seine Auffassung nicht teilt und alle solchen Beispiele auf ursprüngliche Kollektiva, Delibativa oder konkretisierte Abstrakta zurückführen möchte, denn diese machen deutlich, dass bereits in voranatomischer Zeit mit konkreten  $h_2$ -Stämmen zu rechnen ist, die als ‘belebte’ Singulare kategorisiert waren und zumindest synchron nicht mehr zu einer der genannten Gruppen gestellt werden können. Ein illustratives Beispiel ist heth. *ḫāšša-*, das öfter als ursprüngliches ‘Kollektivum’ angesprochen wurde (vgl. Melchert 2011: 397, 2014: 259). Als solches hätte es sich nach Melchert im Anatolischen zu einem “inanimate plural tantum” entwickeln müssen, weshalb er diese Interpretation ausschließt. Eine Deutung als wirkliches Kollektivum (‘aus Aschepartikeln zusammengesetztes Ding’?) macht auch tatsächlich nur begrenzt Sinn, aber als Delibativ von *ḫāšš-* (also quasi ‘eine Asche’) oder allenfalls auch als konkretisiertes Abstraktum lässt es sich durchaus verstehen. In jedem Fall ist Melchert beizupflichten, dass es bereits im Voranatomischen als grammatisch ‘belebte’ Sachbezeichnung mit den Merkmalen [+B, –s] existiert haben muss.

Neben den seit längerem im Wesentlichen bekannten und breit akzeptierten Gruppen ist in jüngerer Zeit noch eine zusätzliche Art  $h_2$ -Stämme etabliert worden, die gerade auch für die Entwicklung des Femininums von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Aufbauend auf dem lykischen Material von Hajnal 1994: 152 und dem von Nussbaum aufgezeigten Nebeneinander von Abstraktbildungen und endozentrischen Substantivierungen bei mehreren Suffixen<sup>230</sup> hat Melchert 2014: 260–265 plausibel machen können, dass auch nicht nur grammatisch belebte, sondern tatsächlich auf Personen referierende  $h_2$ -Stämme bereits für das Anatolische vorausgesetzt werden müssen (vgl. oben Abschnitt 3.7, S. 64). Dass diese am direktesten den späteren femininen Kongruenzformen, die neben gleichlautenden Adjektivabstrakta stehen, entsprechen dürften, erscheint unmittelbar einleuchtend. Allerdings gibt es keinerlei Hinweise darauf, dass diese Stämme bevorzugt auf weibliche Referenten angewendet worden wären.

Dies wirft auch ein neues Licht auf die maskulinen  $\bar{a}$ -Stämme der übrigen Sprachen, die meist pauschal aus auf Personen bezogenen Abstrakta hergeleitet werden.<sup>231</sup> Solche Umdeutungen einzelner Beispiele sind sicher immer wieder anzunehmen,<sup>232</sup> aber die Rekon-

<sup>230</sup> Vgl. Nussbaum 2014a: 304–306, z. B. *h<sub>2</sub>ékro-* ‘high’ (gr. ἄκρος) → *h<sub>2</sub>ó/ékri-* ‘height’ (gr. ἄκρις f.), *h<sub>2</sub>ó/ékri-* ‘high (one)’ (lat. *ocris* m.). Für eine Übersicht über die *i*-Abstrakta zu thematischen Basen s. Balles 2006: 278.

<sup>231</sup> Vgl. z. B. Balles 2004: 46, zum Griechischen ausführlich Leukart 1994. Grundsätzlich ebenfalls so erklärt sind auch die lykischen Personalia bei Hajnal 1994: 161–163.

<sup>232</sup> Melchert 2014: 265 nennt aksl. *sluga* ‘Diener’ neben lit. *slaugà* ‘Dienst’, vgl. auch Stüber 2012: 117–120 zu den verschiedenen Derelationierungen von Verbalabstrakta und Hackstein 2012: 148–151 zur Entwicklung einer nicht genusspezifischen Gruppe von Nomina agentis bei  $ah_2$ -Stämmen.

struktion einer produktiven Klasse von individualisierenden  $ah_2$ -Stämmen schon für das Vorkanaltische vermag der Häufigkeit gerade auch maskuliner Beispiele in den Einzelsprachen besser gerecht zu werden. Aufgegriffen haben diesen Ansatz z. B. Hannes Fellner und Laura Grestenberger (2016), die damit lateinische, griechische und armenische Komposita mit suffigiertem  $*-ā-$  einer sehr befriedigenden Erklärung zuführen.<sup>233</sup>

Während diese individualisierenden  $ah_2$ -Stämme also zwar wegen der häufig personalen Referenz semantisch den femininen Kongruenzformen nahestehen und auch formal damit identisch waren,<sup>234</sup> unterscheiden sie sich durch das ganz überwiegend maskuline Genus nicht nur von diesen, sondern auch von den Abstrakta. Wie bei den amphi- bzw. holokinetischen Stämmen ist daher auch bei den  $ah_2$ -Stämmen relativ früh mit Bildungen zu rechnen, die später als Maskulina oder Feminina integriert werden konnten und semantisch keinen unmittelbaren Bezug zum Bedeutungskomplex von Abstrakta, Kollektiva und Delibativa aufwiesen.

---

<sup>233</sup>Z. B. gr. ἑπταπόδης (Hom.) ‘seven feet long’, βαρούπᾶς (Pi.) ‘having a deep voice’; lat. *lucrifuga* ‘gain-fleeing’ (Plaut.), *indigena* ‘native’.

<sup>234</sup>Vorausgesetzt, dass die besondere maskuline Flexion im Griech. tatsächlich auf sekundärer Entwicklung beruht.



## 5 Vorschläge zur Erklärung der femininen Genuskongruenz

### 5.1 Karl Brugmann

Die Notwendigkeit, die feminine Genuskategorie als historische Entwicklung zu begreifen und zu beschreiben, ist naturgemäss erst dann wirklich gegeben, wenn sie sowohl als neu geschaffen, als auch nicht als ursprünglich vollständig semantisch motiviert angesehen wird. Auch wenn man von einer vollständigen semantischen Motivation ausgeht, stellen sich natürlich zahlreiche historische Fragen, die aber in erster Linie die Weiterentwicklung dieses 'reinen' Systems zu den tatsächlich beobachteten betreffen. Die entscheidende Frage, wie die Kongruenz (und damit definitiorisch erst eine Kategorie Genus) entstanden ist, stellt sich zwar auch in einem rein semantischen System, aber sie wirkt wenig schwierig, solange die kongruierenden Formen einfach dieselben semantischen Kategorien unterscheiden, auf denen die Klassifikation des Lexikons beruht. Mit anderen Worten kann die Genuskategorie in einem solchen System als ausschliesslich Referenten klassifizierend beschrieben werden, so dass weder die Asymmetrie, noch die Lexikalisierung der kanonischen Kongruenz gegeben sind (Vgl. dazu oben Abschnitt 2.7, ab S. 24). Dass diese den Referenten betreffende Information mehrfach wiederholt wird, ist unter diesen Annahmen dann zwar bemerkenswert, aber wenig erklärungsbedürftig. Daher bleiben die Vertreter einer 'sexualistischen' Genuskonzeption im 19. Jhdt. sehr vage und pauschal in ihren Bemerkungen zur Kongruenz und allenfalls zur Etymologie der beteiligten Morpheme.

Mit dem Versuch Brugmanns, Genus als rein 'grammatisches' Phänomen zu verstehen (1889), ändern sich diese Voraussetzungen radikal. Ohne die direkte Motiviertheit in inhärenten Eigenschaften der Referenten entfällt auch die Möglichkeit, die kongruierenden Formen als unabhängig referierende Ausdrücke zu verstehen. Der Umfang der Genuskategorie muss somit ausschliesslich über die formale Kongruenz definiert werden. Ausserdem stellt sich für Brugmann zuvorderst auch die Frage, wie diese Klassen mit dem natürlichen Geschlecht assoziiert wurden, denn dass die bezeugten Sprachstufen eine Mischung von motivierten und arbiträr wirkenden Genuszuweisungen bezeugen, steht ausser Frage. Brugmann interessiert sich also einerseits für den ursprünglichen Sinn der später zur Bezeichnung von Motionsfeminina verwendeten Suffixe "-ā- ... und -īē- (-ī-)" und andererseits für die Prozesse, die zu den femininen Formen der Adjektive geführt haben, welche ja auch in Fällen stehen, wo das Genus an ihrem Bezugswort nicht morphologisch markiert ist, sondern erst durch die Form des Adjektivs erkennbar wird. Ersteres versucht er damit zu begründen, dass es einige auf \*-ā- (und allenfalls \*-ī-) ausgehende Wörter gab (Brugmann 1889: 104: "\*mā-mā, \*ma-mā" und "\*genā, \*gñnā, \*gnā"), deren feminines Sexus nicht durch ein Suffix bedingt gewesen sei, sondern die zufällig so ausgelautet hätten.<sup>235</sup> Bei diesen Wörtern sei dann \*-ā- als Suffix und Zeichen der Weiblichkeit aufgefasst und in dieser Bedeutung produktiv geworden, was zu Motionsfeminina des Typs \*ekūā- 'Stute' geführt habe. Als Parallele zu diesem Vorgang dienen ihm dabei die Suffixe \*-yo- und \*-b<sup>h</sup>o-, die bei Farbbezeichnungen bzw. Tiernamen produktiv waren, aber ursprünglich wegen nicht unter diese Rubriken fallenden Beispielen (zB. lat. *vivus* 'lebendig', gr. ἄργυρος 'silberglänzend') nicht

<sup>235</sup> Ob \*-ā- in diesen Fällen ein Suffix mit einer anderen als der femininen Bedeutung war, oder ein nicht segmentierbarer Bestandteil, ist für diese Sichtweise von dieser von untergeordneter Bedeutung, auch wenn im zweiten Fall neben den – bei Brugmann nicht näher ausgearbeiteten – Voraussetzungen für die semantische Reanalyse auch diejenigen für die segmentale Reanalyse plausibel gemacht werden müssten.

in erster Linie diese Bedeutung gehabt haben könnten. Vorausgesetzt man akzeptiert die Beispielbasis als breit genug, ist eine derartige Neudeutung eines morphologischen Elements an sich plausibel, hat aber noch keinerlei Implikationen für das Alter und die Entwicklung des ‘Feminins’ als durch Kongruenz definierte Genuskategorie, denn dafür ist die spezifische Bedeutung einzelner, nicht durch Kongruenzformen aufgenommener Suffixe schlicht irrelevant.

Im Augenblick wichtiger ist also Brugmanns Frage: Wie entstand die feminine Form des Adjektivs? Bezeichnenderweise lässt Brugmann dies letztendlich offen. Er argumentiert zunächst, dass der Fall einfach wäre, wenn sich eine eigene Femininform bei Adjektiven nur in Kongruenz mit den durch die im vorhergehenden Abschnitt geschilderten Vorgänge entstandenen Feminina auf *\*-ā-* und *\*-ī-* fände. Dann könnte “durch eine rein lautliche Assimilation ... Kongruenz der Form hergestellt” worden sein.<sup>236</sup> Schwierigkeiten bereiten ihm dann aber die zahlreichen Substantive, die kein als Genuszeichen interpretierbares Suffix aufweisen, aber trotzdem schon in den frühesten Belegen eindeutig dem maskulinen bzw. femininen Genus zugewiesen sind. Wieso verblieben diese Wörter nicht alle im ursprünglichen Genus, das nun durch die Entstehung eines kontrastierenden Femininums zum Maskulinum geworden war? Brugmann präsentiert zwei mögliche Erklärungsansätze: Zum einen könnten, nachdem die femininen Adjektivformen durch Assimilation an die Motionsfeminina einmal entstanden waren, inhaltliche Analogien geltend gemacht werden. Einleuchtend wäre das zum Beispiel bei den stets femininen Verbalabstrakta auf *\*-ti-*, die sich nach den Abstrakta auf *\*-ā-* gerichtet haben könnten. Bei letzteren wäre die Kongruenz schon im ersten Schritt zusammen mit der reimenden Form der Motionsfeminina entstanden. Weniger überzeugend wirkt das bei isolierten Bildungen, die jeweils von *ā-* oder *ī-* Stämmen mit ähnlicher Bedeutung beeinflusst sein müssten, da Brugmann im ersten Schritt nur mit formaler Übertragung rechnet. Das mag im Einzelfall plausibel sein, kann aber auch leicht zu ebenso willkürlichen Annahmen führen wie die von Brugmann angegriffene ‘sexualistische’ Position.

Sich dieser Schwächen offenbar bewusst, erwägt er als Alternative, dass “die *ā-* und *ī-* Formen der Adjektiva ... nicht erst durch das Assimilationsbestreben entsprungen, sondern ... schon von Anfang an vorhanden [waren] kraft der ursprünglichen Natur der Wörter, die uns jetzt als Adjektiva erscheinen, sowie der ursprünglichen Bedeutung der suffixalen Elemente *-ā-* und *-ī-*, und ... eine innere Beziehung [bestand] zwischen Wörtern wie *αὔς*, *χθών*, *βάσις* und gerade dieser *ā-* oder *ī-* Form des attributiv oder prädikativ stehenden Eigenschaftswortes.” (Brugmann 1889: 108) Das heisst nun aber, dass die Kongruenz dieser Wörter mit *ā-* und *ī-* Formen des Adjektivs älter wäre als die feminine Bedeutung dieser Suffixe beim Substantiv. Mit anderen Worten ist ein ursprüngliches Genussystem angenommen, das als eine Kategorie ein noch näher zu spezifizierendes ‘*ā/ī-* Genus’ umfasste. Dieses müsste dann durch das Aufkommen der Motionsfeminina resemantisiert worden sein. Im folgenden Absatz verweist er auf die undeutliche Abgrenzung zwischen Substantiv und Adjektiv in indogermanischen Sprachen. Mit der “ursprünglichen Natur” meint er also, dass die später als Adjektive verwendeten Wörter möglicherweise auch ursprüngliche Substantive gewesen sein könnten, denen eine Form auf *-ā-* oder *-ī-* zukam.<sup>237</sup> Die “innere Beziehung” kann aber eigentlich nur als Kongruenz verstanden werden.

<sup>236</sup> Brugmann 1889: 106. Ähnliches findet sich auch in älterer Literatur (vgl. Pott 1856: 397f.) und in erneut ausgearbeiteter Form ist das auch die These von Fodor 1959 (s. unten Abschnitt 5.3, ab S. 105).

<sup>237</sup> Brugmann kannte die Ansichten von J. Schmidt 1889 zu diesem Zeitpunkt noch nicht und er äussert sich nicht dazu, in welchen paradigmatischen Relationen diese Formen allenfalls gestanden haben könnten.

Brugmann entscheidet sich nicht zwischen diesen beiden Alternativen und auch seine späteren Arbeiten zum Thema vertiefen lediglich seine erste Frage nach der Herkunft der beteiligten Suffixe. Er bekennt, inspiriert von Johannes Schmidt, deutlicher Farbe, was die Suffixe *-ā-* und *-ī-* ursprünglich bedeutet hätten (Brugmann 1897: 25: "... the original function of these suffixes was to form abstracts and collectives"), und verwendet dementsprechend einige Zeit darauf, Parallelen für die Entwicklung von Abstrakta und Kollektiva zu Bezeichnungen für Personen aufzuzeigen. Auch für das Produktivwerden eines Suffixes mit einer ursprünglich seiner Basis zu verdankenden Bedeutung präsentiert er ein zusätzliches Beispiel: Das nhd. Suffix *-isch* hatte ursprünglich eine sehr allgemeine adjektivische Bedeutung (z. B. *himmlisch*, *englisch*). Durch häufiges Vorkommen zu Personenbezeichnungen mit derogativem Nebensinn wurde es dann aber in diesem Sinn produktiv (z. B. *weibisch* vs. *weiblich*), ohne dass alle älteren nicht derogativen Bildungen von diesem Bedeutungswandel erfasst worden wären (z. B. *städtisch*). Über das Entstehen der Kongruenz schweigt er sich hingegen ganz aus und lässt das ein Problem für später sein.<sup>238</sup>

Ebenso wie die Arbeiten von Brugmann selbst die Entstehung der Kongruenz wenig aufhellen können, befasst sich auch z. B. Miranda 1975, als Modernisierung und Stützung von Brugmanns Thesen deklariert, nicht mit der Erklärung der Kongruenz als solcher. Miranda illustriert lediglich, dass ein einzelnes Wort zu massiver Umstrukturierung eines Genussystems führen kann und demonstriert das anhand des Konkani (Indoarisch), dessen altes Neutrum sich infolge der Umdeutung von *čedū* 'Kind' zu 'Mädchen' praktisch zu einem zweiten femininen Genus gewandelt hat. Dies hat massive Umstrukturierungen im Umfang und der semantischen Basis der Klassen zur Folge, beeinflusst die Anzahl und den Ausdruck der Klassen aber nicht. Wenn diese Parallele also etwas stützt, dann ist es die Möglichkeit der Umdeutung eines bestehenden Genus mit abweichender semantischer Basis zu einem primär femininen Genus. Das Beispiel des Konkani unterstreicht also lediglich die Plausibilität von Brugmanns zweiter Variante, die von einer bereits existierenden '*ā/ī*-Klasse' ausgeht, ohne dass diese einen Bezug zum weiblichen Geschlecht gehabt hätte.<sup>239</sup> Anders als die meisten anderen Modelle kann diese Sichtweise erklären, warum das Femininum ebenso wie das Maskulinum zahlreiche Lexeme enthält, deren Zugehörigkeit zur Klasse weder semantisch noch formal motivierbar erscheint. Diese wären einfach schon vor der Umdeutung so klassifiziert gewesen und, da kein Anlass zur Umklassifizierung bestand, auch in der jetzt 'femininen' Klasse verblieben.

## 5.2 Die pronominalen Modelle

Klarer auf Brugmanns "zweite Frage" nach der Herkunft der femininen Kongruenz zielten hingegen die aus der folgenden Debatte hervorgegangenen Arbeiten von Wheeler (1889: 390-392, 1898/99: 528-545), Henning (1895: 402-419) und Jacobi (1897: 115-122), die alle gemeinsam haben, dass sie den Ursprung der Unterscheidung von maskulinem und femininem Genus in pronominalen Formen suchen. Am klarsten und ausführlichsten ist die Argumentation bei Wheeler 1898/99, der an Brugmanns Thesen vor allem kritisiert, dass unklar

<sup>238</sup> Auch Brugmann 1891, das im Wesentlichen als Reaktion auf die zum Teil heftige Kritik geschrieben ist, modifiziert die Thesen nur geringfügig. Im *Grundriss* (1892: 100f., 429f.) streift er die Problematik des Feminins ebenfalls nur kurz und berührt lediglich die Etymologie der Motionssuffixe, ohne zu den das System betreffenden Aspekten eindeutige Stellung zu beziehen.

<sup>239</sup> Miranda äussert sich nicht explizit dazu, auf welche der beiden Varianten Brugmanns bezüglich der Kongruenz seine Arbeit abzielen soll.

bleibe, wie sich die feminin gewordenen Affixe<sup>240</sup> einerseits auf formal nicht anklingende und semantisch in der neuen Femininbedeutung nicht motivierte Fälle übertragen haben könnte, und wie sich die Formen auf *-ā-* und *-ī-* zu einer zusammengehörigen Gruppe hätten vereinigen können. Er bezweifelt, dass sie Kongruenzzeichen beim Substantiv entstanden und dann auf das Adjektiv übertragen worden seien, vor allem deshalb, weil dort eigentlich kein Anlass besteht, eine segmentale Realisierung für das Merkmal des Geschlechts zu erwarten. Anders als bei Substantiven, “which by their very nature directly indicate the objects for which they stand” (1898/99: 535), sieht er für eine derartige Unterscheidung bei Pronomina eine funktionale Motivation. Er illustriert dies mit dem englischen System und belegt ausführlich, wie dieses direkt inhärente Eigenschaften der Referenten klassifiziert und in vielen Fällen in nicht redundanter Weise Unterscheidungen explizit macht, die am Substantiv keinen formalen Ausdruck finden. Ein derartig semantisch motiviertes, pronominales Genussystem mit den femininen Formen *\*sā* und *\*sī*, die er als nicht zu analysieren darstellt,<sup>241</sup> möchte er auch als Vorstufe für das Indogermanische ansetzen. Gleichzeitig akzeptiert er die Interpretation der Suffixe *-ā-* und *-ī-* als ursprüngliche Kollektiv- und Abstraktbildungen. Etabliert habe sich die Kongruenz nach dem Pronomen zuerst beim Adjektiv<sup>242</sup> und erst in einem zweiten Schritt seien die Suffixe vermittelt durch substantivierte Adjektive (und allenfalls auch zusätzlich die von Brugmann bemühte Gruppe von Wörtern auf *-ā*) als Motionsbildungen beim Substantiv produktiv geworden.<sup>243</sup>

Während diese erste Fassung der ‘pronominalen Genustheorie’ tatsächlich die Motionsbildungen weit besser motivieren kann und ein typologisch gut zu belegendes System voraussetzt, bleiben für die spezifische Situation im Indogermanischen doch einige Fragen offen, die im weiteren Verlauf dieser Untersuchung eine wichtige Rolle spielen werden. Zwei von Wheelers eigenen Einwänden gegen Brugmanns Szenario betreffen seines nämlich genauso: Zu erwarten ist die Assoziation mit der neuen Adjektivkongruenz einerseits für Entitäten mit weiblichem natürlichem Geschlecht (wegen der ursprünglich rein semantischen Basis der pronominalen Klassifikation) und andererseits für Wörter mit reimenden Ausgängen (Kollektiva und Abstrakta auf *-ā-* und *-ī-*), deren Affixe mit denen der Motionsfeminina identifiziert werden konnten. Unmotiviert bleibt diese Assoziation aber weiterhin in allen Fällen, wo weder die semantische noch die formale Motivation gegeben ist, d. h. in allen Bezeichnungen für nicht biologisch weibliches,<sup>244</sup> die nicht auf *-ā-* und *-ī-* ausgehen oder in engerer Beziehung zu einer Gruppe mit diesen Ausgängen stehen. Das zweite Problem ist, dass auch Wheeler die Verbindung von *-ā-* und *-ī-* in einer Kategorie nicht erklärt, sondern diese Variation einfach auf das semantisch klassifizierende Pronomen verlegt, wo in seiner Rekonstruktion ein auf nicht spezifizierete Art variierendes feminines *\*sā/sī* mit maskulinem *\*so* kontrastiert. Einen Versuch zur Deutung dieser verblüffenden Alternation unternimmt Wheeler nicht. Bemerkenswert an seinem Szenario ist darüberhinaus, dass er zwar

<sup>240</sup> Zu diesem Schritt bemerkt er: “So the bridge is left a narrow one, but not on that account merely would we call it an impassable one” (Wheeler 1898/99: 532).

<sup>241</sup> Über *\*sā* sagt er, es sei “vouched for as old by its almost complete isolation from a system” (1898/99: 542). Das mögliche Verhältnis zu *\*so* thematisiert er nicht.

<sup>242</sup> Offenbar durch einfache Übertragung des Reims: “... thus *sā leuqós* yielded to *sā leuqā* or *leuqā*” (1898/99: 542).

<sup>243</sup> Ganz ähnlich ist der Ablauf auch bei Jacobi (1897: 115-122) dargestellt, der als Parallele die semantischen Systeme der dravidischen Sprachen anführt.

<sup>244</sup> Oder in gewissem Ausmass weiblich Vorgestelltes. Für Einzelfälle lassen auch Wheeler (und sogar Brugmann) diese Motivation durchaus zu.

Brugmanns ersten Alternativvorschlag, der von einer Ausbreitung der Kongruenz ausgeht, weiterentwickelt, aber dennoch eine bereits bestehende Opposition voraussetzt. Von Brugmanns zweiter Alternative, dass die kongruierenden Klassen bereits vor der Assoziation mit dem natürlichen Geschlecht existiert haben könnten, unterscheidet sich Wheelers Szenario darum nicht in der Anzahl der angenommenen Klassen, sondern lediglich in der Ausprägung der Kongruenz (ausschliesslich pronominal) und der semantischen Basis der Klassifikation (natürliches Geschlecht).

Ein in den Grundzügen mit dem Wheelers verwandtes Szenario entwirft auch Meillet, der oft als der Hauptexponent der ‘pronominalen Genustheorie’ gilt. Nachdem er aufgezeigt hat, dass sowohl die Kongruenzmarkierungen, als auch die Motionsfeminina in den Einzelsprachen unterschiedlich weit entwickelt und z. T. noch beobachtbar im Ausbau begriffen sind (vgl. oben Abschnitt 3.3, ab S. 43), versucht er Möglichkeiten aufzuzeigen, wie die Charakterisierung des Feminins zustande gekommen sein könnte (Meillet 1931: 17–28). Er schliesst zunächst alle Theorien aus, die davon ausgehen, dass das eigentliche Charakteristikum der Feminina der Typ auf *\*-ā-* gewesen sei, weil diese Bildungen eben durchaus auch als Maskulina bezeugt sind und ausserdem auch als Nom.-Akk. Pl. n. Verwendung fanden. Aufgrund der ved. obliquen Femininformen des Demonstrativpronomens *\*so/to-* (*tásyāḥ* usw.), die offenbar genau wie die maskulinen und neutrischen Formen auf einem kurzvokalischem Stamm basieren, lehnt er es auch ab mit einem idg. Femininstamm *\*tā-* zu operieren und akzeptiert einzig den Nom. Sg. (*\*sā* > ai. *sā́*, gr. ἡ, got. *so*) und den Akk. Sg. (*\*tām* > ai. *tām*, gr. τήν, got. *þo*) für das Uridg. Nehme man diese beiden Formen als gegeben, sei eine Ausdehnung der Opposition *\*-o-* = m. vs. *\*-ā-* = f. auf die thematischen (und zwar zuerst auf die pronominalen) Adjektive begreiflich, aber es sei zunächst nicht evident, wie sich dieser Prozess auch auf die Substantiva ausweiten konnte. Hier bringt auch er das Wort für ‘Frau’ ins Spiel, das wegen seines in air. *ben*, Gen. *mná* bewahrten Ablauts und der *k*-Erweiterung im Gr. (Gen. γυναικός) und Arm. (Gen. *knoj*) nicht als einfacher *ā*-Stamm betrachtet werden könne, dessen *-ā* im Nom. aber die Funktion von *\*sā* unterstützt habe. Eine entscheidende Rolle hätten dann die Nomina agentis gespielt, bei denen Meillet aufgrund der Gleichung ved. *janitā́* : *jánitrī* = lat. *genitor* : *genetrix* eine relativ alte Unterscheidung von Maskulin und Feminin akzeptiert. Auch bei als Nomina agentis fungierenden *n*-Stämmen sei, wie ai. *rājñī* = air. *rígain* zeige, von alten Motionsfeminina auszugehen. Dass gerade die Nomina agentis früh moviert wurden, begründet er damit, dass in der archaischen Gesellschaft, wie er sie sich für die Urindogermanen vorstellt, die gesellschaftliche Rolle von Mann und Frau sehr verschieden gewesen sei, sodass ein Bedürfnis entstanden sei z. B. die verschiedenen Funktionen des *\*póti-* und der *\*pótnih<sub>2</sub>-* mit einem sprachlichen Ausdruck zu versehen. Bei allen alten movierten Substantiven seien *i*-haltige Suffixe (*\*-ih<sub>2</sub>-* und im Gr. *-ιδ-*) verwendet worden, während das bei den thematischen Pronomina und Adjektiva übliche *\*-eh<sub>2</sub>-* erst einzelsprachlich auch zur Substantivmotion eingesetzt worden sei und also auch ai. *ásvā* = lit. *ašvā* = lat. *equa* neben gr. ἡ ἵππος als parallele Neuerung aufgefasst werden müsse. Als Fazit zieht er aus dem Dargelegten den Schluss, dass die Markierung des femininen Genus ausser bei den thematischen Adjektiva und den Nomina agentis erst nach der Trennung der einzelnen idg. Sprachzweige erfolgt und im Hethitischen ganz zum Stillstand gekommen sei.

Auch Meillet postuliert also wie Wheeler letztlich ein bereits dreigliedriges Genussystem. Neben den durch verschiedene Nom.- und Akk.-Formen am Auslöser, an Adjektiven und Pronomina markierten Kontrast zwischen ‘animé’ und ‘inanimé’ stellt er denjenigen zwi-

schen Feminin und Maskulin, der nur durch die erwähnten Pronominalformen ausgedrückt gewesen sei. Maskulin und Feminin sind in seinem Rekonstrukt also als pronominale Subgenera der Animata bereits vorhanden. Wiederum bleibt die formale Seite der Alternation zwischen *\*so* und *\*sā* unkommentiert; Meillet scheint letzteres also auch als nicht zu segmentierenden Ausdruck für ‘sie’ zu verstehen.<sup>245</sup> Vorteile gegenüber Wheeler bietet Meillets Szenario bei der Erklärung, weshalb die Formen auf *-ā-* und *-ī-* zu einem einzigen Kongruenzmuster verbunden wurden, denn die *ī*-Formen der Nomina agentis können hier eine vermittelnde Rolle gespielt haben. Einerseits wären sie in Meillets Rekonstrukt als Bezeichnungen weiblicher Wesen mit den femininen Pronominalformen und daher in der Folge auch mit den übertragenen *ā*-Formen der thematischen Adjektive konstruiert worden, und andererseits hätten sie in appositiver und prädikativer Verwendung als kongruierende Adjektive aufgefasst werden können, wodurch eine Quelle für die *ī*-Feminina der athematischen Adjektive greifbar wäre. Vorausgesetzt werden muss dann allerdings, dass diese Stämme bereits eindeutig auf weibliche Wesen referierten. Erklärungsbedürftig bleibt auch weiterhin, wie die weder auf *-ā-* und *-ī-* endenden, noch weibliche Wesen bezeichnenden Fälle ins feminine Genus gelangen konnten. Anders als für Wheeler und Brugmann ist das für Meillet allerdings kein Hindernis, denn er ist gerne bereit, nicht nur unerwartete Animata, sondern auch ihre Verteilung auf Maskulina und Feminina in der animistischen Weltansicht der Indogermanen zu motivieren (1931: 22–25).<sup>246</sup>

In den Fünfzigerjahren hat dann André Martinet (1956: 83–95) Meillets Modell aufgenommen und zu verfeinern versucht. Er geht das Problem sehr grundsätzlich an und insistiert zunächst, dass die kommunikative Funktion die eigentliche Daseinsberechtigung der Sprache sei und dass somit die Genera nicht einfach als Ausdruck irgendeines ‘primitiven’ Animismus angesehen werden sollten, sondern vielmehr aus einem kommunikativen Bedürfnis entstanden sein müssten. Daher fragt er nach der Funktion der Genera im Kommunikationsprozess: Nur wenn eine solche gefunden werden könne, sei begreiflich, wieso ein Genus feminin entwickelt wurde. Wenn nicht, müsste gefolgert werden, dass es sich dabei um ein Relikt aus einer älteren Phase, in der die funktionale Motivation gegeben war, handeln müsse. Er kritisiert an Meillets Modell, dass er zu wenig zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht unterschieden habe. Französisch *table* und lat. *pistris* sind grammatisch beide feminin, aber bei *table* ist keine semantische Motivation feststellbar, wohingegen *pistris* tatsächlich ein weibliches Wesen bezeichnet und mit *pistor*, das ein männliches Wesen bezeichnet, kontrastiert. Genauso habe die Existenz von idg. Suffixen, die von Nomina agentis Bezeichnungen mit femininem Sexus ableiten, mit grammatischem Genus, das sich in attributiver Kongruenz äussert, zunächst so wenig zu tun, wie es legitim wäre, in einer Sprache, die über ein Diminutivsuffix verfügt, von einem grossen und einem kleinen Genus zu sprechen. Was die Sache im Fall des Indogermanischen kompliziere, sei die Tatsache, dass das Suffix *-ī-*, das zur Ableitung von Bezeichnungen weiblicher Wesen dient, auch zur Markierung des femininen Genus bei vielen athematischen Adjektiven benutzt wird. Es wäre aber falsch, die beiden Verwendungen auf die gleiche Stufe zu stellen, denn erstere gehöre in den Bereich der Derivation, während letztere ein syntaktisches Phänomen darstelle. Tat-

<sup>245</sup> Den Nom. *\*sā* qualifiziert er als “supposé ancien”, aber den Akk. *\*tām* betrachtet er als frühe Neubildung nach dem Vorbild von mask. *\*tom* (Meillet 1931: 19).

<sup>246</sup> “On sait que les substantifs «féminins», c’est-à-dire exprimant une notion considérée comme femelle, comprennent, en indo-européen, outre les noms d’êtres du sexe féminin, toutes les notions auxquelles est attribué le caractère féminin” (1931: 22f.).

sächlich lasse sich aus dem Material eine chronologische Abfolge der Ereignisse gewinnen.

Martinet geht zunächst davon aus, dass das Suffix  $*-ih_2/-jéh_2$ <sup>247</sup>, das ursprünglich, wie die maskulinen Beispiele ai. *rathí-* ‘Wagenlenker’ < \*‘zum Wagen (*rátha-*) gehörig’ und aksl. *sōdī* ‘Richter’ zu *sōdŭ* ‘Gericht’ zeigten, einfach die Zugehörigkeit bezeichnet habe, auf abgeleitete Substantiva mit femininem Sexus spezialisiert wurde. Aus der Übereinstimmung von ai. *vykī-* und an. *ylgr* ‘Wölfin’ folgert er, dass diese Bildung ursprünglich nicht auf athematische Substantiva beschränkt gewesen sei. Diese Beschränkung habe erst bei der Ausbreitung auf die Adjektiva gewirkt, weil sich dort bei den thematischen Stämmen bereits  $*-eh_2$ - etabliert gehabt habe, was ebenfalls auf die gemeinidg.<sup>248</sup> Zeit zurückgehe. Dagegen sei die Verwendung von  $*-eh_2$ - zur Bildung von femininen Substantiva zu thematischen Stämmen später zu datieren und erkläre sich leicht durch Übertragung der Alternation von substantivierten Adjektiva. Noch jünger sei die Ausbreitung von  $*-ih_2/-jéh_2$ - auf Adjektiva, die erst durch das Nebeneinander von substantivischer und adjektivischer Motion mittels  $*-eh_2$ - möglich geworden sei. Da der erste Schritt (die substantivische Motion mittels  $*-ih_2/-jéh_2$ -) zwar Substantiva mit femininem Sexus, aber kein feminines Genus erzeuge, und der dritte und vierte Schritt (die Übertragung von  $*-eh_2$ - auf Substantiva und  $*-ih_2/-jéh_2$ - auf Adjektiva) später zu datieren seien, müsse die Entstehung des femininen Genus direkt mit der Verwendung von  $*-eh_2$ - bei thematischen Adjektiva in Verbindung stehen. Die zentrale Frage sei also, warum bei einer bestimmten Klasse von Substantiven als Attribut nicht das thematische Adjektiv selbst, sondern eine Form mit  $*-eh_2$ - gebraucht wurde (Martinet 1956: 88f.). Das mache nur dann Sinn, wenn damit auch eine kommunikative Funktion verbunden war, was bei der attributiven Verwendung aber nicht gegeben sei: Bei das natürliche Geschlecht mitbezeichnenden Substantiven (z. B. *\*ph<sub>2</sub>tér-* vs. *\*méh<sub>2</sub>ter-*) wäre die Markierung am Adjektiv redundant und dort, wo tatsächlich zweideutige Substantiva vorlagen (z. B. *\*g<sup>m</sup>óu-*), wäre eine Bedeutungs differenzierung mittels des Adjektivs nicht sehr effizient gewesen, da die attributlosen Substantiva und ebenso die mit athematischen Adjektiva attribuierten wegen der dort in seinem Szenario noch fehlenden Motion weiterhin ambig geblieben wären. Sinn mache eine Differenzierung zwischen maskulin und feminin hingegen bei substantivierten Adjektiven, wo die sowieso voraussetzende Substantivmotion mittels  $*-ih_2/-jéh_2$ - allerdings durchaus ausgereicht hätte, und bei den Pronomina. Die Demonstrativa des Indogermanischen besitzen, im Gegensatz zu den Personal- und Interrogativpronomina, eine eigene feminine Form und in ihrer anaphorischen Verwendung ist die Genusdifferenzierung auch von Nutzen. Daher sei der Ursprung des femininen Genus bei diesen Pronomina zu suchen, wobei es an sich keine Rolle spiele, ob die vorausgehende Sprachstufe bereits über Ableitungen zur Markierung des natürlichen Geschlechts verfügt habe oder nicht.

Auszugehen sei von einem Stadium, als das Pronomen *\*só* schon in Gebrauch war, aber noch auf alle Animata bezogen sein konnte. Als erster Schritt in Richtung Genus femininum sei die Schaffung der Pronominalform *\*séh<sub>2</sub>* anzunehmen, die er als “adjonction à la forme de base *\*se/o* d’un phonème final *h<sub>2</sub>* (ou ... remplacement du *-o* de *\*so* par un *-ā*)” auffasst (Martinet 1956: 92). Als Muster dafür hätten Wörter, oder auch nur ein Wort, gedient,

<sup>247</sup> Martinet unterscheidet nicht zwischen dem nicht-ablautenden Suffix der *ī*-Stämme vom Typ ai. *vykī-* und dem ablautenden von ai. *devī-* und analysiert das Suffix als “combinaison de l’adjectivant *-j(o)-* et de l’individualisateur *-eh<sub>2</sub>*” (1956: 87).

<sup>248</sup> Martinet kommentiert explizit, dass er “indo-européen commun” verwendet um offen zu lassen, ob das Anatolische zu dieser Zeit noch Teil derselben Sprachgemeinschaft war.

die die Frau oder andere weibliche Wesen bezeichneten, wobei er, wie Meillet und Brugmann, sofort an *\*g<sup>h</sup>enh<sub>2</sub>*- denkt und annimmt, dass *\*séh<sub>2</sub>* zuerst geschaffen worden sei, um dieses Wort anaphorisch aufzunehmen.<sup>249</sup> Anschliessend habe sich dessen Gebrauch durch verschiedene analogische Prozesse, für die er keine chronologische Reihenfolge postuliert, ausgebreitet. Durch eine semantisch motivierte Ausweitung einerseits sei *\*séh<sub>2</sub>* bei anderen Substantiva mit femininem Sexus gebraucht worden, wobei die Stammgestalt keine Rolle gespielt habe, und andererseits, formal motiviert, bei anderen Substantiva auf *\*eh<sub>2</sub>*, ohne dass diese femininen Sexus besessen haben müssten. Durch distributionelle und lexikalische Ausbreitung sei *\*séh<sub>2</sub>* dann auch vom anaphorischen auf den attributiven Gebrauch und *\*-eh<sub>2</sub>*- vom Pronomen *\*so/to-* auf andere thematische Pronomina und später auch Adjektiva übertragen worden. Die obligatorische Kongruenz, wie wir sie aus den überlieferten Sprachen kennen, sei dann das Endprodukt dieser Prozesse gewesen. Erst in diesem Stadium, als die Wahl von *o-* bzw. *eh<sub>2</sub>*-stämmigen Formen grammatisch geregelt war und dem Sprecher keine Wahlmöglichkeit mehr zur Verfügung stand, könne wirklich von einem femininen Genus gesprochen werden. Zu Beginn verfügten zwar nur die thematischen Adjektiva über eine spezielle Form für das feminine Genus, aber das sei Notwendigkeit genug gewesen, um in der Folge alle Substantiva<sup>250</sup> einem bestimmten Genus zuzuweisen. Für die weder formal noch semantisch klar motivierten Fälle macht Martinet nicht in erster Linie die Imagination der Sprecher verantwortlich, sondern vor allem den durch die konsequente Durchführung der Kongruenz geschaffenen Zwang, sich in jedem Fall auf ein Genus festzulegen, was zu nicht immer nachvollziehbaren Entscheidungen geführt habe. In diesem Zusammenhang muss aber eingewendet werden, dass in Martinets Szenario nicht maskuline bzw. feminine Markierungen auf neue, vorher nicht kongruierende Konstruktionen ausgedehnt worden wären, sondern die neuen, markierten Femininformen in einem Teil der Fälle die alte Kongruenz der im Kontrast jetzt als Maskulina zu fassenden Animata ersetzt haben müssten. Unter diesen Umständen sollte auch Martinet eine Motivation für die feminine Kongruenz erwarten, auch wenn diese im Einzelfall möglicherweise nicht mehr gefunden werden kann. In diesem Punkt ist Martinets Vorschlag also denjenigen von Brugmann, Wheeler und Meillet nicht wirklich überlegen. Als Fortschritt gegenüber Meillet und Wheeler kann hingegen gelten, dass die entscheidende Pronominalform nicht mehr stillschweigend und unanalysiert vorausgesetzt ist, sondern sich Martinet um einen Mechanismus zur Erklärung ihrer spezifischen Form bemüht. Seine Erklärung hat allerdings den Preis, dass die gesamte Entwicklung wieder wie bei Brugmann allein von *\*g<sup>h</sup>enh<sub>2</sub>*- abhängt.

Die jüngsten Weiterentwicklungen des pronominalen Erklärungsmodells sind in den Arbeiten von Eva Tichy (1993: 1–19) und Matthias Fritz (1998: 255–264) zu finden. Tichy setzt sich zum Ziel, “die Behandlung der Genusfrage auf den aktuellen Diskussionsstand” zu heben, womit sie in erster Linie die konsequente Berücksichtigung von Harðarsons Ergebnissen zum idg. Kollektiv im Auge hat.<sup>251</sup> Am Anfang steht bei ihr daher eine als singu-

<sup>249</sup> Eine Variante dieser Herleitung findet sich bei Shields 1995: 105f. der nicht Übertragung von *\*g<sup>h</sup>enh<sub>2</sub>*- annimmt, sondern dass eine “contamination of *\*se* and *\*ā* to bolster the deixis of one or both elements accounts for the origin of the deictic/demonstrative in *sā*.” Dieses sei dann durch die Assonanz mit “*\*g<sup>h</sup>enā*” als feminin reanalysiert worden. Von den dafür erforderlichen “deictic particles/demonstratives *\*se* and *\*ā*” ist allerdings höchstens etwas ähnliches wie das erste rekonstruierbar (s. Dunkel 2014: II.729–731). Das angeführte Material für *\*ā* dagegen lässt sich durchwegs anders besser erklären.

<sup>250</sup> Einige Ausnahmen bleiben aber bis in historische Zeit erhalten, z. B. gr. βούς m.f., ἴππος m.f.

<sup>251</sup> Vgl. dazu oben Abschnitt 4.2, ab S. 71. Zur Erklärung des Feminins verwendet Tichy an den entscheidenden Punkten allerdings ganz andere Mechanismen als Harðarson in seinem eigenen kurzen Exkurs zum Thema



larisches Neutrum in das grammatische System integrierte derivationelle Kategorie ‘Kollektiv’, zu der unter anderem die später bei der femininen Kongruenz verwendeten Bildungen auf *\*-eh<sub>2</sub>-* und *\*-ih<sub>2</sub>-/-iéh<sub>2</sub>-* gehörten. Des weiteren geht sie von einer binären Genusopposition aus, die Meillets ‘animé’ vs. ‘inanimé’ entspricht. Sie bezeichnet die beiden Klassen aufgrund der vorhandenen bzw. fehlenden Differenzierung von Nom. und Akk. aber als “Genus distinctum” und “Genus indistinctum” um zu unterstreichen, dass schon dieses System wahrscheinlich nicht mehr ausschliesslich semantisch motiviert war. Definiert sind die Klassen also streng nach formalen Kriterien. Als Basis der formalen Kategorisierung vermutet auch Tichy ein semantisches Merkmal, dessen Bezeichnung als ‘belebt’ vs. ‘unbelebt’ den Kern der Sache aber nicht treffe. Es komme bei der Zuordnung eines Substantivs zu einer der beiden Klassen nicht in erster Linie auf die Belebtheit, sondern vielmehr auf die Agensfähigkeit des Bezeichneten an, was unter anderem daran erkennbar sei, dass Abstrakta und Resultativa in verschiedenen Genera vorkommen. Das ‘Genus indistinctum’ lebe im einzelsprachlichen Genus neutrum fort, habe aber auch seinen Teil zum Aufbau des Genus femininum beigetragen, während das ‘Genus distinctum’ überall, ausser im Anat., in Maskulinum und Femininum aufgespalten fortgesetzt sei.

Anders als bei ihren Vorgängern, die in diesem Punkt stets vage bleiben, sind die am Aufbau der femininen Kongruenz beteiligten Formen bei Tichy hinsichtlich ihrer ursprünglichen Bedeutung und Position im Kategoriensystem relativ klar umrissen. Sie betrachtet denn auch die weitere Entwicklung von diesem Standpunkt aus und thematisiert nicht nur die eine Weiterentwicklung der ‘Kollektiva’ (das spätere Feminin), sondern auch den zweiten Fortsetzer dieser Bildungen (den Plural der Neutra). Auch wenn diese beiden Prozesse durch ihre Wirkung auf das Kategoriensystem und auf die Zusammensetzung der beteiligten Kategorien einige gegenseitige Relevanz besitzen (s. dazu unten Abschnitt 6.3, ab S. 115), sind sie bei Tichy zu Recht als zwei verschiedene, einander nicht direkt bedingende Entwicklungen dargestellt. Sie unterscheiden sich auch hinsichtlich der chronologischen Einordnung, sowie in den Konsequenzen für das Kategoriensystem. Das Eindringen der Kollektiva in den Plural der Neutra motiviert sie damit, dass der Plural der Neutra ursprünglich möglicherweise entweder uneindeutig markiert war, oder aber überhaupt nicht existierte (vgl. oben Abschnitt 4.2, S. 72). Dieser Schritt sei mit Sicherheit schon im Uridg. vollzogen worden, da sich die neutralen Plurale auf *\*-eh<sub>2</sub>* in allen Sprachzweigen einschliesslich des Anatolischen eindeutig nachweisen lassen. Zumindest unter Tichys Prämissen hat diese Entwicklung nur Einfluss auf den kategoriellen Status der betreffenden Bildungen, aber nicht auf das Kategoriensystem selbst.

Anders verhält sich das bei der Entwicklung der Kollektiva zu Feminina, die zu einer Erweiterung des Kategoriensystems in der Dimension Genus führt und erst in den Einzelsprachen ganz zum Abschluss gekommen sei. Der geschilderte Ablauf der Einzelereignisse gleicht in den groben Zügen demjenigen bei Martinet (1956), auf dem Tichy explizit aufbaut, aber es ergeben sich auch eine Reihe von neuen Aspekten, besonders in den frühen Phasen der Entwicklung. Im einzelnen seien nacheinander die folgenden Schritte vollzogen worden, “als aus Formen des Genus distinctum und indistinctum eine heterogene, dritte Genuskategorie entstand”: Als erstes hätten einzelne Kollektiva semantische Sonderentwicklungen durchgemacht, nach deren Abschluss sie auf weibliche Wesen referieren konnten. Derartige Bedeutungsverschiebungen allein böten aber natürlich noch keine Erklärung für den Auf-

---

(1987: 100–103, s. unten Abschnitt 5.3, ab S. 101).

bau eines eigenständigen Genus femininum, denn dieses wird erst durch die Realisierung in der Kongruenz zu einer grammatischen Kategorie. Der Anstoss dazu sei in einem zweiten Schritt von den thematischen Pronomina, und zwar vor allem vom anaphorischen Pronomen *\*só/tó-* gekommen. Wenn eine Pronominalform den Inhalt eines pluralischen Neutrum aufnehmen sollte, sei im Uridg. der Nom.-Akk. *\*táh<sub>2</sub>* verwendet worden. Diese Kongruenz habe “wohl auch schon für Kollektiva auf *\*-e-h<sub>2</sub>* im vorgrundsprachlichen Genus indistinctum” gegolten. Ein Nomen der Bedeutung ‘Gruppe von Lebewesen / Dingen’ sei also anaphorisch mit ‘diese Gruppe’ wiederaufgenommen worden (Tichy 1993: 11). Dagegen seien die beiden später bei der femininen Kongruenz verwendeten Formen *\*sáh<sub>2</sub>* (Nom.) und *\*táh<sub>2</sub>m* (Akk.) weder aus dem ‘Genus distinctum’ noch aus dem ‘Genus indistinctum’ herleitbar. Diese seien höchstwahrscheinlich Umbildungen des Nom.-Akk. *\*táh<sub>2</sub>* nach dem Muster der Formen des Genus distinctum: *\*sáh<sub>2</sub>* nach *\*só* und *\*táh<sub>2</sub>m* nach *\*tóm*. Anschliessend seien dann die betreffenden Kollektiva selbst nach diesem Vorbild umgebaut worden, indem ein neuer Akk. auf *\*-áh<sub>2</sub>m* geschaffen und dadurch der alte Nom.-Akk. auf die Funktion des Nom. beschränkt worden sei. Die übrigen Kasus und Numeri seien unverändert übernommen worden.<sup>252</sup> Nach dem Muster der *ah<sub>2</sub>*-Stämme sei dann auch zu den asigmatismen *ih<sub>2</sub>*-Stämmen (d. h. dem *devī*-Typ) ein neuer Akk. *\*-īm* gebildet worden. Nachdem so aus den Pronominalformen *\*sáh<sub>2</sub>* und *\*táh<sub>2</sub>m* und den *eh<sub>2</sub>*- und *ih<sub>2</sub>*-Stämmen das Genus femininum aufgebaut worden war, hätten auch semantisch nahestehende Stämme (Abstrakta und solche mit Referenz auf natürliches weibliches Geschlecht) mit *\*sáh<sub>2</sub>* und *\*táh<sub>2</sub>m* aufgenommen werden können. Das Kongruenzverhalten sei also zuerst semantisch geregelt, dann aber konventionell verfestigt worden. So gehe ein Teil der Substantiva des Genus distinctum in das neugebildete Femininum über, der verbleibende Rest bilde das Maskulinum. Schliesslich sei die “dreifache Motion” von *\*só* *\*sáh<sub>2</sub>* *\*tód* zunächst auf die anderen thematischen Pronomina, dann auf die thematischen Adjektiva und in einem letzten Schritt schliesslich auf die dem Genus femininum zugeschlagenen thematischen Substantiva übertragen worden.

Als Beispiel, an dem sich die postulierten ersten Schritte der Entstehung des Genus femininum demonstrieren liessen, sucht Tichy dann nach einem ehemaligen Kollektivum, das als Frauenbezeichnung verwendet werden konnte, und bei dem die Rückbildung eines Singulativs durch eine homonyme Bildung blockiert war. Beim Wort für ‘Witwe’, ved. *vidhāvā-*, wird sie fündig. Dies sei das Kollektivum einer thematischen Ableitung zum *u*-Stamm *vidhú-* (Hapax in RV 10.55.5) zur Verbalwurzel *vidh-* ‘jdn. verletzen, treffen’. Wenn *\*h<sub>2</sub>uidh-ú-* ‘tödlich getroffen’ bedeutete,<sup>253</sup> sei eine Zugehörigkeitsbildung *\*h<sub>2</sub>uidh-éu-o-* ‘zu dem Getroffenen gehörig; Angehöriger des Getroffenen’ mit davon abgeleitetem Kollektivum *\*h<sub>2</sub>uidh-éu-ah<sub>2</sub>-* ‘Angehörige, Familie des Getroffenen’ zu erwarten. Damit sei aber wohl häufig in erster Linie die ‘Frau des Getroffenen’ gemeint gewesen. Die Zweideutigkeit beim Kollektivum sei dann durch die Schaffung des Feminins behoben worden, indem bei *\*h<sub>2</sub>uidh-éu-ah<sub>2</sub>-* in der allgemeinen Bedeutung als anaphorische Pronominalform weiterhin *\*táh<sub>2</sub>*, bei der speziellen Bedeutung aber das neu geschaffene *\*sáh<sub>2</sub>/\*táh<sub>2</sub>m* verwendet und in der Folge der Akk. zu *\*h<sub>2</sub>uidh-éu-ah<sub>2</sub>-m* umgebildet worden sei.

<sup>252</sup> Neben dem Nom.-Akk. Du. *\*-ah<sub>2</sub>-ih<sub>1</sub>* mit der *i*-haltigen Endung der Neutra nimmt Tichy das auch für die iir. Nom.-Akk. Pl.-Formen *\*-ās* und *\*-īs* an, die unmittelbar auf die von Tichy postulierten ursprünglichen neutralen Plurale *\*-áh<sub>2</sub>-s* und *\*-ih<sub>2</sub>-s* zurückgeführt werden könnten. Andernfalls müssten Nom. *\*-ih<sub>2</sub>-as* und Akk. *\*-ih<sub>2</sub>-ms* (> ved. †-i’as, vgl. *vykyàs*) später nach *-ās* < *\*-a’as* < *\*-ah<sub>2</sub>-as* bzw. *\*-ah<sub>2</sub>-ms* umgebildet worden sein.

<sup>253</sup> Zur Bedeutung von ved. *vidhú-* und zum anlautenden Laryngal s. Tichy 1993: 15f.

Was die chronologische Einordnung des Femininums betrifft, könnten die Anfänge seiner Entstehung in die gleiche Sprachschicht zurückreichen wie die Suppletion im Pluralparadigma der Neutra, die lediglich voraussetze, dass noch Kollektiva im ‘Genus indistinctum’ verblieben waren, d. h. die Erneuerung des Akk.  $*-ah_2 \rightarrow *-ah_2-m$  noch nicht konsequent durchgeführt war. Andererseits sei evident, dass die letzten Schritte, die Durchführung der Motion auch bei den thematischen Adjektiven und Substantiven, in letzter Konsequenz erst einzelsprachlich erfolgt sei, was vor allem das Gr. zeige, das noch zahlreiche Belege für feminine *o*-Stämme und zweiendige Adjektive bietet. Ebenso sei das Anatolische wohl auf einer Sprachstufe ausgeschieden, als das Femininum noch weitgehend auf die thematischen Pronomina  $*s\acute{o}/t\acute{o}$ - und  $*(H)\acute{i}\acute{o}$ -, die im Hethitischen fehlen, beschränkt war, so dass die Entwicklung durch Aufgabe derselben leicht rückgängig gemacht werden konnte. Ein besonders frühes Ausscheiden des Anatolischen werde dadurch nicht gefordert, da ja die folgenden Entwicklungsschritte auch aufgrund des Griechischen als weitgehend erst einzelsprachlich durchgeführt beurteilt werden müssten.

Während Tichy also bei der weiteren Ausbreitung der Kongruenz im Wesentlichen die bereits bei Martinet (1956) und Meillet (1931) vorgenommene chronologische Schichtung übernimmt, weicht ihr Vorschlag für die Herleitung von  $*s\acute{a}h_2$  deutlich von dem Martinets ab. Die auffälligsten Vorteile sind, dass  $*s\acute{a}h_2$  (und  $*t\acute{a}h_2m$ ) nicht durch Perseveration des bedeutungslosen Ausgangs eines Einzelwortes, sondern durch eine plausible Kontamination zustande kommt, die zusätzlich auch das Fehlen einer Nominativmarkierung sinnvoll erscheinen lässt. Ausserdem steht ganz am Anfang der Entwicklung nicht nur ein Wort, das zufällig auf  $*-ah_2$  endet und ein weibliches Wesen bezeichnet, sondern eine zumindest potentiell beträchtliche Gruppe. Dass Kollektiva (oder auch Abstrakta) zur Referenz auf Personen eingesetzt werden können und diese Bedeutung mit der Zeit lexikalisiert werden kann, ist eine häufig zu beobachtende Erscheinung. Offen bleibt bei Tichy nur, weshalb die zu Personenbezeichnungen umgedeuteten Kollektiva überwiegend weibliches Geschlecht impliziert haben sollten, so dass sich das neue Genus um dieses Merkmal konstituierte. Im Falle von  $*h_2uid^h\acute{e}u-ah_2$ - kann sie das plausibel machen, aber insgesamt wären männliche Referenten nicht *a priori* weniger wahrscheinlich (vgl. dazu unten Abschnitt 6.4, ab S. 116).

Eine weitere Verfeinerung von Tichys Szenario bietet Fritz (1998: 255–264), der einige bis dahin wenig beachtete Gesichtspunkte einbringt. So weist er darauf hin, dass sich die Verwendung von Abstrakta für Personen deutlich besser belegen lässt als diejenige von eigentlichen Kollektiva im Sinne von Gruppenbezeichnungen.<sup>254</sup> Er führt auch die Kongruenzhierarchie (vgl. oben Abschnitt 2.4, ab S. 11) in die indogermanistische Diskussion ein. Weil die Wahrscheinlichkeit, dass eine kongruierende Form direkt Eigenschaften des Referenten und nicht ein lexikalisches Merkmal eines bestimmten Nomens aufgreift, von der attributiven über die prädikative zur anaphorischen Kongruenz zunimmt, sei bei Pronomina am ehesten mit Konflikten zu rechnen und daher ergebe sich “als bestgeeigneter Entstehungsort für das Genus femininum ein Pronomen, das sich anaphorisch auf die Bezeichnung für ein einzelnes weibliches Lebewesen bezieht, die morphologisch einer Abstrakt-Kollektiv-Ableitung entspricht” (Fritz 1998: 259). Dieses Pronomen ist auch bei ihm  $*s\acute{o}/t\acute{o}$ - und auch er rechnet

<sup>254</sup> In der Literatur (und so auch öfter in dieser Arbeit) wird der Begriff ‘Kollektiv’ gerne als Kurzform für eine morphologisch einheitliche Gruppe von Bildungen verwendet, deren Bedeutungsspektrum in erster Linie Abstrakta und Kollektiva (jetzt im engen Sinn) umfasst. Dies kann Anlass zu Missverständnissen geben, da die Abstrakta häufig mindestens mitgemeint sind. Vgl. dazu auch oben Abschnitt 4.3, ab S. 77 und Luraghi 2009b: 3–5.

mit einem aus *\*só* und *\*téh<sub>2</sub>* kontaminierten *\*séh<sub>2</sub>* als erstem Exponenten des femininen Genus.

Entschiedener noch als Tichy streicht er heraus, dass Umdeutungen von Abstrakta oder Kollektiva zu Personenbezeichnungen allein keinerlei Bedarf nach einer neuen Kategorie entstehen lassen. Treten solche Inhaltsveränderungen gehäuft auf, kann das zwar die semantische Basis einer Nominalklasse drastisch verändern und durch nachfolgende Umklassifizierungen nach der neuen Semantik allenfalls auch das ganze System beeinflussen, aber solche Veränderungen betreffen nur die bestehenden Klassen und führen nicht zur Schaffung neuer Klassen mit eigenen Formen.<sup>255</sup> Fritz kritisiert nun an Tichys Beispiel *\*h<sub>2</sub>uid<sup>h</sup>-éu-ah<sub>2</sub>-*, dass in diesem Fall auch keine Motivation für neue Pronominalformen auszumachen sei, “da beide in Ausdruck und Inhalt ihres Suffixes übereinstimmen” würden. Fritz nimmt wie Tichy an, dass ein Kollektiv/Abstraktum bereits zu dieser Zeit mit der anaphorischen Form *\*tah<sub>2</sub>* aufgenommen wurde, die er ebenfalls als kollektiv/abstrakte Ableitung anspricht. Pronomen und Substantiv hätten eine übereinstimmende Form auf *\*-ah<sub>2</sub>* (ohne Nom.-Akk.-Unterscheidung) und beide kollektiv/abstrakte Bedeutung mit der Möglichkeit, mittels dieser Bedeutung auf ein einzelnes Wesen zu referieren. Insofern wäre die Kongruenz dann “harmonisch” und daher eine Veränderung nicht zu erwarten. Im Gegenteil würden die in Tichys Modell vor der Einführung des distinkten Akk. beim Substantiv angesiedelten Neubildungen *\*sáh<sub>2</sub>* und *\*táh<sub>2</sub>m* die Kongruenz sogar irregulärer machen.

Der Anlass zu einer neuen Kategorie habe sich vielmehr erst im Kontrast zu einem andern suffixalen System, nämlich dem der *s*-Stämme ergeben. Dieses umfasste proterodynamische Substantive (z. B. *\*mén-os*, *\*men-és-os*), holodynamische Substantive (z. B. *\*h<sub>2</sub>áus-ōs*, *\*h<sub>2</sub>us-s-és*, *\*h<sub>2</sub>us-és*) und hysterodynamische Adjektive (z. B. *\*ǵ-genés*, *\*ǵ-génés*), wobei jeweils die Formen mit langem Suffixvokal im Nom. dem Genus commune, diejenigen mit kurzem Suffixvokal dem Genus neutrum angehörten. Bei den holodynamischen Substantiva handle es sich allerdings ursprünglich um Abstrakt-Kollektiv-Ableitungen und damit um Singularia des Genus indistinctum wie die *h<sub>2</sub>*-Ableitungen. Genau wie diese hätten auch sie zur Bezeichnung einzelner (weiblicher) Lebewesen verwendet werden können, wie es z. B. beim Wort für die Morgenröte (*\*h<sub>2</sub>áus-ōs*) der Fall sei, das zugleich das meteorologische Phänomen und die Göttin der Morgenröte bezeichnete. Wenn nun ein hystero- und ein holodynamischer *s*-Stamm zugleich auf ein einzelnes weibliches Lebewesen bezogen werden, ergebe sich “innerhalb des Systems eine Disharmonie zwischen Ausdruck und Inhalt des holodynamischen Substantivs und dem zugehörigen Adjektiv mit dehnstufigem Suffix im Vergleich zum proterodynamischen Substantiv und dem zugehörigen Adjektiv mit vollstufigem Suffix”. In einer proportionalen Analogie seien so die holodynamischen Substantiva ins Genus distinctum überführt worden: *\*-ǵenh<sub>1</sub>-és* (Indistinctum) : *\*mén-os* (Indistinctum) = *\*-ǵenés* (Distinctum) : *\*h<sub>2</sub>áus-ōs* (Indistinctum → Distinctum). Eine auf einen solchen, nun dem Genus distinctum angehörenden, holodynamischen *s*-Stamm bezogene pronominale *h<sub>2</sub>*-Ableitung müsse dann natürlich analog dazu eine Nom.-Akk.-Unterscheidung durchführen. Dies sei geschehen, indem der für den Nom.Sg. typische *s*-Anlaut mit dem Abstrakt-Kollektiv-Ausgang kombiniert worden sei. Da diese Form (*\*séh<sub>2</sub>*) zunächst

<sup>255</sup> Was so aber durchaus entstehen kann, sind neue ‘Klassen’ im Sinne der oben Abschnitt 2.2, ab S. 5 diskutierten Definition einer Nominalklasse, d. h. es kann sich eine Gruppe von Lexemen bilden, die die bestehenden Kongruenzmuster in charakteristischer Weise neu kombiniert. In aller Regel bleiben das aber Einzelfälle und diese Beispiele sind typischerweise ‘inquate genders’ im Sinne von Corbett 1991: 170–175.

nur bei Bezeichnungen für weibliche Lebewesen erscheine, sei sie zum neuen sprachlichen Zeichen für das Genus femininum geworden.

Diese bis jetzt ausgereifteste Variante des pronominalen Modells geht insofern über Tichy hinaus, als Fritz eine ganze Klasse von Substantiven, die an den ersten Schritten zu einem femininen Genus beteiligt gewesen sein könnten, in die Diskussion einführt und auch Kongruenzmuster, die nicht eines der sonst im Vordergrund stehenden Suffixe  $-(á)h_2$ - und  $-ih_2$ -/ $-iáh_2$ - verwenden, sind neu in Betracht gezogen. Auch die Idee, dass sich eine Motivation für ein neues Kongruenzmuster nur dann ergebe, wenn die bestehenden den Ansprüchen nicht mehr genügen,<sup>256</sup> ist konsequenter als bei den Vorgängermodellen durchgeführt. Unverändert von Tichy übernommen sind hingegen die für die Ausgangssituation angesetzten Kongruenzmuster. Dieser Aspekt, der bei der Diskussion von Tichys Modell ausgeklammert blieb, um die Argumentation an einem Ort zu konzentrieren, erweist sich bei näherer Betrachtung als die entscheidende Schwäche dieser Szenarien. Zwingende Voraussetzung für die weiteren Entwicklungen ist bei Tichy und Fritz die Existenz einer Pronominalform  $táh_2$ , die nicht erst für die Kongruenz der neutralen Plurale geschaffen, sondern bereits bei den Kollektiva verwendet worden sei. Wenn aber die Kollektiva (zumindest beim anaphorischen Pronomen) über eine eigene Kongruenzform verfügten, ist das Genussystem dieser Phase nicht mehr einfach als binäre Opposition von ‘distinctum’ und ‘indistinctum’ beschreibbar, sondern es existierte bereits eine dritte Klasse, die nicht nur durch die differenzierten Kasusmarkierungen markiert war. Die Situation ist also ganz ähnlich wie in den Modellen von Meillet und Wheeler: Neben der hauptsächlichen Trennung in zwei Klassen aufgrund der Kasusmarkierungen existiert eine dritte Kongruenzklasse, die als Subgenus innerhalb eines der beiden Hauptgenera interpretiert werden kann. Während aber dieses ‘dritte Genus’ bei Meillet und Wheeler die Animata durch eine zusätzliche Pronominalform hinsichtlich des natürlichen Geschlechts unterteilt, wäre es bei Tichy und Fritz wegen der Identität von Nom. und Akk. als Subgenus des ‘Genus indistinctum’ zu verstehen.

Bei genauerer Betrachtung stellt sich somit heraus, dass Tichy und Fritz eigentlich nicht die Entwicklung eines Systems mit zwei Genera zu einem solchen mit dreien erklären, sondern vielmehr Mechanismen aufzeigen, wie aus einem Subgenus ‘Kollektiv’ innerhalb des ‘Genus indistinctum’ (ohne Differenzierung von Nom. und Akk.) ein Subgenus ‘Feminin’ innerhalb des ‘Genus distinctum’ (mit Nom.-Akk.-Unterscheidung) hätte entstehen können.<sup>257</sup> Der Versuch dieses Szenario so zu adaptieren, dass tatsächlich nur die durch differenzierte Kasusendungen ausgedrückte, zweigliedrige Opposition vorausgesetzt wird, führt hingegen in eine Sackgasse. Wenn die Kollektiva tatsächlich als (singularische) Neutra in dieses System integriert waren, müssten sie natürlich auch das Kongruenzmuster dieser Klasse aufweisen, weil die Zuordnung zur Nominalklasse ‘Neutrum’ (bzw. ‘indistinctum’) ja definitiv auf der entsprechenden Kongruenz basiert. Dann müssten die Beispiele von Tichy und Fritz aber ursprünglich nicht die von ihnen angenommene Form gehabt haben (Bsp. 19a und Bsp. 20a), sondern etwa wie in Bsp. 19b und 20b mit den neutralen Formen

<sup>256</sup> Im vorliegenden Fall betrifft das die Kasusmarkierung. Die Kasuskongruenz ist in den älteren idg. Sprachen strikt durchgeführt und die Unterscheidung zwischen ‘distinctum’ und ‘indistinctum’ basiert vollständig darauf. Wenn also die Situation entsteht, dass sich Auslöser und Kongruenzformen in dieser Hinsicht verschieden verhalten, leuchtet unmittelbar ein, dass die Identität der Kasusmarkierung durch Umbildung der Kongruenzformen wiederhergestellt wurde.

<sup>257</sup> Bzw. wie sich das ‘Genus collectivum’ in zwei Kongruenzmuster aufspalten konnte, denn das Muster mit kongruierendem  $-(a)h_2$  ohne Nom.-Akk.-Unterscheidung ist ja im Nom.-Akk. Pl. n. auch direkt fortgesetzt.

gelautes haben. Die Annahme einer kongruierenden Pronominalform  $táh_2$  bei gleichzeitiger Bestimmung der Kollektiva als derivationale Kategorie impliziert hingegen ein kongruierendes Wortbildungssuffix, was es im Idg. ausser beim Feminin, das ja genau erklärt werden soll, eben nicht gab.

- (19) vgl. Tichy 1993: 17
- a.  $*h_2uid^h_2éuah_2 \dots, táh_2 \dots$
  - b.  $*h_2uid^h_2éuah_2 \dots, tód \dots$
- (20) vgl. Fritz 1998: 261f.
- a.  $*-génés \ *h_2áusōs \dots, táh_2 \dots$
  - b.  $*-génés \ *h_2áusōs \dots, tód \dots$

Eine Umdeutung einiger Kollektiva oder Abstrakta hätte unter diesen Umständen entweder gar keine Konsequenzen für die Kongruenzmuster gehabt, da alle beteiligten Formen Nom. und Akk. nicht unterschieden und somit ein harmonisches und wohl stabiles System gebildet hätten. Oder allenfalls wäre denkbar, dass die Referenz auf ein klar belebtes Wesen das Bedürfnis nach differenzierten Nom.- und Akk.-Endungen geweckt hätte, und die betreffenden Substantive dadurch ins ‘Genus distinctum’ überführt und in der Folge wohl mit den entsprechenden Pronomina aufgenommen worden wären (Bsp. 21). Eine andere Möglichkeit ist, dass zwar keine Nom.-Akk.-Unterscheidung, aber semantische Kongruenz im dafür anfälligen Pronomen eingeführt worden wäre (Bsp. 22). In keinem dieser Fälle hätte Bedarf für eine neue Kategorie bestanden, denn die vorhandenen Kongruenzmuster wären völlig ausreichend gewesen.

- (21) a. Nominativ:  
 $*-génés \ *h_2áusōs \dots, só \dots$
- b. Akkusativ:  
 $*-génésm \ *h_2áusosm \dots, tóm \dots$
- (22) a. Nominativ:  
 $*-génés \ *h_2áusōs \dots, só \dots$
- b. Akkusativ:  
 $*-génés \ *h_2áusōs \dots, tóm \dots$

Insgesamt fällt die Bilanz der pronominalen Modelle also ernüchternd aus. Sie können zwar die Ausbreitung der femininen Kongruenz über weite Strecken gut erklären,<sup>258</sup> aber

<sup>258</sup> Für die mit  $-ih_2/-jáh_2$ - markierten Adjektive greifen sie meist auf die im nächsten Abschnitt diskutierten Mechanismen der Adjektivierung zunächst substantivischer Motionsbildungen zurück. Wichtige Teile dieser Modelle sind also jeweils zusätzlich vorausgesetzt.

sie sind alle auf die Annahme eines bereits existierenden, pronominalen Klassifikationssystems mit drei Kategorien angewiesen, welches aus ihren sonstigen Voraussetzungen nicht motiviert ist. Sie erklären also zwar Veränderungen im System, aber eigentlich nicht die Entstehung desselben. Als Erklärungen für ein feminines Genus können sie höchstens dann gelten, wenn ‘Genus’ in einem sehr engen Sinn definiert wird, nämlich genau dann, wenn Systeme des englischen Typs nicht als Teil des Phänomens betrachtet werden, weil die Kongruenz in diesen Fällen weitgehend auf der Klassifikation nach semantischen Eigenschaften der Referenten beruht und somit unkanonisch ist.<sup>259</sup> Dies wiederum lässt ein weiteres grundsätzliches Problem dieser Modelle in den Vordergrund treten: Wie schon oben bei der Besprechung von Wheeler 1898/99 bemerkt, ist die Annahme von zunächst rein semantischer Femininkongruenz beim Pronomen für die Erklärung des späteren Zustands problematisch. Die Kombination eines weiblichen Sexus markierenden Pronomens mit der Opposition ‘animé’/‘distinctum’ vs. ‘inanimé’/‘indistinctum’, die semantisch nicht (bzw. bereits nicht mehr) völlig transparent war ergibt zu Beginn drei Klassen, die sich in ihrem semantischen Profil stark unterscheiden. Neben den ganz semantisch motivierten Feminina stehen eine Klasse von ‘Maskulina’, die ausser dem maskulinen natürlichen Geschlecht auch die grammatischen Animata umfasste, sowie die Klasse der späteren Neutra. Auch wenn sich ein Teil der Fälle durch die lautliche Ähnlichkeit mit den femininen Kongruenzzeichen und anschliessend auch durch lokale semantische Analogien erklären lässt, bleibt vor diesem Hintergrund unverstänlich, weshalb Maskulin und Feminin in den Einzelsprachen von Beginn der Überlieferung an gleichermassen heterogen waren. Mythologische und animistische Erklärungen sind in Einzelfällen zwar sicherlich anzunehmen, aber als pauschale Begründung für alle sonst nicht motivierten Feminina wenig überzeugend. Ebenso können die subtilen und aus der Entfernung kaum nachvollziehbaren lokalen Regularitäten, wie sie z. B. bei der Integration von Lehnwörtern in bestehende Genussysteme zu beobachten sind, diese Verteilungen nicht erklären, denn unter den angenommenen Verhältnissen geht es nicht um die Einordnung von vorher nicht klassifizierten Lexemen, sondern um die Überführung eines Teils der nicht-femininen grammatischen Animata ins feminine Genus. Diese Reklassifizierungen müssten bei einem relativ jungen und zunächst semantisch motivierten Feminin deutlich leichter nachvollziehbar sein, als sie es tatsächlich sind.

Ein weiterer wenig beachteter Aspekt betrifft die grundsätzliche Plausibilität des Pronomens als ursprünglichsten Lokus der femininen Kongruenz. Diese wird gerne pauschal bejaht, sei es mit dem Hinweis auf Beispiele wie das Englische, wo ein ursprünglich weiter verbreitetes System sich zuletzt bei den Pronomina hält, oder auf die im Vergleich zur attributiven Kongruenz grössere Funktionalität der Unterscheidung in der Anapher, oder auf die typologisch beobachtete Häufigkeit von aus Pronomina entstandenen Kongruenzzeichen. Diese Parallelen sind für das Indogermanische aber nur bedingt verwertbar, denn an den typischen Grammatikalisierungspfaden, die ein anaphorisches Pronomen als hauptsächliches Scharnier involvieren,<sup>260</sup> sind in der Regel Formen beteiligt, die entweder als Ganzes aus Substantiven mit generischer Bedeutung grammatikalisiert und daher nicht segmentierbar sind,<sup>261</sup> oder als Kombinationen von deiktischen Elementen mit Klassifikatoren zu analysieren sind. Im letzteren Fall ist das Pronomen mehrheitlich nicht die eigentliche Quelle der

<sup>259</sup> Diese Ansicht ist in den diskutierten Arbeiten tatsächlich auch mehrfach explizit deklariert.

<sup>260</sup> S. dazu Corbett 1991: 137–142, 310–312, Aikhenvald 2000: 352–379, bes. 358f., 367–369, 372f., 374f. Givón 1976, Greenberg 1978, Heine und Reh 1984: 220–225, Claudi 1985: 127–137.

<sup>261</sup> Vgl. oben Abschnitt 2.5, S. 16 zu den anaphorisch verwendeten Nominalklassifikatoren im Jakalteck.

klassifizierenden Konstruktion, sondern Teil der Expansion einer in anderer Umgebung entstandenen Klassifikatorkonstruktion.<sup>262</sup> Verläuft die Entwicklung über ein anaphorisches Pronomen,<sup>263</sup> sind die üblichsten resultierenden Kongruenzkonstruktionen ausserdem die verbale Kongruenz, sowie Artikel und durch deren Weiterentwicklung Markierungen am Auslöser. Dies sind aber genau Umgebungen, in denen die idg. Systeme keine oder nur unsystematisch verwendete Genuszeichen aufweisen. Wendet man diese Beobachtungen auf die oben postulierten idg. Pronominalformen an, relativiert sich die Plausibilität, dass hier der Ursprung der femininen Kongruenz liegen könnte, massiv. Dass *\*sah<sub>2</sub>* oder *\*sih<sub>2</sub>* direkt z. B. aus einem Nomen mit der Bedeutung ‘Frau’ o. ä. grammatikalisiert sein könnten, erscheint angesichts von mask. *\*so* schlechterdings unmöglich. Vielmehr sind sie, wenn auch nicht ganz klar segmentierbar, so doch mit Sicherheit nicht monomorphemisch. Sie gehören also ganz offensichtlich dem zweiten Typ an.<sup>264</sup> Somit sind diese Pronomina als die ursprüngliche Quelle der Kongruenz nicht wahrscheinlicher als die Formen anderer Konstruktionen.

### 5.3 Adjektivierung von Substantiven als Quelle der Kongruenz

Neben den verschiedenen Versuchen, das feminine Genus über die Pronominalformen zu entwickeln, ist der in der Literatur wohl am häufigsten angeführte Mechanismus, dass die femininen Formen primär am Substantiv entstanden sind und die Kongruenz entstand, indem ursprünglich substantivische Formen zu Adjektiven umgedeutet wurden. Angedeutet ist dieser Mechanismus als Möglichkeit schon bei Brugmann (1889: 108f.) und in den pronominalen Modellen (vgl. oben Abschnitt 5.2 ab S. 88) spielt er als Einzelprozess ebenfalls eine Rolle. Mehr oder weniger explizit ist das der Weg, wie die *-ih<sub>2</sub>/-iáh<sub>2</sub>*-Stämme als zusätzliche Kongruenzformen etabliert werden konnten, nachdem sich die Kongruenz mit *-ah<sub>2</sub>* vom Pronomen ausgebreitet habe.

Als der eigentliche Ursprung der femininen Kongruenz ist er in Jón Axel Harðarsons kurzem “Exkurs ... zur Entstehung des *-ah<sub>2</sub>*-Femininum” am Schluss seiner Untersuchung zu den idg. Kollektivbildungen dargestellt (1987: 100–103). Auch er geht von einer klaren Verteilung der kongruierenden Suffixe aus: *-ah<sub>2</sub>*- stand im Idg. bei thematischen, *\*-ih<sub>2</sub>/-iáh<sub>2</sub>*- bei athematischen Adjektiven, wobei er darauf hinweist, dass letzteres “in spätgrundsprachlicher Zeit noch fakultativ” gewesen sei.<sup>265</sup> Umgekehrt seien die substantivischen *ih<sub>2</sub>*-Stämme älter als die femininen substantivischen *ah<sub>2</sub>*-Stämme, die erst in den Einzelsprachen wirklich produktiv werden. Für den Beginn der Entwicklung sind ein Zweigenussystem ohne zusätzliche Pronominalformen und folgende Bildungen vorausgesetzt: Kollektiva/Abstrakta auf *\*-ah<sub>2</sub>*-, die als neutrale Singulare fungierten, sowie substantivische Bildungen auf *\*-ih<sub>2</sub>*-,

<sup>262</sup> In erster Linie Nominal- und Numeralklassifikatoren (z. B. im Thai, vgl. oben S. 24, Bsp. 16).

<sup>263</sup> Dieses kann direkt grammatikalisiert und daher unsegmentierbar oder aus einem analysierbaren Demonstrativum weiterentwickelt sein.

<sup>264</sup> Vgl. Dunkel 2014: I.27f. zur deiktischen (und nicht z. B. nominalen) Herkunft der Demonstrativpronomina im Allgemeinen und speziell derjenigen des Indogermanischen. Auch für die Stämme des suppletiven Pronomens *\*so/to-* ist eine ursprünglich demonstrative Bedeutung durchaus wahrscheinlich, auch wenn die deiktische Komponente bereits im Uridg. wohl weitgehend verblasst war, weshalb diese Stämme bei Dunkel (2014: II.732ff., II.779ff.) als “anaphorisch” qualifiziert sind. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, dass sich genau für das am klarsten anaphorische Pronomen des Idg. (*\*e-*) im Gegensatz zu den Demonstrativa kein ‘femininer’ Stamm †*\*ah<sub>2</sub>*- rekonstruieren lässt (Dunkel 2014: II.193f.).

<sup>265</sup> Als Beispiel nennt er die verschiedenen Femininbildungen bei ai. *u*-Adjektiven, z. B. *tanūh* f. (= m.) neben *tanvī* f. ‘dünn’.



die bereits zur Bezeichnung weiblicher Personen eingesetzt wurden. Die kongruierenden *ah<sub>2</sub>*-Stämme seien aus dieser Grundlage durch Umdeutung prädikativ verwendeter Abstrakta entstanden. Er nimmt also für das Indogermanische sowohl Strukturen wie in Bsp. 23a, als auch wie in Bsp. 23b an.

- (23) (nach Harðarson 1987: 102)
- a. i. *\*(H)jugóm néuom (h<sub>1</sub>ést)*  
‘Das Joch ist neu’
  - ii. *\*(H)jugéh<sub>2</sub> néuom (h<sub>1</sub>ést)*  
‘Das Gejöche ist neu’
  - iii. *\*snusós léub<sup>h</sup>os (h<sub>1</sub>ést)*  
‘Die Schwiegertochter ist lieb’
  - iv. *\*poténih<sub>2</sub> léub<sup>h</sup>om (h<sub>1</sub>ést)<sup>266</sup>*  
‘Die Herrin ist lieb’
  - b. i. *\*(H)jugóm nu(u)éh<sub>2</sub> (h<sub>1</sub>ést)*  
‘Das Joch ist eine Neuheit’
  - ii. *\*(H)jugéh<sub>2</sub> nu(u)éh<sub>2</sub> (h<sub>1</sub>ést)*  
‘Das Gejöche ist eine Neuheit’
  - iii. *\*snusós lub<sup>h</sup>éh<sub>2</sub> (h<sub>1</sub>ést)*  
‘Die Schwiegertochter ist eine Liebheit’
  - iv. *\*poténih<sub>2</sub> lub<sup>h</sup>éh<sub>2</sub> (h<sub>1</sub>ést)*  
‘Die Herrin ist eine Liebheit’

In dieser Situation seien jetzt die prädikativen Abstrakta als Kongruenzformen zu *\*(H)jugéh<sub>2</sub>* und *\*poténih<sub>2</sub>* reanalysiert worden, woraus sich sowohl die Kongruenz des Nom.-Akk. Pl. n. als auch die femininen Kongruenzformen auf *\*-ah<sub>2</sub>-* ergeben hätten. Von der prädikativen Verwendung mit *ih<sub>2</sub>*-Stämmen sei die feminine Kongruenz dann auch auf die attributive Stellung und die nicht auf *\*-h<sub>2</sub>-* endenden Bezeichnungen für weibliche Wesen ausgedehnt worden. Er äussert sich nicht explizit zu den Prozessen, die auch zu adjektivischem *\*-ih<sub>2</sub>-/-jáh<sub>2</sub>-* geführt haben, aber es kann vermutet werden, dass diese nach substantivischen Paarungen von nicht zusätzlich markierten Maskulina neben abgeleiteten *ih<sub>2</sub>*-Feminina gebildet wurden. In Harðarson 2010: 5 führt er dann allerdings auch die Kongruenz mit *\*-ih<sub>2</sub>-/-jáh<sub>2</sub>-* auf reanalysierte prädikative Abstrakta zurück: *\*pótnih<sub>2</sub> / suésör uéb<sup>h</sup>(H)-ont-ih<sub>2</sub> h<sub>1</sub>ést(i)* ‘Die Herrin / die Schwester ist (mit) Weben (beschäftigt)’ → ‘Die Herrin / die Schwester ist webend’.

Auf einen sehr ähnlichen Mechanismus berufen sich die Beiträge von H. Craig Melchert, Alan Nussbaum und Ronald Kim in Neri und Schuhmann 2014: 257–271, 273–306 und 115–136, die sich trotz Unterschieden im Detail zu einem relativ einheitlichen Zugang ergänzen. Anders als Harðarson weisen sie jeweils auf den appositiven Gebrauch von ursprünglich

<sup>266</sup> Diese Variante steht so nicht bei Harðarson, sondern ist aufgrund dessen konstruiert, dass sich aus den Bemerkungen auf S. 87f. schliessen lässt, dass er die Feminina auf *\*-ih<sub>2</sub>-/-jáh<sub>2</sub>-* ebenfalls als ursprüngliche Kollektiv/Abstrakta versteht. Denkbar wäre allenfalls auch *\*poténih<sub>2</sub> léub<sup>h</sup>os (h<sub>1</sub>ést)* mit der belebten Kongruenz.

substantivischen Bildungen hin, der ebenso zu einer Adjektivierung derselben führen konnte. Parallelen für eine solche Entwicklung bieten z. B. die germanischen schwachen Adjektive und die Liste von Beispielen liesse sich fast beliebig verlängern (vgl. Nussbaum 2014a: 304f.). Die Umdeutungen in appositiver und in prädikativer Konstruktion schliessen einander nicht aus, so dass davon ausgegangen werden darf, dass sowohl in den jetzt diskutierten Szenarien auch die prädikative, als auch in dem Harðarsons die appositive Konstruktion an der Entwicklung mitbeteiligt waren. Der eigentliche Hauptunterschied zu Harðarson besteht in einem neuen Verständnis der verschiedenen Bildungen, die mittels *\*-ah<sub>2</sub>-* (und auch *\*-ih<sub>2</sub>-/-iáh<sub>2</sub>-*) abgeleitet wurden. Neben den Kollektiva und Abstrakta rechnen sie für das Uridg. auch mit individualisierenden *ah<sub>2</sub>-* Stämmen, die sich bereits im Anatolischen nachweisen lassen und zur Klasse der Animata gehörten.<sup>267</sup> Statt die feminine Kongruenz direkt aus den Kollektiva und Abstrakta herzuleiten, schlagen sie vor, diese durch Adjektivierung dieser individualisierenden *ah<sub>2</sub>-* Ableitungen zu erklären. Nussbaum und Melchert deuten den Prozess beide lediglich an<sup>268</sup> und präsentieren keine ausgearbeiteten Vorschläge für die weiteren Details der Entwicklung. Auch zur Rolle von *\*-ih<sub>2</sub>-/-iáh<sub>2</sub>-* nehmen nicht explizit Stellung.

Etwas ausführlicher ist die Darstellung bei Kim (2014: 128–131), der auch die Entwicklung der Kongruenzformen auf *\*-ih<sub>2</sub>-/-iáh<sub>2</sub>-* miteinbezieht. Diese seien aus einem ursprünglichen “possessive-instantial denominative suffix” (z. B. *\*mélit-* ‘honey’ → *\*mélit-ih<sub>2</sub>-* ‘bee’ bzw. *\*b<sup>h</sup>úg-* ‘flight’ → *\*b<sup>h</sup>úg-ih<sub>2</sub>-* ‘a flight, escape’) entstanden, das zuerst auf feminine Referenz beschränkt und anschliessend durch Verwendung in Apposition als Adjektiv reinterpretiert worden sei. In seinen Beispielen sind die Fälle prominent hervorgehoben, wo von einem (akrostatischen, neutralen) Abstraktum einerseits ein proterokinetisches Adjektiv und andererseits ein possessiver *ih<sub>2</sub>-* Stamm abgeleitet worden seien. Letzterer “was later reanalyzed as the female counterpart of the animate (→ masculine) adjective” (2014: 130), also z. B. von *\*krót-u-* ~ *\*krét-u-* ‘strength, power’ die Ableitungen *\*krét-u-* ~ *\*k<sub>ṛ</sub>t-éu-* ‘having strength, power’ → ‘strong, powerful one’ > adj. ‘strong, powerful’ (masc.) und *\*k<sub>ṛ</sub>t-éu-ih<sub>2</sub>-* ~ *\*k<sub>ṛ</sub>t-u-iáh<sub>2</sub>-* ‘having strength, power’ → ‘strong, powerful (female) one’ > adj. ‘strong, powerful’ (fem.). Solche possessiven *ih<sub>2</sub>-* Stämme seien auch neben sekundären thematischen Adjektiven zu deren Basis gebildet worden (2014: 127: z. B. *\*tóm-o-* ‘cut, slice’ → *\*tóm-ih<sub>2</sub>-* ~ *\*tom-iéh<sub>2</sub>-* und *\*tom-ó-* ‘cutting, sharp’), während bei primären thematischen Adjektiven, da sie keine passende Derivationsbasis bieten, der individualisierende *ah<sub>2</sub>-* Stamm die Funktion der expliziten Substantivierung übernommen habe.<sup>269</sup> Dass deren Verwendung als Kongruenzform ebenso über eine appositive Verwendung entstand, sagt Kim nicht explizit, aber diese Annahme drängt sich im Zusammenhang auf.

Was diese Szenarien tatsächlich sehr gut erklären können, ist die Übertragung einer ursprünglich substantivischen Derivation als Kongruenzzeichen am Adjektiv. Besonders durch die morphologische Einheitlichkeit von Substantiv und Adjektiv im Idg. sind derartige Übergänge in allen Entwicklungsstufen leicht möglich und sie lassen sich auch in zahlreichen

<sup>267</sup> Vgl. Melchert 2011, Melchert 2014: 260–265, Kim 2014: 116–118. S. dazu oben Abschnitt 4.3, ab S. 84.

<sup>268</sup> Nussbaum 2014a: 306: “an early PIE type of “weak adjective” in *\*-h<sub>2</sub>* ... was the thing that was exploited to provide thematic adjectives with a specifically feminine form.” Melchert 2014: 262f. “I believe that an endocentric suffix *\*-(e)h<sub>2</sub>* used to derive grammatically animate substantives ... provides a far more plausible starting point for *\*-(e)h<sub>2</sub>* as a “motion-suffix” than inanimate collectives or abstracts alone.”

<sup>269</sup> Diese spezifische Verteilung ist unter anderem darum angenommen, weil sie die gegenüber dem restlichen Idg. verschiedene Verteilung von *\*-ah<sub>2</sub>-* und *\*-ih<sub>2</sub>-/-iáh<sub>2</sub>-* im Toch. leichter erklären kann (2014: 121–124. Vgl. dazu auch Kim 2009, Fellner 2014).

Sprachen direkt verfolgen.<sup>270</sup> Auch die Rekonstruktion von bereits voranatomischen, belebten *ah*<sub>2</sub>- und *ih*<sub>2</sub>-Stämmen mit individualisierender Bedeutung muss gebührend berücksichtigt werden, zunächst, weil die Brücke von Personenbezeichnungen zu einer ‘femininen’ Klasse tatsächlich leichter zu schlagen zu sein scheint als direkt von Kollektiva oder Abstrakta, und wichtiger noch, weil daraus wertvolle Informationen über die Chronologie der Entwicklungen zu gewinnen sind (S. unten Abschnitt 6.4, ab S. 122). Keinerlei Fortschritt gibt es auf der anderen Seite bei den nach wie vor drängendsten Fragen bezüglich des femininen Genus. Kim statuiert zu einer davon selbst: “The present account however shares the same weakness as other discussions of the PIE feminine: it provides no explanation for the specifically *female* value of the suffix *\*-ih*<sub>2</sub>-.” (Kim 2014: 128) An diesem Umstand ändern dann auch die folgenden Erklärungen nichts. Offenbar in Anlehnung an Melcherts Präsentation 2010 in Jena,<sup>271</sup> versucht er die *ih*<sub>2</sub>-Stämme als spätidg. Ersatz des älteren *\*(h<sub>1</sub>)sró-* in der Funktion abgeleiteter, weiblicher Personenbezeichnungen darzustellen. Eine weitere Motivation, warum oder wie das geschehen ist, schlägt er nicht vor.

Auch wenn vorderhand kein Grund dafür ersichtlich ist, steht doch immerhin fest, dass *\*-ih*<sub>2</sub>- im Spätindogermanischen in dieser Bedeutung schliesslich produktiv war. Für die Adjektivierungsmodelle ist es eine zwingende Voraussetzung, dass dies zu Beginn der Entwicklung der Fall ist, denn sowohl Harðarsons Assoziation des prädikativen Abstraktums mit dem femininen Geschlecht, als auch die notwendig selbst feminine Apposition bei Kim sind nur denkbar, wenn diese Stämme schon zumindest überwiegend weibliche Referenz hatten. Weil Harðarson die gesamte Last der Erklärung auf den *ih*<sub>2</sub>-Stämmen ruhen lässt, spielt es für ihn keine Rolle, welche Bedeutungen ausser der abstrakten die *ah*<sub>2</sub>-Stämme hatten. Bei den ‘appositiven’ Varianten hingegen ist der Umstand beunruhigend, dass die spezifisch femininen *ah*<sub>2</sub>-Stämme weder alt noch zahlreich sind. Die angeführten Beispiele für den individualisierenden Typ lassen keine derartige Präferenz erkennen und die altbekannten Beispiele substantivischer Motionsfeminina sind klar eine Konsequenz und nicht die Ursache der Kongruenz. Ohne eine feminine Bedeutung der appositiv verwendeten *ah*<sub>2</sub>-Form besteht dann aber nicht der geringste Grund, weshalb die Konstruktion bevorzugt mit weiblichen Referenten hätte verwendet werden sollen. In diesem Zusammenhang ist auch herauszustreichen, dass leichte statistische Übergewichte hier nichts ausrichten können. Es geht bei den geschilderten Prozessen nicht darum, den schwankenden Gebrauch von austauschbar gewordenen Formen in einem neu geschaffenen Kongruenzsystem auf eine neue Opposition konvergieren zu lassen, sondern mit der Entstehung des femininen Genus wird ein etabliertes und systematisch geregeltes Kongruenzsystem durch eine neue Klasse aufgebrochen, deren Markierungen darüber hinaus eine von den etablierten Kongruenzzeichen deutlich abweichende morphologische Struktur aufweisen.

Die Anforderungen, die die ‘Adjektivierungsmodelle’ an die semantische Kohärenz der beteiligten Bildungen stellt, offenbart auch ein tieferliegendes Problem, das sie zwar mit den meisten anderen Modellen teilen, das aber in diesem Zusammenhang besonders akut ist. Einerseits müssten die beteiligten Suffixe so eng mit der Bezeichnung des weiblichen Geschlechts assoziiert gewesen sein, dass sie ein stabiles neues Kongruenzmuster hätten erzeugen können, das kohärent genug war, auch die formal nicht markierten Substantive mit weiblichem Geschlecht zu attrahieren. Aber andererseits wäre genau diese semantische

<sup>270</sup> Bereits die oben S. 87 diskutierte ‘zweite Möglichkeit’ bei Brugmann 1889: 108 deutet einen solchen Prozess an.

<sup>271</sup> Modifiziert in Melchert 2014: 266f. der diese Rolle allerdings eher dem individualisierenden *\*(a)h*<sub>2</sub>- zuweist.

Kohärenz ein Problem, sobald man sich zu erklären versucht, warum das idg. Femininum schon zu Beginn der Überlieferung semantisch ähnlich heterogen ist wie das Maskulinum. Wenn eine neue Nominalklasse um einen semantischen Kern entsteht, ist zu erwarten, dass sie zu Beginn semantisch weitgehend homogen ist, und weil formale Assoziationen in den Adjektivierungsmodellen nur begrenzt in Frage kommen,<sup>272</sup> ist nicht damit zu rechnen, dass sich das innerhalb kurzer Zeit ändert.

Als letztes will hier noch das Modell genauer betrachtet werden, das in gewissem Sinn das naheliegendste darstellt, und das man als ‘Perseverationsmodell’ bezeichnen könnte. Es wurde nur selten in reiner Form als alleinverantwortlich für das idg. Genussystem dargestellt, bildet aber wie das ‘Adjektivierungsmodell’ häufig einen Bestandteil komplexerer Szenarien, in denen es zur Erklärung einzelner Schritte Anwendung findet. Verschiedentlich muss auch vermutet werden, dass sich eine Variante dieses Modells hinter vage bleibenden Äusserungen zur Entstehung der Kongruenz verbirgt. Die detaillierteste und expliziteste Schilderung ist diejenige von István Fodor (1959: 34–41), der nach einem gründlichen und einsichtsreichen Forschungsbericht seinen eigenen Vorschlag so beginnt: “In my opinion the establishment of motion<sup>273</sup> has its cause in the analogical influence of the ending of the invariable gender noun. The sentence elements placed in close relation with it ... agreed with the termination of the noun in a rime-like assonance to show their belonging”. Zunächst seien die kongruierenden Formen also als im Prinzip phonetische Kopien der Wortausgänge der Kongruenzauslöser entstanden. Dies sei allerdings nicht “some purely mechanical process” gewesen, sondern habe die Funktion gehabt, die syntaktischen Einheiten trotz einer sehr freien Wortstellung klar zu markieren. Zu Beginn hätten die kongruierenden Konstruktionen eine Vielzahl verschiedener Ausgänge besessen, aus denen sich über einen längeren Zeitraum durch stetige Reduktion dieser Variation schliesslich die Genera herausgebildet hätten. So einleuchtend ein derartiger Prozess auf den ersten Blick erscheint, so wenig überzeugen die konkreten Argumente, wie sich dabei genau die Klassen herausgebildet haben könnten, die tatsächlich bezeugt sind. Allerdings sind nur wenige Punkte wirklich konkret zu fassen, denn die dieser Erklärung bereits inhärente Vagheit lässt so viel Raum für aus der Distanz notwendigerweise nicht mehr nachvollziehbare formale und funktionale Assoziationen von grösseren und kleineren Gruppen, dass sie argumentativ weitgehend immunisiert ist. Zusätzliche Unwägbarkeiten ergeben sich auch noch dadurch, dass er annimmt, dass nicht alle Adjektive diese Angleichung mitgemacht hätten, um so die Adjektive einer oder zweier Endungen zu begründen.

Ein Themenkomplex, der das Feminin betrifft und den er relativ ausführlich thematisiert, sind die Alternationen zwischen *-ā* und *-ī*. Um zu begründen, warum “the *strī dhabhrā* agreement took the place of earlier *strī dhabhrī*”, verweist er zuerst auf die semantische Gruppierung mit Bildungen auf *-ā*, die ebenfalls weibliches natürliches Geschlecht aufwiesen und als Vorbild für die Übernahme von *-ā* gedient hätten. Dass sich hier genau das *-ā* gegen *-ī* (und potentiell zahlreiche andere Ausgänge) durchgesetzt hat, begründet er damit, dass die Substantive mit *-ā* häufiger gewesen seien (Fodor 1959: 36). Häufig sind Stämme auf *-ā* in den Einzelsprachen aber in erster Linie durch die adjektivischen Kongruenzformen und die

<sup>272</sup> In dieser Hinsicht sind die einzelnen Varianten nicht ganz einheitlich zu beurteilen. Bei Harðarson kommen immerhin alle Bildungen auf *\*-h<sub>2</sub>* als formal eingeordnete Beispiele in Frage, bei Kim hingegen müsste bereits die appositive Verwendung semantisch motiviert gewesen sein, weshalb nicht mit nennenswerten formalen Effekten gerechnet werden kann.

<sup>273</sup> Gemeint ist ‘adjektivische Motion’, also die Bildung variabler, kongruierender Formen.

Abstrakta, während innerhalb der von ihm selbst vorausgeschickten semantisch umrissenen Gruppe von biologisch weiblichen Wesen die Formen auf  $-ī$  sicherlich häufiger waren. Er selbst räumt zwei Seiten weiter ebenfalls ein, dass sein eigenes Plädoyer für ein höheres Alter von  $-ī$ - als feminines Substantivsuffix ein Problem aufwerfen könnte, konstatiert dann aber trotzdem: “With the variable gender words, on the other hand, the  $-ā$  ending might have been the commoner.” Hier wiederum scheint für ihn also nicht die relative Häufigkeit der Substantive entscheidend (wie er weiter oben explizit betont), sondern die der adjektivischen Formen an sich. Nimmt man noch weitere nicht erwähnte Faktoren dazu, sieht man sich zu weiterer Oszillation in der Argumentation gezwungen, wenn man die bezeugten Distributionen erklären möchte. Die Formen auf  $-ā$  setzen sich zwar bei den thematischen Stämmen, aber nicht bei den athematischen durch, bei denen  $-ī$  nicht nur überwiegt, sondern sogar keine Spur von  $-ā$  auszumachen ist. In welcher Hinsicht ist diesmal  $-ī$  häufiger? Wie kommt überhaupt diese Korrelation zwischen den Distributionen des maskulinen und neutralen Stamms und des femininen zustande? Genauso wie in diesem einen Detailausschnitt die bezeugten Distributionen nur mittels einer Kaskade von unkontrollierbaren Annahmen erreicht werden können, bleiben auch die Assymmetrien der morphologischen Markierung der drei Genera, die er durchaus anerkennt, letztlich gänzlich unmotiviert. Fodor bemerkt lapidar: “The variable gender word classes rallied in three paradigm systems well distinguished as to gender.” (1959: 37) Wie genau aber genau die beobachteten Unterschiede zustande gekommen sein könnten, bleibt kaum angedeutet.

Fodors Beispiele für die im ersten Schritt übertragenen Ausgänge haben alle eine  $V(C)$ -Struktur, was impliziert, dass zumindest Ausgänge mit dieser Struktur jeweils den späteren Maskulina, Feminina und Neutra gleichermaßen als Kongruenzvarianten zur Auswahl standen. Dass unter diesen Bedingungen die späteren Neutra und Maskulina systematisch den gleichen Stamm, die Feminina aber genauso systematisch einen anderen selektioniert haben sollten, entbehrt jedwelcher Motivation. Überhaupt nicht thematisiert sind die Konsonantstämme, bei denen die Übertragung von  $V(C)$ -Ausgängen im Nom. (und Akk. n.) zu zahlreichen zusätzlichen Varianten geführt hätte. Wurden diese, weil sie seltener waren,<sup>274</sup> alle ausgemerzt, oder gar nie gebildet?<sup>275</sup> Und warum verhalten sich genau die das Feminin markierenden Formen in dieser Hinsicht anders, obwohl sie laryngalistisch notiert dieselbe Struktur haben wie die übrigen Konsonantstämme? Alle diese Fragen<sup>276</sup> lassen sich in diesem Modell, soweit ich erkennen kann, nicht beantworten. Perseveration mag bei der Entwicklung von Kongruenz durchaus eine Rolle spielen, aber darin die eigentliche unmittelbare Ursache der indogermanischen Genuskongruenz zu sehen, vernebelt nur die chronologischen und funktionalen Aspekte dieser Entwicklung, die die spezifischen Kongruenzmuster tatsächlich motivieren könnten.

<sup>274</sup> Ob sie zur relevanten Zeit tatsächlich seltener waren, sei dahingestellt.

<sup>275</sup> Wenn sie aber ausgemerzt oder nie gebildet worden waren, müssen die Konsonantstämme alle ihre Kongruenzmuster von den vokalischen Gruppen übernommen haben. Auch hier stellt sich also wieder die vertraute Frage, nach welchen Kriterien diese Stämme auf Maskulin und Feminin verteilt wurden.

<sup>276</sup> Die Aufzählung liesse sich fast beliebig verlängern: Was regelt z. B. die Übertragung von mehrsilbigen Ausgängen, wie sie einerseits für die ganzen Paradigmen der femininen Ausgänge und andererseits für einige Kasusformen aller Klassen erforderlich ist?

## 6 Die Entstehung des femininen Genus

### 6.1 Voraussetzungen

Letztlich scheitern alle bisherigen Versuche, die Entstehung des femininen Genus zu erklären, am selben Problem: Sie vermögen die spezifischen Eigenschaften der Kongruenzmuster nicht plausibel zu begründen. Dies gilt auch für den neutralen Plural, bei dem die Schwierigkeiten allerdings nicht unüberwindlich scheinen, weil es ausreichen würde, seine Entwicklung so früh anzusetzen, dass die formalen Ähnlichkeiten der in diesem Muster vereinigten Formen noch gegeben waren (vgl. Abschnitt 4.2, ab S. 75). Beim femininen Genus wirkt das Unterfangen dagegen recht eigentlich aussichtslos. Die in Abschnitt 5 ab S. 86 geschilderten Versuche haben zwar zahlreiche Mechanismen zutage gefördert, die jeweils Aspekte der femininen Kongruenz begreiflich machen können, aber diese bauen entweder auf Voraussetzungen auf, die im jeweiligen Modell nicht gegeben sein dürften, oder sie sind nicht in der Lage, sowohl das spezifische Inventar der kongruenzmarkierenden Formen, als auch die lexikalische Zusammensetzung der Kategorie hinreichend zu begründen. Diese Aporie ergibt sich hauptsächlich aus einem paradoxen Befund beim femininen Genus der indogermanischen Sprachen. Es gibt auf der einen Seite deutliche Anzeichen, dass das Feminin in dieser Form eine relativ junge Kategorie ist. In den älteren Sprachstufen ist verschiedentlich zu beobachten, wie es noch dabei ist, sich weiter zu konsolidieren, und für die anatolischen Sprachen ist es überhaupt nicht vorauszusetzen.<sup>277</sup> Auf der anderen Seite ist seine lexikalische Zusammensetzung aber bereits in den frühesten greifbaren Stadien in erheblichem Ausmass opak, was eigentlich für eine relativ alte Kategorie spricht.

Kongruenz kann durch unterschiedliche Prozesse zustande kommen, aber die typologisch bekannten Mechanismen führen alle nicht direkt zu einer Situation, wie sie für das indogermanische Feminin vorausgesetzt werden muss. Die Ungereimtheiten, die sich ergeben, wenn man versucht, die feminine Kongruenz ganz aus den Pronomina herzuleiten, sind bereits an anderer Stelle diskutiert worden.<sup>278</sup> Die entscheidenden Punkte sind dabei, dass in einem solchen Szenario vollständige Pronominalformen als Etyma der Kongruenzformen zu erwarten wären, und dass relativ junge, rein pronominale Systeme semantisch weitgehend transparent sind. Beides ist beim femininen Genus offensichtlich nicht gegeben, weshalb die zahllosen Beteuerungen der Wichtigkeit des Pronomens für die Entstehung der Kongruenz<sup>279</sup> zwar für das Phänomen im Allgemeinen sicherlich zutreffen, aber im vorliegenden Fall schlicht nicht relevant sind.

Eine zweite Gruppe von Prozessen, durch die sich Kongruenz entwickeln kann, kann grob

---

<sup>277</sup> An dieser Stelle ist noch einmal zu betonen, dass es keine zwingenden Gründe dagegen geben kann, dass das Anatolische ein Femininum ererbt, aber dann verloren hat. Es ist nicht *a priori* ausgeschlossen, dass alle im Folgenden geschilderten Prozesse bereits im Voranatolischen abgeschlossen waren, aber eine Lösung, die für diese Phase nur das voraussetzt, was zur Erklärung der im Anatolischen nach heutigem Forschungsstand vorhandenen Formgruppen unverzichtbar ist, verdient als die ökonomischere den Vorzug.

<sup>278</sup> Vgl. oben Abschnitt 5.2, ab S. 100 und zu den typologischen Aspekten Abschnitt 2.5, ab S. 16, sowie die Literatur in Fn. 260.

<sup>279</sup> Solche finden sich öfter sogar dann, wenn dem Pronomen im eigentlichen Szenario überhaupt keine entscheidende Rolle zukommt. So erwähnt z. B. auch Kim 2014: 123f. "... the demonstrative *\*seh<sub>2</sub>*, which undoubtedly played a major role in the creation of the feminine gender ...", obwohl er dann im Folgenden die Kongruenz aus der Attribuierung von Substantiven herleitet. In solchen Modellen kann die Markierung der Pronomina aber nur eine Extension und nicht die Quelle der Kongruenzkonstruktion sein.

als das Kopieren von Affixen in neue Umgebungen umrissen werden.<sup>280</sup> Als wohl einfachste Variante gehört hierher, dass Kongruenz durch Verschleppung von phonologischem Material der Kongruenzauslöser auf Modifikatoren entstehen kann. Im Prinzip ist es dafür nicht erforderlich, dass dieses Material zu Beginn irgendeine Funktion gehabt hat, aber aus der ursprünglichen Verteilung muss sich eine solche konstruieren lassen, damit sich ein so entstehendes System konsolidieren kann. In der ersten Phase muss ein extrem hohes Mass an formaler Übereinstimmung von Auslöser und Kongruenzzeichen erwartet werden, während in der Konsolidierungsphase dann die neu erschlossenen semantischen Regularitäten zu einer Restrukturierung der Klassen führen können. Das bedeutet, dass es prinzipiell möglich sein müsste, den nicht formal determinierten Teil des Klassifikationssystems semantisch zu motivieren.<sup>281</sup> Wie wenig erfolgreich dieser Ansatz für das indogermanische Feminin ist, zeigt die Beschreibung von Fodor (oben Abschnitt 5.3, ab S. 105).

Grundsätzlich plausibler als die rein lautliche Perseveration (oder Antizipation) ist die Entstehung von Kongruenz durch die Übertragung von Derivationsaffixen auf Modifikatoren (vgl. Luraghi 2014: 221–223), denn durch die Wiederholung der Affixe werden Form und Bedeutung gleichzeitig auf das Kongruenzmuster übertragen und es entsteht von Anfang an eine auch semantisch relativ kohärente Kategorie. Sporadische Fälle von ‘Kongruenz’, die diesen Mechanismus illustrieren können, finden sich z. B. in mehreren indogermanischen Sprachen mit Diminutiva.<sup>282</sup> Von den rigvedischen Fällen ist Bsp. 24 der deutlichste, weil hier Pronomen und Adjektiv gleichermaßen kongruieren. Bereits in den sporadischen Beispielen sind klar Eigenschaften von Genuskongruenz feststellbar, denn das Suffix *-ka-* ist nur am Auslöser wirklich als Diminutiv interpretierbar, während es an den Modifikatoren diese Bedeutung nur in Bezug auf den Auslöser (bzw. dessen Referenten) erhalten kann.

(24) Vedisch, RV 8.21.18:

*rājakā id anyaké yaké sárasvatīm ánu*

‘Kleinkönige (sind) die anderen (kleinen), welche (kleinen) an der Sarasvati (leben)’

Es ist unmittelbar einleuchtend, dass derartige Konstruktionen obligatorisch werden können und so eine durch Kongruenz markierte Genuskategorie entstehen kann. Für die Entwicklung des femininen Genus ist dieser Mechanismus trotzdem nur bedingt brauchbar. Der grösste Vorteil ist, dass eine asymmetrische Markierung zu erwarten ist, denn es ist unwahrscheinlich, dass auf diese Weise gleichzeitig der gesamte Wortschatz klassifiziert würde. Vielmehr dürfte ein Affix (oder allenfalls eine Handvoll) Kongruenz entwickeln, wodurch eine oder einige markierte Klassen neben einer unmarkierten für das übrige Lexikon entstehen müssten. Ebenfalls mit dem Befund der femininen Kongruenz im Indogermanischen übereinstimmend ist Kongruenz am Verb am wenigsten und am Adjektiv am ehesten zu erwarten, denn die Übertragung dürfte bevorzugt Wortklassen betreffen, die eine dem Substantiv ähnliche morphologische Struktur aufweisen und daher das übertragene Affix leicht

<sup>280</sup> Dass diese Mechanismen in der typologischen Literatur seltener als die pronominalen thematisiert werden, liegt in erster Linie daran, dass sie bei der Entstehung von Personenkongruenz am Verb im Gegensatz zu den pronominalen keine Rolle spielen. Ausserdem ist die Wahrscheinlichkeit, dass man es mit relativ alten Systemen zu tun hat, durch die Gebundenheit der beteiligten Morpheme grösser.

<sup>281</sup> Natürlich ist eine totale Motivierbarkeit nie zu erwarten, aber solange das System nicht allzu alt ist, sollten die hauptsächlich semantischen Faktoren zu erkennen sein.

<sup>282</sup> Vgl. zu diesem Phänomen auch Luraghi 2014: 227f. mit einem lateinischen und einem italienischen Beispiel und 2014: 212–215 zu Ähnlichkeiten von Diminutiva und Genusmarkierungen.

aufnehmen können. Auf der anderen Seite ist aber genau diese Eigenschaft, die diesen Mechanismus zu einer im Allgemeinen sehr geeigneten Quelle für ein Genusssystem macht, beim indogermanischen Feminin hinderlich. Zumindest am Anfang müssten die entstehenden Klassen sowohl formal als auch semantisch sehr homogen sein, was beim femininen Genus gerade nicht gegeben ist. Formal homogen bedeutet hier auch, dass zunächst grundsätzlich eine overte Markierung am kongruenzauslösenden Substantiv vorhanden sein muss, damit überhaupt ein Affix übertragen werden kann. Die deutliche Markierung des femininen Genus am Substantiv ist aber in den Einzelsprachen noch im Ausbau begriffen. Aus diesem Mechanismus liesse sich also zwar Kongruenz gewinnen, aber diese Kategorie müsste wesentlich älter sein, als es das feminine Genus vermutlich ist, denn um zum in den Einzelsprachen belegten Zustand zu gelangen, müssten bereits massive Umschichtungen angenommen werden. Diese betreffen sowohl den formalen Ausdruck der Kongruenz (Integration der *devī*-Stämme in das Muster), als auch die lexikalische Zusammensetzung der Klasse, die ja später auch nicht-*ah*<sub>2</sub>-stämmige Bezeichnungen für weibliche Referenten, *ah*<sub>2</sub>-Stämme ohne Bezug zum weiblichen Geschlecht und auch synchron weder formal noch semantisch motivierbare Fälle enthält.

Affixübertragung kann sich auch als indirektes Resultat aus syntaktischen Rekategorisierungen ergeben. Dies ist der Mechanismus, der den in Abschnitt 5.3 ab S. 101 diskutierten Modellen zugrunde liegt. In appositiven und prädikativen Konstruktionen verwendete Substantive können als Adjektive reanalysiert und dadurch substantivische Ableitungsaffixe als Kongruenzzeichen verstanden werden. Typische Beispiele liefern die Nomina agentis auf *\*-tor ~ \*-tr-ih*<sub>2</sub>-, die in zahlreichen Einzelsprachen eine zunehmend adjektivische Distribution entwickeln (vgl. Dressler und Doleschal 1990: 115–137). Zum einen hat das Auswirken auf das Paradigma dieser Stämme, indem teilweise neue neutrische Kongruenzformen gebildet werden (z. B. skr. Nom.-Akk. Pl. n. *dātṛīni*). Zum anderen hat das auch eine (meist subtile) Umgestaltung der Kongruenzmuster zur Folge, denn das Repertoire von Kongruenzformen kann durch solche Prozesse erweitert werden.<sup>283</sup> Mir sind allerdings keine Beispiele bekannt, bei denen sich eine Markierung wie italienisch *-(tr)ice* auch z. B. auf das Pronomen ausgeweitet hätte. Verändert werden kann dadurch schliesslich auch die Funktion des Affixes, denn die Motion am Substantiv ist meistens dem natürlichen Geschlecht vorbehalten, aber in deutlich adjektivischer Verwendung kodiert das Affix nur noch die Kongruenz und damit das grammatische Genus. Ähnliche Effekte können auch auftreten, ohne dass die betreffenden Substantive zu Adjektiven reanalysiert werden, wenn ein *sexus*-bezeichnendes Substantiv nach dem Muster der Kongruenzformen auch auf nicht semantisch motivierte Kontexte übertragen wird. Dies geschieht im Moment mit dem deutschen Suffix *-in*, das am Prädikatsnomen auch kongruierend mit femininen Sachbezeichnungen stehen kann (*Die Kirche ist eine gute Arbeitgeberin* neben *Die Kirche ist ein guter Arbeitgeber*). Diese Beispiele stehen allerdings alle vor dem Hintergrund einer bereits bestehenden Maskulin-feminin-Unterscheidung und es bleibt daher unsicher, ob so auch eine neue Kongruenzkategorie entstehen kann. Es ist prinzipiell sicher möglich, dass ein in derartigen Kontexten auftretendes Affix auch auf Adjektive (und Pronomina) übertragen werden könnte und so tatsächlich eine neue Kongruenzklasse entstehen würde. Wie bei der direkten Übertragung von Derivationsaffixen kann die Klassifikation zunächst aber wieder nur auf der Semantik des Affixes beruhen, weshalb die Kongruenz ohne längere Weiterentwicklung nur rein semantisch mo-

<sup>283</sup> Etwa im italienischen Beispiel bei Luraghi 2014: 226: *uno sguardo rivelatore ~ una risposta rivelatrice*.



tiviert sein könnte (vgl. dazu auch oben Abschnitt 5.3, ab S. 103).

Schliesslich kann Genuskongruenz auch quasi parasitär auf der Kasus- oder Numeruskongruenz beruhen (vgl. Luraghi 2014: 223–225, 2011: 452f., 454–456). Dies ist die Situation, die etwa bei der indogermanischen Unterscheidung von ‘belebt’ gegenüber ‘unbelebt’ oder bei den slawischen Subgenera (oben Abschnitt 2.2, S. 6) gegeben ist.<sup>284</sup> Wenn eine Sprache gleichzeitig Kasuskongruenz<sup>285</sup> und eine differentielle Markierung von Partizipanten<sup>286</sup> kennt, ergibt sich ein klassifizierendes Kongruenzmuster, das durchaus als ‘Genus’ bezeichnet werden darf.<sup>287</sup> Für die Entstehung des Feminins kommt dieser Mechanismus hingegen nicht ernsthaft in Frage.

## 6.2 Aufspaltung statt Entstehung der Kongruenz

Wenn nun alle vorgeschlagenen Mechanismen nicht in der Lage sind, die feminine Kongruenz in der direkt rekonstruierbaren Form plausibel zu motivieren, ist es Zeit zu prüfen, ob nicht alternative Hypothesen denkbar sind. Die Anwendung der bekannten Wege zur Genuskongruenz auf das indogermanische Feminin führt immer wieder zum Ergebnis, dass dieses eine alte, bereits heterogen gewordene Kategorie gewesen sein müsste, damit sie auf die jeweilige Art hätte entstanden sein können. Der naheliegendste Schluss aus dieser Beobachtung ist, dass hier tatsächlich eine ältere Kongruenzkategorie fortgesetzt ist. In den folgenden Abschnitten soll ein auf dieser Arbeitshypothese basierendes Szenario ausgearbeitet werden, damit geprüft werden kann, ob sich auf diesem Weg plausible Herleitungen für die der direkten Rekonstruktion zugänglichen Kategorien ergeben. Zu diesem Zweck gilt es, sich die von den Einzelsprachen vorausgesetzten Muster noch einmal vor Augen zu führen, um Indizien für die möglichen formalen und inhaltlichen Eigenschaften dieser kongruierenden Kategorie zu gewinnen. Die bisherige Diskussion hat als eines der klaren Resultate ergeben, dass in den indogermanischen Sprachen zu irgendeinem Zeitpunkt zwei verschiedene Kongruenzmuster (das feminine Genus und die neutralen oder kollektiven Plurale) entstanden sind, deren formale Ähnlichkeit zumindest die Vermutung eines gemeinsamen Ursprungs zulässt.

Dass die beiden Kategorien letztlich miteinander etymologisch verwandt sind, scheint die universell akzeptierte Arbeitshypothese zu sein, auch wenn zwischen den einzelnen Positionen massive Unterschiede bezüglich der Nähe und des Zeitpunkts dieser Verwandtschaft bestehen.<sup>288</sup> Meines Wissens ist nie explizit die Ansicht vertreten worden, dass die Ähnlichkeit

<sup>284</sup> Ungewöhnlich ist für ein solches System allerdings, dass Nominativ und Akkusativ gleichermaßen markiert sind, wie es im Indogermanischen der Fall ist. S. dazu unten Abschnitt 7.4, ab S. 142.

<sup>285</sup> Zur Beurteilung der Kasuskongruenz als unkanonische (da nicht asymmetrische) Kongruenz vgl. Corbett 2006: 21, 133–135.

<sup>286</sup> Die häufigste Variante ist die differentielle Objektmarkierung, bei der direkte Objekte aufgrund ihrer Belebtheit, Definitheit, u. ä. eine besondere Markierung aufweisen. Ausführliche Darstellungen des Phänomens finden sich bei Bossong 1991, 1998 und Aissen 2003.

<sup>287</sup> Die Frage, ob dies ‘Genus’ im üblichen Sinn der typologischen Definitionen ist, ist allerdings berechtigt (s. Matasović 2004: 176f.). Auch wenn kein Morphem isoliert werden kann, das spezifisch die Nominalklasse kodiert, ist die Kongruenz aber in solchen Fällen asymmetrischer und damit kanonischer als die reine Kasuskongruenz, denn die Wahl des spezifischen Kasuszeichens an der kongruierenden Form ist von der Wahl am Auslöser und dadurch indirekt von dessen Klasse determiniert.

<sup>288</sup> Auch Melchert, der für eine alte und deutliche Trennung der beiden Gruppen plädiert (z. B. 2011: 397: “... these two types were separate from the beginning”), geht offensichtlich von einer etymologischen Verbindung der beiden Ableitungsmuster aus, wenn er weiter unten auf derselben Seite schreibt: “\*-(e)h<sub>2</sub> originally derived concrete nouns from action nouns.” Ähnlich äussert sich auch Luraghi 2009b: 4: “... I would like to

auf reinem Zufall beruhe, aber diese Möglichkeit ist natürlich nicht *a priori* auszuschließen. Unwahrscheinlich scheint sie mir besonders deshalb, weil die in Abschnitt 4.3 ab S. 77 diskutierten Typen als Kontinuum zwischen den beiden Polen der femininen Kongruenzformen und der neutralen Plurale anordnen lassen. Die vollständige Trennung der beiden Muster bringt auch keinerlei zusätzlichen Erkenntnisgewinn, denn die Fragen um die Entstehung des Feminins bleiben davon in der Substanz unberührt und bei den neutralen oder kollektiven Pluralen würde lediglich die Rekonstruktion der formalen Seite auf die völlig uninteressante Art einfacher, dass der Versuch einer weiteren Analyse der direkt rekonstruierten Formen gänzlich hinfällig würde. Solange dem keine weiteren Gründe entgegenstehen, sollte also die etymologische Verwandtschaft der verschiedenen Bildungen daher die Nullhypothese bleiben.

‘Etymologische Verwandtschaft’ lässt immer noch ein enorm breites Spektrum von möglichen Auffassungen zu, die sich im Wesentlichen anhand zweier Parameter gruppieren lassen. Diese sind erstens der Zeitpunkt, für den eine einheitliche Bildung angesetzt werden kann,<sup>289</sup> und zweitens die formalen und funktionalen Eigenschaften, die diese einheitliche Kategorie besessen haben könnte.<sup>290</sup> Wenn die hier vertretene Arbeitshypothese von einer älteren Kongruenzkategorie ausgeht, bedeutet das, dass bereits die einheitliche Kategorie einheitliche Kongruenzmuster aufwies und somit die eigentliche Entstehung der Kongruenz innerhalb dieser Kategorie ein einmaliger Vorgang war. Die weitere Entwicklung ist dann als Aufspaltung eines einheitlichen Musters in zwei verschiedene zu beschreiben. Die bisher diskutierten Modelle rechnen hingegen mit zwei mehr oder weniger unabhängigen Prozessen, die jeweils zu einem der beiden Muster geführt hätten. In manchen Fällen ist allerdings nicht ganz klar, ob nicht implizit doch mit einer bereits kongruierenden Ursprungskategorie gerechnet wird. Dies gilt besonders für die Szenarien von Tichy 1993 und Fritz 1998 (s. oben Abschnitt 5.2, ab S. 93), deren Ansatz einer Pronominalform *\*táh<sub>2</sub>* eigentlich eine bereits durch diese Kongruenz charakterisierte gemeinsame Vorstufe der beiden Muster impliziert.<sup>291</sup> Dass sie gleichzeitig für eine ursprünglich nicht kongruierende Bildung argumentieren, betrifft insofern nur die Vorgeschichte der Kongruenzkategorie. Umgekehrt bedeutet die Beschreibung der Entwicklung als Aufspaltung eines einheitlichen Musters nicht automatisch, dass die Unterschiede der beiden späteren Muster durch einen einzigen Prozess entstanden sein müssen. Aus logischem Grund auf einen einzigen Prozess zu reduzieren ist lediglich die Aufspaltung an sich, d. h. der Moment, zu dem sich die allererste Veränderung ergab, die nur einen Teil der Kategorie erfasste. Dieser Zeitpunkt bietet sich auch als natürlicher Einschnitt an, um die gesamte Entwicklung in zwei Phasen zu unterteilen. In einem ersten Schritt soll versucht werden, die Eigenschaften der postulierten Kategorie für diesen Zeitpunkt so genau wie möglich zu rekonstruieren und die Weiterentwicklung zu den belegten Kategorien zu skizzieren. Erst in einem zweiten, vom ersten prinzipiell unabhängigen Schritt soll erwogen werden, ob sich auch die Vorgeschichte dieses Rekonstrukts weiter

---

suggest that there is no relation between [the developments of] the collective and the feminine, but that both developments go back to the original function of the suffix ...”

<sup>289</sup> ‘Einheitlich’ ist hier und in den weiteren Erwägungen nicht als ‘homogen’ zu verstehen, sondern bedeutet nur, dass es keine Anzeichen für kategorische Unterschiede gibt.

<sup>290</sup> Dies beinhaltet natürlich auch die Möglichkeit, dass zwar eine etymologische Verwandtschaft vermutet, aber keine einheitliche Bildung rekonstruiert wird, weil der Zeitpunkt als so weit zurückliegend eingeschätzt wird, dass die Rekonstruktion von Form und Inhalt aussichtslos erscheint.

<sup>291</sup> Unter diesem Aspekt mehrdeutig sind auch manche der Überlegungen Brugmanns (s. oben Abschnitt 5.1, S. 87).

aufhellen lässt.

Betrachtet man noch einmal die Ähnlichkeiten und Unterschiede der beiden späteren Kongruenzmuster,<sup>292</sup> ergeben sich einige Anhaltspunkte, wie deren gemeinsame Grundlage ausgesehen haben könnte. Übereinstimmend verwenden beide Muster ein Element  $*-h_2(-)$ , das somit auch für das Rekonstrukt vorausgesetzt werden soll, ohne dass dies bereits weitere Implikationen für seine Distribution hätte. Gemeinsam ist ihnen auch das Auftreten dieses Elements in der Form  $*-eh_2(-)$  in Alternationen mit thematischen Formen, weshalb auch die Segmentierung als  $*-e-h_2(-)$  bereits rekonstruiert werden darf.<sup>293</sup> Hier enden dann die Gemeinsamkeiten der kongruierenden Formen: Trotz dem übereinstimmenden  $*-e-h_2(-)$  bei den thematischen Stämmen finden sich bei der femininen Kongruenz anders als bei den neutralen Pluralen kaum Formen auf  $*-h_2(-)$  zu athematischen Stämmen. Stattdessen werden die *devī*-Stämme verwendet, die in der Kongruenz des neutralen Plurals ihrerseits keine Rolle spielen. In einigen Gruppen sind auch nicht spezifisch feminin kongruierende, sondern mit den Maskulina (und nicht etwa den Neutra) identische Formen in Gebrauch.<sup>294</sup> Wie diese communen Formen besitzen auch die spezifisch femininen Kongruenzformen differenzierte Akkusativformen und einen ‘belebten’ Plural. Am auffälligsten ist schliesslich, dass die Feminina  $*-e-h_2-$  als stammbildendes Suffix mit singularischen Endungen verwenden, während die Endung  $*-h_2$  des neutralen Plurals auf den Nominativ-Akkusativ beschränkt ist und direkt mit den pluralischen Endungen der obliquen Kasus alterniert. Möchte man aus diesen divergenten Befunden ein einheitliches Kongruenzmuster rekonstruieren, muss man sich also entscheiden, ob  $*-h_2(-)$  eine Endung oder ein Suffix war,<sup>295</sup> falls ein Suffix, ob Nominativ und Akkusativ differenziert waren und schliesslich, ob die eingeschränktere Distribution der Feminina oder die umfassendere der Plurale dem Ausgangszustand näher kommt.

Zieht man zusätzlich auch die morphologischen Eigenschaften der jeweiligen Kongruenzauslöser in Betracht, ergibt sich (erwartungsgemäss) ein komplexeres Bild, das aber letztlich zur Klärung bei den Kongruenzformen beitragen kann. Die neutralen Plurale bestätigen den Befund der Kongruenzformen, bieten aber noch zusätzlich den Typ mit Markierung durch Suffixdehnstufe, die distributionell ebenfalls als ‘Endung des Nom.-Akk.’ beschrieben werden muss. Die Kategorie ist durch eine der beiden Markierungen systematisch auch am Kongruenzauslöser markiert. Suffixdehnstufige Formen finden sich ferner auch als neutrale Singulare, d. h. in Formen, die in den Einzelsprachen nicht Teil des Kongruenzmusters sind, und diese weisen dann auch singularische oblique Kasus auf. Eine overte Markierung in den obliquen Kasus enthalten alle diese Formen wiederum nicht. Bei den Feminina ist die Markierung am Kongruenzauslöser hingegen eher die Ausnahme. Sie findet sich nur bei den auch in der Kongruenz verwendeten Stämmen auf  $*-e(-)h_2$ <sup>296</sup> und  $*-ih_2-$ , ferner

<sup>292</sup> Zu den vorausgesetzten Vorformen s. oben Abschnitt 4.1, ab S. 68.

<sup>293</sup> Diese Aussage trifft so aber zunächst nur für die in der Kongruenz verwendeten Formen zu, von denen jetzt ausschliesslich die Rede ist. Unter diesen finden sich keine Fälle von  $*-eh_2(-)$ , die nicht mit thematischen Formen alternieren, weshalb die synchrone Analyse als  $*-e-h_2(-)$  gegeben ist. Dies bedeutet aber nicht automatisch, dass dasselbe auch für  $*-eh_2(-)$  bei den Substantiven oder für die Vorgeschichte der kongruierenden Formen gelten muss.

<sup>294</sup> Zumindest bei den *u*-Stämmen dürfte die Situation aber ein wenig komplizierter sein. Weitere Abklärung erfordert auch die Frage, ob bei einem Teil der thematischen Stämme in einer ersten Phase die Kongruenz aufgegeben und erst später (und dann zumindest zum Teil mit  $*-ih_2-$ ) wieder eingeführt wurde.

<sup>295</sup> ‘Endung’ bzw. ‘Suffix’ bedeutet hier im Wesentlichen ‘auf Nom. / Akk. beschränkt’ bzw. ‘im ganzen Paradigma vorhanden’. Ob die distributionellen Gruppen ‘Endungen’ vs. ‘Suffixe’ zu dieser Zeit genau gleich definierbar sind wie im Spätindogermanischen, ist nicht *a priori* gegeben.

<sup>296</sup> Die Assoziation mit einem thematischen Maskulin oder Neutrum ist in dieser Gruppe nicht immer gegeben.

noch bei den *vykī*-Stämmen, die ebenfalls mehrheitlich Feminina sind. Die Markierung ist wieder im ganzen Paradigma vorhanden und Nominativ und Akkusativ sind differenziert. Neutrale Substantive dieser Klassen existieren dementsprechend nicht, aber Maskulina sind ebenfalls belegt, wenn auch seltener und im Gegensatz zu den Feminina stets durch das natürliche Geschlecht motiviert. In allen anderen Gruppen sind die Feminina nicht von den Maskulina unterschieden, was natürlich auch das Fehlen einer Markierung in den obliquen Kasus und die Differenzierung von Nominativ und Akkusativ impliziert. Als Nominativmarkierung dient für Maskulina und Feminina gleichermaßen neben *\*-s* auch wieder die Suffixdehnstufe.

Einen wichtigen Schlüssel zur Entwirrung dieses Dschungels bilden die als singularische Neutra integrierten Fälle, die genauso wie die Plurale im Nom.-Akk., nicht aber in den obliquen Kasus markiert sind. Während das bei den letzteren allenfalls der Ersetzung durch Pluralformen zugeschrieben werden könnte,<sup>297</sup> gibt es bei den späteren Singularen keinen Grund, markierte oblique Kasus durch unmarkierte zu ersetzen. Eine weitere wichtige Frage, die sich erst unter der Prämisse der bereits vorhandenen Kongruenz überhaupt stellt, ist, ob die Kategorie wie in den neutralen Pluralen und den späteren langvokalischen Feminina systematisch auch am Auslöser markiert war, oder ob sie durch die bloße Kongruenz definiert gewesen sein könnte. Letzteres ist unwahrscheinlich,<sup>298</sup> weil die suffixdehnstufigen Formen der Auslöser beim neutralen Plural kaum durch Übertragung des Affixes von den kongruierenden Formen erklärt werden können, denn diese Markierung war bei kongruierenden Formen höchstens marginal vorhanden. Widerraten wird dieser Interpretation auch durch die später als singularische Neutra integrierten Fälle, die ebenfalls eine Markierung im Nominativ-Akkusativ, aber keine entsprechenden Kongruenzformen aufweisen. Weil die Markierung am Kongruenzauslöser ausserdem nicht nur bei den Pluralen, sondern auch bei den *eh<sub>2</sub>*-Feminina eindeutig gegeben ist, sollte sie für das ursprüngliche Muster (zumindest als Normalfall) sicherlich vorausgesetzt werden.

Es erscheint daher empfehlenswert, auch bei denjenigen femininen Substantiven, die auf den ersten Blick keine Markierung tragen, nach Spuren einer solchen zu suchen. Durch die suffixdehnstufigen Nominative, die mit den gleich gebildeten Nominativ-Akkusativen der Plurale gleichgesetzt werden könnten, ist diese Möglichkeit auch tatsächlich gegeben. Allerdings muss hier für später festgehalten werden, dass solche Formen häufiger als Maskulina fortgesetzt und ausserdem auf den Nominativ beschränkt sind. Wenn auch mit Sicherheit nicht alle suffixdehnstufigen femininen Nominative dieser Gruppen mit den neutralen Pluralen identifiziert werden sollten, eröffnet die Annahme zumindest einiger solcher Fälle Möglichkeiten zur Erklärung der Zusammensetzung des späteren femininen Genus, die in anderen Modellen so nicht gegeben sind. Weil solche Lexeme bereits vor der Entstehung eines femininen Genus der zugrundeliegenden Kongruenzklasse angehörten, muss ihre Zugehörigkeit zum femininen Genus später nicht mehr synchron formal oder semantisch motivierbar gewesen sein. Es ergibt sich daraus also ein Grundstock von arbiträren Feminina, die in den späteren Phasen auch als Vorbilder für lokale Umklassifizierungen zur

<sup>297</sup> Offene Fragen blieben aber auch bei den pluralischen Formen, denn ob ausgehend von einem durchgehenden Suffix die unmarkierten, mit den Maskulina identischen Formen die besten Kandidaten gewesen wären, ist nicht einfach selbstverständlich. Immerhin hätten unter diesen Annahmen für eine deutlichere Markierung des Plurals auch die markierten Pluralformen der späteren *ā*-Feminina zur Auswahl gestanden.

<sup>298</sup> Es ist aber zugegebenermaßen nicht unmöglich, denn man könnte diesen Prozess auch in die Zeit vor einem Wandel von *\*\*-EC-h<sub>2</sub>* > *\*-ĒC* legen und eine Übertragung von blossen *\*-h<sub>2</sub>* annehmen.

Verfügung stehen. Das bedeutet, dass spätere Feminina mit *s*-Nominativen, die nicht auf die ältere Kongruenzklasse zurückgeführt werden können,<sup>299</sup> nicht nur durch übergreifende semantische Merkmale der ganzen Klasse wie dem weiblichen natürlichen Geschlecht, sondern auch durch Anlehnung an ein semantisch nahestehendes arbiträres Feminin, das aus der früheren Phase stammte, ins feminine Genus überführt werden konnten. Der Verzicht auf die Möglichkeit der Gleichsetzung suffixdehnstufiger Singularnominative mit den Pluralen würde implizieren, dass ausser den Stämmen auf *\*-eh<sub>2</sub>-* (und allenfalls den *devī*-Stämmen) alle später femininen Lexeme während der eigentlichen Entstehung des femininen Genus motiviert werden müssten, weil sie dann nicht bereits Teil der älteren, auch am Auslöser markierten Kategorie hätten gewesen sein können.

Um nicht an denselben Hindernissen wie frühere Versuche zu scheitern, erscheint es mir daher unvermeidlich, zumindest einen Teil der singularischen Nominative mit Suffixdehnstufe mit den gleichlautenden Nominativ-Akkusativ-Formen der neutralen Plurale zu identifizieren und sie ebenfalls als Exponenten der kongruierenden Ursprungskategorie anzusehen. Damit liegt dann aber auch eine weitere Gruppe von Bildungen vor, die keine overte Markierung in den obliquen Kasus aufweisen. Anders als die später als singularische Neutra behandelten Fälle gehört diese Gruppe klar zur femininen Seite des Gesamtphänomens, weshalb sich der Schluss aufdrängt, dass die Beschränkung der Markierung auf den Nominativ bzw. Nominativ-Akkusativ den ursprünglichen Zustand darstellt. Gestützt wird dieser Befund zusätzlich von vereinzelt Indizien aus den Einzelsprachen, die dafür sprechen, dass auch bei den *eh<sub>2</sub>-*Stämmen Formen ohne Markierung in den obliquen Kasus vorkamen.<sup>300</sup> Aufgrund der Beschränkung auf den Nominativ(-Akkusativ) und der Kongruenz muss das Morphem *\*-(e)h<sub>2</sub>* mit seinem Allomorph ‘Suffixdehnstufe’ im Sinne des späteren morphologischen Systems also eindeutig als ‘Endung’ angesprochen werden. Damit wird auch unwahrscheinlich, dass die differenzierten Akkusative der späteren Feminina den älteren Zustand repräsentieren. Allerdings ist bei der Übertragung der Eigenschaften von distributionell definierten Kategorien auf andere Zeitabschnitte grösste Vorsicht geboten, so dass dieses Argument allein nicht schlüssig ist. Bestätigt wird der Verdacht dann aber durch den Vergleich der Akkusative der *eh<sub>2</sub>-*‘Stämme’ mit den neben Nominativen mit Suffixdehnstufe verwendeten Formen: Beide verhalten sich wie die jeweiligen obliquen Kasus, d. h. das Element *\*-(e)h<sub>2</sub>* ist bei den *eh<sub>2</sub>-*Stämmen enthalten, bei der anderen Gruppe hingegen nicht. Wiederum reflektiert also der Plural der Neutra wahrscheinlich den älteren Zustand.

Die formale Seite der rekonstruierten Kategorie, von der aus die Entwicklung des femininen Genus und des neutralen Plurals beschrieben werden soll, lässt sich also etwa folgendermassen umreissen: Sowohl die Kongruenzauslöser, als auch die kongruierenden Formen weisen eine besondere Nominativ-Akkusativ-Markierung auf (*\*-(e)h<sub>2</sub>* oder Suffixdehnstufe), verfügen aber nicht über eigene oblique Kasusformen. Zahlreiche Details sollen oder müssen allerdings zumindest im Moment noch offen bleiben: Die Rekonstruktion einer einheitlichen Markierung *\*-(e)h<sub>2</sub>*, die erst durch den Wandel von *\*\*-EC-h<sub>2</sub>* > *\*-ĒC* zur rekonstruierten Allomorphie geführt hätte, bietet sich in diesem Szenario natürlich an, ist im Prinzip aber irrelevant, solange nicht nach der Herkunft des Kongruenzmusters gefragt wird. Ob

<sup>299</sup>Nicht auszuschliessen, aber auch nicht nachzuweisen ist natürlich die Möglichkeit, dass auch die ältere Kongruenzklasse bereits einige nicht markierte Lexeme enthielt.

<sup>300</sup>S. oben Abschnitt 3.7, S. 62 mit Melchert 1994b: 235f. zu heth. *ḫāššan* vs. *ḫaššī* und ab S. 63 mit Hajnal 1994: 156–158 zu den lykischen Formen. Letzterer (1994: 157) führt als Beispiele aus ausseranatolischen Sprachen noch gr. Dat. *ἄλκι* neben Nom. *ἄλκη* und lat. Gen. Pl. *nundinum* neben Nom. Pl. *nundinae* an.

die Aufspaltung des Kongruenzmusters vor oder nach diesem Wandel begonnen hat, lässt sich nicht entscheiden. Offen muss vorerst auch bleiben, ob die Verteilung der Allomorphe ausschliesslich von der Ablautklasse abhängt,<sup>301</sup> oder ob sie noch durch andere Faktoren beeinflusst wird. Die später beobachtbaren Ablautunterschiede zwischen Grundwort und  $h_2$ -Form lassen sich prinzipiell als Spezialfälle der internen Derivation verstehen, aber es bleibt auch möglich, dass die Kategorie gewisse Ablautmuster vorgab. Schliesslich bleibt auch unklar, ob die spätere Kongruenz mit *devī*-Stämmen eine Lücke schloss oder ältere Formen ersetzte.

Inhaltlich sind für die ‘ $h_2$ -Kategorie’ grundsätzlich alle in Abschnitt 4.3 ab S. 77 diskutierten Funktionen in Betracht zu ziehen. Unproblematisch erscheinen dabei sicherlich die Kollektiva, die auch für die Entwicklung des neutralen Plurals unbedingt erforderlich sind, die Delibativa und die Abstrakta. Auch konkrete Sachbezeichnungen ohne offensichtliche Kollektiv- oder Delibativbedeutung können durchaus schon zu diesem Zeitpunkt existiert haben. Ob diese zwingend als verblasste Kollektiva oder Delibativa bzw. als konkretisierte Abstrakta interpretiert werden müssen, oder ob noch mit weiteren Gruppen zu rechnen ist, lässt sich vorerst nicht entscheiden. Problematischer sind hingegen die auf Personen referierenden Typen, die später sowohl unter den  $eh_2$ -Stämmen, als auch bei den Singularen mit Dehnungsnominativ zu finden sind. Es ist grundsätzlich nicht sehr wahrscheinlich, dass diese bereits in einer Klasse, die keine Unterscheidung von Nominativ und Akkusativ aufwies, als produktive Typen existieren konnten.

### 6.3 Die Entwicklung des neutralen Plurals

Die weitere Entwicklung des neutralen Plurals aus der im letzten Abschnitt rekonstruierten ‘ $h_2$ -Kategorie’ lässt sich relativ leicht beschreiben, denn bei der Bestimmung ihrer formalen Eigenschaften erwies sich in den meisten Fällen der neutrale Plural als die direktere Fortsetzung der mit dem femininen Genus gemeinsamen Ursprungskategorie. Dies passt auch dazu, dass der Plural der Neutra in allen indogermanischen Sprachen, die das Neutrum nicht verloren haben, eine fest verankerte Kategorie ist. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachen betreffen im Wesentlichen die Verteilung der Allomorphe, sowie die Produktivität der ‘Doppelplurale’. Letztere zeigen deutlich, dass die ‘ $h_2$ -Kategorie’ trotz ihrer formalen Ähnlichkeit mit dem späteren Plural der Neutra keinesfalls einfach damit gleichgesetzt werden darf. Im Kontrast zum ‘belebten’ Zählplural bewahren die ‘neutralen’ Plurale noch Reste ihrer ursprünglichen Semantik, während die nicht kontrastierenden Plurale zu neutralen Singularen semantisch nicht von Zählpluralen zu unterscheiden sind.

Im Einzelnen erfordert die Entwicklung zum neutralen Plural die folgenden Prozesse. Die Kongruenz und der Status des Nominativ-Akkusativ als Endung sind im hier vertretenen Szenario nicht erklärungsbedürftig, weil sie bereits Eigenschaften der Vorgängerkategorie gewesen sind. Auszugehen ist von kollektiven Bildungen innerhalb dieser Kategorie, die auch als eigentliche Plurale verstanden werden konnten. Dies sind in erster Linie Bezeichnungen von Gruppen, deren einzelne Elemente typischerweise in abgrenzbaren Verbänden auftreten, ohne dass die Individualität des Einzelements verloren gehen würde.<sup>302</sup> Nach

<sup>301</sup> Also etwa  $*-e-h_2$  bei thematischen Stämmen,  $*-u-h_2$  u. ä. bei proterokinetischen und akrostatischen,  $*-éC$  bei hysterokinetischen, sowie  $*-ōC$  bei amphi- bzw. holokinetischen Stämmen.

<sup>302</sup> Vgl. Nussbaum 2014a: 285, 300–303: Kollektiva sind zuvorderst zu “aggregating count nouns” zu erwarten, bei denen sowohl die Referenz auf die ganze Gruppe als auch auf die Vielheit der Einzelteile naheliegend ist.

den andern in der ‘ $h_2$ -Kategorie’ vereinigten semantischen Gruppen zu urteilen (vgl. oben 4.3, ab S. 77), stand vermutlich zuerst die Konzeptualisierung als (zusammengesetzte) Einheit im Vordergrund und die Kasus ausserhalb des Nom.-Akk. dürften entsprechend singularische gewesen sein. Stand nun eine solche Bildung neben einem ‘unbelebten’ Singular, zu dem kein Zählplural existierte, konnte sie auch in Kontexten auftreten, in denen nicht auf die Gruppe als Einheit, sondern auf die Vielheit der Elemente referiert werden sollte. Während diese doppelte Bedeutung im Nominativ-Akkusativ problemlos von der gleichen Form getragen werden konnte,<sup>303</sup> waren die obliquen Singularkasus unpassend für die Konzeptualisierung als Vielheit. Dass in dieser Situation stattdessen pluralische oblique Kasus verwendet wurden, leuchtet unmittelbar ein, zumal die ersetzten Singularkasus genauso wenig wie die neuen Pluralformen eine Markierung des Kollektivs enthielten. Dies führt zu einer Spaltung der Kategorie in zwei Gruppen, ‘set plurals’ und ‘Einheitskollektiva’.<sup>304</sup> Gerade wenn dies zunächst zu je nach referentieller Situation variierendem Gebrauch führt, ist die Variante mit pluralischen Kasus im Kontrast als echter Plural zu verstehen. So wird die Bildung auch auf Fälle anwendbar, bei denen die Elemente nicht in Gruppen auftreten und ein eigentlicher Kollektiv nicht gebildet wurde. Diese Extension betraf nun ausschliesslich die Inanimata, weil die bestehenden Zählplurale bei den Animata diese Verwendung der ehemaligen Kollektiva blockierten. Durch die volle Produktivität dieser jetzt als Plural neutrum zu bezeichnenden Kategorie wurden dann auch die beiden anderen Gruppen – mit Zählpluralen kontrastierende ‘set plurals’ mit dezidiert kollektivischer Semantik und ‘Einheitskollektiva’ mit singularischen Endungen in den obliquen Kasus – zunehmend marginalisiert und damit anfällig für Abbau und Umkategorisierung.

#### 6.4 Eine zweite ‘belebte’ Klasse

Anders als die Abspaltung des neutralen Plurals, die relativ wenige und natürlich zusammenhängende Schritte umfasst, war die Entwicklung, an deren Ende ein feminines Genus steht, ein länger andauernder, verwickelter Prozess. Dass das feminine Genus im Gegensatz zum vergleichsweise einheitlichen Plural der Neutra in den Einzelsprachen unterschiedlich konsequent entwickelt ist, zeigt auch deutlich, dass dieser Prozess erst spät zu einem vorläufigen Abschluss gekommen ist, und dass die Entwicklung in die Einzelsprachen nicht immer geradlinig verlief. Im Anatolischen ist das feminine Genus überhaupt nicht nachzuweisen, aber es findet sich klare Evidenz für nicht neutrale und nicht pluralische oder kollektive  $\bar{a}$ -stämmige Substantive. Darunter befinden sich Abstrakta, aber auch Personenbezeichnungen, die keine Präferenz für weibliches Geschlecht erkennen lassen und in ausseranatolischen maskulinen  $\bar{a}$ -Stämmen Bestätigung finden (s. dazu oben Abschnitt 3.7, ab S. 64 und Abschnitt 4.3, ab S. 84). Die ungezwungenste Art, wie sich die anatolische Evidenz beim derzeitigen Kenntnisstand in die Entwicklung einfügt, ist, wenn in einem ersten Entwicklungsschritt eine neue ‘belebte’ (aber noch nicht feminine) Klasse entstand, die sich aber erst nach der Ausgliederung des Anatolischen zum Femininum weiterentwickelte.

<sup>303</sup> Dies ist genau das, was einen Kollektiv sowohl von einem Singular, als auch von einem Plural unterscheidet. Solange Kollektivität nicht als Deindividuation verstanden wird, besteht also kein Grund diesen Begriff zu ersetzen (vgl. auch oben S. 81, besonders Fn. 220).

<sup>304</sup> Weil dieser Prozess völlig unabhängig von den Entwicklungen im übrigen Teil der ‘ $h_2$ -Kategorie’ stattfinden kann, ist auch nicht ausgeschlossen, dass schon in früheren Phasen die obliquen Kasus zwischen Singularen und Pluralen schwankten.

Die explizit mehrstufige Entwicklung des Feminins bildet nicht nur einen geeigneten Rahmen, um die anatolische Situation ohne die Annahme von massiven und spurlosen Verlusten zu erklären, sondern sie bietet auch klare Vorteile für das Verständnis der einzelnen Prozesse. Ein verbreitetes Problem bei bisherigen Erklärungsversuchen ist, vereinfacht gesagt, dass bei der Herleitung z. B. aus einer neutralen, nicht kongruierenden Kategorie nach Konstellationen gesucht wird, die gleichzeitig die Kongruenz, die Überführung ins belebte Genus und die Assoziation mit dem weiblichen Geschlecht motivieren könnten. Falls eine solche Konstellation gefunden werden kann, ist sie dann entweder so spezifisch und marginal, dass sie kaum die Entstehung einer neuen Kategorie rechtfertigen könnte, oder sie erfüllt die letzte Anforderung so gut, dass unbegreiflich bleibt, warum das feminine Genus nicht (fast) ganz semantisch motiviert ist. Mehrere der Mechanismen, die bisher diskutiert wurden,<sup>305</sup> können ihre Aufgabe weit besser erfüllen, wenn sie nur jeweils einen Aspekt der gesamten Entwicklung erklären müssen.<sup>306</sup> Die erste Entkoppelung der einzelnen Übergänge ist bereits durch die Rekonstruktion einer schon kongruierenden ‘ $h_2$ -Kategorie’ vollzogen (s. Abschnitt 6.2, ab S. 110). Das bedeutet, dass alle weiteren Schritte in Richtung des femininen Genus nicht Kongruenz neu schaffen müssen, sondern jeweils lediglich bestehende Kongruenzmuster umgebaut werden.

Der erste zentrale Unterschied zwischen der rekonstruierten kongruierenden ‘ $h_2$ -Kategorie’ und dem späteren femininen Genus betrifft die Markierungen von Nominativ und Akkusativ. Das Element  $*(e)h_2$  (und sein Allomorph ‘Suffixdehnstufe’) war zunächst eine klassifizierende Nominativ-Akkusativ-Endung, d. h. es wird nicht mit belebtem  $*-s \sim -m$  kombiniert, sondern alterniert mit diesen Endungen. Durch die Identität von Nominativ und Akkusativ hat die Kongruenzklasse eine deutliche Ähnlichkeit mit den Neutra, ohne dass sie zu diesen gehören würde, denn  $*(e)h_2$  alterniert ebenso mit neutralem  $*-\emptyset/-d/-m$ . Am Anfang der weiteren Entwicklung stehen einige an sich unbedeutende semantische Wandel bei einzelnen Lexemen dieser Klasse, die hauptsächlich aus Abstrakta, sowie Delibativa und Kollektiva bestand, wobei die Entwicklung des neutralen Plurals aus der letzten Gruppe in Ansätzen möglicherweise bereits begonnen hatte. Durch das Allomorph der Suffixdehnstufe ergibt sich ein formaler Berührungspunkt dieser Klasse mit dem ‘belebten’ Genus, wo dieselbe Markierung als Allomorph von  $*-s$  den Nom. Sg. bezeichnet.<sup>307</sup> Wenn in dieser Situation einige Lexeme dieser Klasse für belebte Referenten verwendet wurden und sich so zu Personenbezeichnungen entwickelten, konnte die Form auf  $*-\bar{E}C$  mit der singularischen Nominativmarkierung des belebten Genus identifiziert werden.

In Litscher 2009: 279 und 2014: 139 ist dieser Abschnitt relativ eng an Tichy 1993 und Fritz 1998 angelehnt formuliert und als emblematisches Beispiel ist das von Fritz übernom-

<sup>305</sup> Dies betrifft für die späteren Phasen besonders die Modelle, die mit Adjektivierungen von substantivischen Bildungen arbeiten (s. oben 5.3, ab S. 101), und für die Anfänge der Entwicklung die Modelle von Tichy und Fritz (s. oben 5.2, ab S. 93).

<sup>306</sup> Vgl. die luzide Bemerkung von Zeilfelder 2001: 211f. “Es ist misslich, wenn man eine einzelne Kollektivbildung mit letztlich doch zufälligem Bezug zum femininen Sexus für die Entstehung einer neuen Genusklasse verantwortlich machen muss und dann auch noch eine grosse Anzahl von Wörtern aus dieser Klasse aus einem ganz anderen semantischen Bereich stammt. Daher scheinen Ansätze, die den Ausgangspunkt der Genusentstehung im Phänomen der Kongruenz suchen und die partielle Semantisierung von Genusklassen als sekundäre Entwicklung verstehen, erfolgsversprechender als Erklärungsversuche, die letztlich auf Jacob Grimms Methode der assoziativen Einfühlung zurückgreifen.”

<sup>307</sup> Im Gegensatz zur Etablierung des neutralen Plurals, die sich relativ zum möglichen Wandel  $**-\bar{E}C-h_2 > *-\bar{E}C$  nicht einordnen lässt, kann die Entwicklung in Richtung Femininum also erst nach diesem begonnen haben.



mene *\*h<sub>2</sub>áusōs* verwendet. Dieser Versuch, die Kontinuität der Ansätze herauszustreichen, hat den Nachteil, dass die wichtigen Unterschiede zu wenig deutlich werden. Tichys Erklärung der Entwicklung des Femininums ist in jüngerer Zeit von verschiedener Seite scharf kritisiert worden, wobei sich diese Kritik besonders auf die ersten Schritte richtet, die Ähnlichkeiten mit den hier postulierten Vorgängen aufweisen.<sup>308</sup> Melchert 2014: 263f. wendet sich primär gegen die Verbindung mit der Gruppe der Kollektiva, wobei sich verschiedene Argumentationsstränge vermischen, die man explizit auseinanderhalten sollte, um Missverständnisse zu vermeiden und die eigentlich strittigen Punkte zu isolieren. Tichys ausgearbeitetes Beispiel *\*h<sub>2</sub>uid<sup>h</sup>éuah<sub>2</sub>* ist offensichtlich tatsächlich als Kollektiv im engen Sinn gemeint und wird 1993: 16 als ‘die Angehörigen des Getroffenen, die Familie des Getroffenen’ wiedergegeben. Melcherts Einwand, dass “there is no evidence that ... [it] was ever a collective” ist allein wenig zielführend, denn es wäre eher überraschend, wenn die kollektive Bedeutung nach der Personifizierung daneben unverändert weiterbestanden hätte. Sein eigentliches Problem mit der Kollektivbildung ist, dass es als belebter *ā*-Stamm fortgesetzt ist, aber durch die Bedeutung derjenigen Gruppe zugerechnet werden müsste, die in seiner Auffassung bereits früher eine eigene, getrennte Kategorie ‘set plural’ war (dazu oben Abschnitt 4.2, ab S. 72).<sup>309</sup>

Die Bildung ist im Gesamtspektrum der Bedeutungen des ‘Kollektivums’ im weiteren Sinn (vgl. Abschnitt 4.3, ab S. 77) aber problemlos unterzubringen. Auch wenn die Ausgliederung der Kollektiva (im engen Sinn) und ihre Weiterentwicklung zum ‘set plural’ auch im hier vertretenen Szenario relativ früh begonnen hat und von der Entstehung des Feminins weitgehend unabhängig verlief (s. oben Abschnitt 6.3, S. 115), waren zunächst auch die (im engen Sinn) kollektiven Funktionen mit den Delibativa und Abstrakta in der ‘*h<sub>2</sub>*-Kategorie’ vereinigt (s. oben Abschnitt 6.2, S. 115). Paraphrasiert als ‘Entität, bestehend aus mit dem Getroffenen in Verbindung stehendem’ (vgl. oben Abschnitt 4.3, S. 82) lässt es sich problemlos als Teil dieser Klasse verstehen, wobei man sich eigentlich nicht einmal zwingend zwischen einer ursprünglich abstrakten oder kollektiven Interpretation entscheiden muss. Der semantische Übergang zu ‘Person, die mit dem Getroffenen in Verbindung steht’ ist trivial. Die von Tichy angenommene Semantik ist also eigentlich weniger ein Problem für das Beispiel, als vielmehr für Melcherts strikte Trennung zwischen den ‘set plurals’ und den übrigen Bildungen. Dass *\*h<sub>2</sub>uid<sup>h</sup>éuah<sub>2</sub>* tatsächlich kein geeigneter Ausgangspunkt für die Entstehung des femininen Genus ist, hat in meinen Augen ganz andere Gründe, nämlich zuvorderst dass bei diesem Bildungstyp genau kein formaler Berührungspunkt mit dem ‘belebten’ Genus besteht und der an sich mögliche semantische Wandel deshalb kaum Einfluss auf die Kongruenzmuster gehabt haben könnte. Auch wenn ich Melcherts Ansatz einer frühen und rigiden Trennung der Kollektiva von den übrigen Gruppen nicht teile, ist doch festzuhalten, dass gerade Beispiele mit sehr deutlicher kollektiver Interpretation (also etwa ‘(durch natürliche Umstände) begrenzte Vielzahl von Elementen der Art X’) die am wenigsten geeigneten für eine Umdeutung sind. Diese dürften tatsächlich mehrheitlich zu kollektiven / neutralen Pluralen weiterentwickelt worden sein und haben bei der Entstehung des späteren Feminins wohl kaum eine wichtige Rolle gespielt.

Anders als bei Tichy ist ‘Kollektiv’ bei Fritz 1998: 257ff. (und Litscher 2009: 271, Fn. 5) klar im weiteren Sinn von ‘Abstrakt-Kollektiv’ verwendet und umfasst im Wesentlichen

<sup>308</sup> S. oben Abschnitt 5.2, ab S. 93 für die Diskussion anderer Probleme im Zusammenhang mit den Ansätzen von Tichy und Fritz.

<sup>309</sup> Melcherts Skepsis gegenüber *\*g<sup>h</sup>én-h<sub>2</sub>-* ~ *\*g<sup>h</sup>n-éh<sub>2</sub>-* teile ich hingegen (vgl. S. 126, Fn. 326).

das auch hier angenommene Spektrum von Funktionen.<sup>310</sup> In seiner Darstellung des grundsätzlichen Prozesses arbeitet Fritz dann auch mit dem deutschen Beispiel *Schönheit*, was deutlich zeigt, dass ihm eher die Abstrakta als die eigentlichen Kollektiva als Quelle vorschweben. Melcherts Kritik am Beispiel *\*h<sub>2</sub>áusōs* trifft darum in verschiedener Hinsicht ins Leere. Der Ausgangspunkt der Personifizierung muss nicht notwendigerweise ein Kollektivum (im engen Sinn) gewesen sein, sondern man könnte ebenso gut von einem Abstraktum ‘Aufleuchten’ ausgehen, ohne dass sich an den entscheidenden Aspekten der Entwicklung irgendetwas ändern würde. In Litscher 2014: 143 ist *\*h<sub>2</sub>áusōs* allerdings tatsächlich als ‘Gesamtheit der Leuchterscheinungen’ paraphrasiert, weshalb ich noch bei der Diskussion der kollektiven Lesart verweilen möchte, auch wenn ich die Entscheidung, ob *\*h<sub>2</sub>áusōs* als ursprüngliches Kollektivum, Abstraktum oder auch Delibativum zu interpretieren wäre, für weder nötig noch möglich halte. Melchert hingegen insistiert auf einer scharfen Trennung von (inanimatem) ‘set plural’ und (animatem) Abstraktum und ist der Meinung: ‘... an original set plural for a notion like ‘dawn’ makes little sense’.

Gerade bei periodisch wiederkehrenden Naturerscheinungen<sup>311</sup> ist eine kollektive Interpretation (auch im engen Sinn) alles andere als sinnlos. Einerseits ist die Göttin *\*h<sub>2</sub>áusōs* nicht einfach irgendeine ‘Morgenröte’ im Sinne eines einzelnen meteorologischen Ereignisses, sondern das lebendige Wesen, das sich in jeder einzelnen Morgenröte aufs Neue manifestiert.<sup>312</sup> Andererseits kann offensichtlich sogar die einzelne Morgenröte als Pluralität konzeptualisiert werden, denn Stellen, an denen die *Uśás*’ im Plural auf die aktuelle Morgenröte referieren, sind im Rigveda in grosser Zahl zu finden.<sup>313</sup> Die Frage ist also eigentlich nicht, ob *\*h<sub>2</sub>áusōs* als Kollektiv (im engen Sinn) verstanden werden kann, sondern viel eher, welche der verschiedenen kollektiven Interpretationen man wählen möchte.<sup>314</sup>

Melcherts Einwand, dass *\*h<sub>2</sub>áusōs* genauso gut von Anfang an ein intern derivierter, belebter *s*-Stamm gewesen sein könnte, ist hingegen prinzipiell selbstverständlich richtig. Es muss zwangsläufig für jedes Beispiel, das hier angeführt werden könnte, gelten, dass es genauso gut ein intern derivierter, belebter Stamm sein könnte, weil das Ergebnis des ersten Schritts in Richtung Femininum genau darin besteht, dass Lexeme aus der ‘*h<sub>2</sub>*-Kategorie’ als belebt interpretiert werden und nach der Erneuerung des Akkusativs (dazu gleich unten) von den bereits existierenden belebten Substantiven nicht mehr zu unterscheiden sind. ‘Beweisen’, dass ein bestimmtes Beispiel diese Entwicklung durchgemacht hat, kann man höchstens dann, wenn ein und dasselbe Beispiel sowohl als neutraler Plural (oder allenfalls auch neutraler Singular) als auch als belebter Singular fortgesetzt ist, was nicht besonders wahrscheinlich ist, da die für eine Umdeutung zu belebten Singularen besonders geeigneten Fälle genau diejenigen sind, bei denen eine pluralische Interpretation besonders wenig plausibel ist, und umgekehrt. Falls sich aber trotzdem ein solches Beispiel beibringen lies-

<sup>310</sup> Das Konzept der Delibativa, das sich für das Verständnis der Kohärenz der ganzen Klasse als äusserst nützlich herausgestellt hat, fehlt hier allerdings selbstverständlich noch (vgl. oben Abschnitt 4.3, ab S. 79).

<sup>311</sup> Ähnliches gilt für das von Melchert ebenfalls kritisierte *\*sáh<sub>2</sub>uōl*.

<sup>312</sup> Vgl. z. B. RV 1.113.13 *śásvat puróśā vy ùvāsa devy átho adyédám vy āvo maghónī | átho vy ùchād úttarām ānu dyūn ajārāmítā carati svadhābhiḥ |* ‘Immer wieder ist früher die Göttin *Uśas* aufgeleuchtet und auch für heute ist sie jetzt hell aufgeleuchtet, die Gabenreiche. Und sie wird alle späteren Tage aufgehen; nie alternd, unsterblich wandelt sie nach eigenem Ermessen.’ (Geldner)

<sup>313</sup> Z. B. RV 7.79.2ab *etā u tyāḥ práty adṛśran purástāj jyótir yáchantīr uśáso vibhātīḥ |* ‘Dort im Osten haben sich die erstrahlenden *Uśas*’ wieder gezeigt, ihr Licht hochhaltend.’ (Geldner)

<sup>314</sup> Die Möglichkeit einer kollektiven Interpretation bedeutet allerdings nicht, dass diese bei diesem Beispiel vorgezogen werden muss. Ein Abstraktum bzw. ‘instanzial’ ist mindestens ebenso wahrscheinlich.

se, könnte sofort dagegen eingewandt werden, dass die Entwicklung auf einem einzelnen Beispiel beruhe, und darum unplausibel sei.<sup>315</sup>

Dieses Argument, das in verschiedenen Varianten durch die gesamte Diskussion über das Femininum hindurch immer wieder auftaucht, verdient eine etwas differenziertere Betrachtung, als es meistens erhält. Es ist unbedingt zu beachten, wofür ein einzelnes Beispiel steht und was seine Rolle in den angenommenen Prozessen ist. Sicherlich unplausibel sind Ansätze, die eine einzelne Form, die nicht einen ganzen Bildungstyp repräsentieren kann, für einschneidende Restrukturierungen wie etwa die Schaffung einer gänzlich neuen Kongruenzklasse verantwortlich machen wollen. Dies gilt z. B. für die Variationen des Themas, dass ein zufällig auf *\*ā* endendes *\*g<sup>u</sup>énā* letztlich allein als Auslöser am Anfang der Entwicklung des Feminins steht. Bereits auf Tichy 1993 trifft dieser Einwand aber so nicht mehr zu,<sup>316</sup> denn sie versteht ihr *\*h<sub>2</sub>uid<sup>h</sup>éuah<sub>2</sub>* eindeutig als Repräsentant einer ganzen Gruppe von Fällen. Man kann ihr also allenfalls vorwerfen, dass sie nur ein Beispiel ausgearbeitet habe, aber es trifft schlicht nicht zu, dass Tichy die Ansicht vertritt, dass dieses eine Wort für die gesamte Entwicklung verantwortlich sei. Problematisch ist an Tichys Vorschlag weniger, dass sie nur ein Beispiel für die postulierte Entwicklung anführt, sondern vielmehr, dass die Gruppe von möglichen Fällen, für die dieses Beispiel stehen soll, den innerhalb der Theorie an sie gestellten Anforderungen nicht gerecht werden kann. Auf der einen Seite sollten diese Fälle häufig genug sein, um ein neues Kongruenzmuster zu erzeugen und dieses gleichzeitig mit dem weiblichen Geschlecht zu assoziieren, und auf der anderen Seite schrumpft die Anzahl der überhaupt vorstellbaren Beispiele bedenklich zusammen, weil sie gleichzeitig ursprünglich Kollektiva (offenbar im engen Sinn, also nicht z. B. Abstrakta) gewesen und auf weibliche (und nicht etwa männliche) Referenten angewandt worden sein müssten.

Ich werde die Prozesse im Folgenden also getrost weiterhin an *\*h<sub>2</sub>áusōs* illustrieren, im vollen Bewusstsein, dass nicht gezeigt werden kann, dass genau dieses Wort ein historisch reales Beispiel für diese Prozesse war. Es geht an dieser Stelle nicht um die Etymologie von *\*h<sub>2</sub>áusōs* (s. dazu Stüber 2002: 103–106), sondern darum, wie eine Gruppe von Bildungen, für die *\*h<sub>2</sub>áusōs* ein anschauliches Beispiel sein könnte, die Entwicklung in Richtung feminines Genus in Gang gesetzt haben kann. Nützlicher als die möglichst feine Ausarbeitung einzelner Beispiele, die letztlich als individuelle Fälle fast zwangsläufig arbiträr bleiben müssen, ist es, die Eigenschaften zu etablieren, die diese Gruppe gehabt haben muss, damit sie die anstehenden Systemveränderungen bewirkt haben kann. Anders als bei Tichy und Fritz müssen die Beispiele keinen Bezug zum weiblichen Geschlecht aufweisen, denn zur Diskussion steht vorerst nur, wie sich aus Teilen der ‘*h<sub>2</sub>*-Klasse’, die keine Unterscheidung von Nominativ und Akkusativ kannte, eine durch Einführung dieser Unterscheidung dem belebten Genus ähnlich gewordene Subklasse entwickeln konnte.<sup>317</sup> Wichtig ist vielmehr, dass die Beispiele einen formalen und einen inhaltlichen Berührungspunkt mit Formen aus dem belebten Genus gehabt haben müssen und dass sie als Fortsetzer eines Bildungstyps aus der ‘*h<sub>2</sub>*-Klasse’ verständlich sind. Es kommen also alle Lexeme in Frage, die als ursprüngli-

<sup>315</sup> So (mit Blick auf Tichy) z. B. auch Zeilfelder 2001: 211f. (s. oben S. 117, Fn. 306), Luraghi 2009b: 5.

<sup>316</sup> Fritz 1998 hingegen versteift sich gegen Ende immer mehr auf das Einzelbeispiel *\*h<sub>2</sub>áusōs*, so dass der Eindruck unvermeidlich ist, dass er tatsächlich dieses eine Beispiel als die Quelle des femininen Genus betrachtet.

<sup>317</sup> Diese Subklasse ist nicht einfach eine Gruppe im belebten Genus, denn sie weist immer noch ein aus der Vorstufe stammendes, eigenes Kongruenzmuster auf. Allenfalls könnte man sagen, dass sie nach Abschluss der diskutierten Entwicklung eine Subklasse der Animata sei (mit Nom. ≠ Akk.), während die ‘*h<sub>2</sub>*-Klasse’ nach denselben Kriterien als Subklasse der Inanimata (mit Nom. = Akk.) bezeichnet werden könnte.

che Abstrakta, Delibativa oder Kollektiva interpretierbar sind, einen durch Suffixdehnstufe markierten Nominativ (< \*Nom.-Akk.) aufweisen und auf eine Person oder eine stark individualisierte Sache referieren.<sup>318</sup> Die *ah<sub>2</sub>*-Stämme hingegen kommen wegen des fehlenden formalen Berührungspunkts für die erste Phase nicht in Frage.

Sobald Lexeme wie *\*h<sub>2</sub>áusōs* auf Personen (oder stark individuierte Konkreta) bezogen verwendet wurden, konnte ihr Nominativ-Akkusativ in den entsprechenden Kontexten als belebter Nominativ interpretiert werden, was wiederum die Anpassung des Akkusativs und des Vokativs an die bedeutungsnahen Lexeme mit ursprünglichem belebtem Dehnungs-nominativ auslöste. Als erste Ausgangspunkte sind am ehesten echte Personifizierungen anzunehmen, bei denen vor allem der in der '*h<sub>2</sub>*-Klasse' wohl noch fehlende Vokativ dringend benötigt wurde. Dieser ist nach dem Muster der hysterokinetischen (und allenfalls auch schon amphikinetischen, vgl. S. 123) Stämme durch Kürzung des Suffixvokals besonders einfach analogisch bildbar (*\*ph<sub>2</sub>tér* : *\*ph<sub>2</sub>ter* = *\*h<sub>2</sub>áusōs* : X, X = *\*h<sub>2</sub>ausos*), und die darauffolgende Umgestaltung des Akkusativs (*\*ph<sub>2</sub>tér* : *ph<sub>2</sub>tér-ŋ* = *\*h<sub>2</sub>áusōs* : X, X = *\*h<sub>2</sub>áusos-ŋ*) wird durch diese zusätzliche Übereinstimmung mit den ursprünglichen belebten Fällen noch naheliegender. Diese neue belebte Subklasse scheint eine beträchtliche Produktivität entwickelt zu haben, denn am Ende der dadurch ausgelösten Prozesse sind kaum noch Formen übrig, die weder die Entwicklung in Richtung neutralem Plural, noch die Differenzierung von Nominativ und Akkusativ mitgemacht haben.<sup>319</sup>

In einem ersten Schritt waren nur die Formen mit Suffixdehnstufe vom Einfluss der Animata betroffen, aber durch die bereits vorausgesetzte Kongruenz setzt diese Entwicklung eine Rückkopplung in Gang, die letztlich zu der fast vollständigen Umgestaltung der '*h<sub>2</sub>*-Klasse' führte. Mit den neuen differenzierten Formen des Typs *\*h<sub>2</sub>ausos* ~ *\*h<sub>2</sub>áusōs* ~ *\*h<sub>2</sub>áusos-ŋ* kongruierten ursprünglich nicht differenzierte Formen auf *\*-á-h<sub>2</sub>* und *\*-h<sub>2</sub>* (s. oben Abschnitt 6.2, ab S. 112). Durch das Zusammenspiel zwischen der opaken Markierung durch Suffixdehnstufe und der nachfolgenden Differenzierung des Akkusativs hatten die betreffenden Substantive nun eine Struktur erhalten, neben der kongruierendes *\*-á-h<sub>2</sub>* wie eine Form ohne Kasusmarkierung aussah. Die daraus resultierende Umgestaltung der kongruierenden Formen kann unter diesen Umständen als Wiederherstellung der Kasuskongruenz verstanden werden (Bsp. 25). Ihre Bildung nach dem Muster der Stämme mit suffixdehnstufigem Nominativ verraten die neuen kongruierenden Formen noch durch die *s*-lose, dehnstufige Bildung des Nominativs (s. Litscher 2015).<sup>320</sup>

<sup>318</sup> Die Referenz muss dem Ausdruck durch die differenzierten Nominative und Akkusative der 'belebten' Klasse angemessen sein. Diese enthielt schon zu diesem Zeitpunkt sicherlich nicht nur faktisch lebendiges oder gar menschliches, sondern auch zahlreiche Sachbezeichnungen. Auch wenn bei der produktiven Verwendung eines Musters auch nur produktive Bedeutungen zum Tragen kommen, dürften neben den Personalien auch genügend Anknüpfungspunkte für einzelne andere Konkreta bestanden haben.

<sup>319</sup> Solche sind z. B. in den griechischen singularischen Neutra mit Dehnstufe (σκῶρ, ὕδωρ) fortgesetzt (s. Nussbaum 2014a: 302f.).

<sup>320</sup> Dass der gedehnte Vokal *a*-Farbe hat, zeigt, dass diese Entwicklung erst nach der Umfärbung von *\*e* neben *\*h<sub>2</sub>* stattgefunden hat. Die Diskussionen um das Alter der Umfärbung und die Gültigkeit von Eichners Gesetz sind miteinander und mit der Frage um idg. *\*a* in einer Weise verzahnt, dass ich mich hier nicht einmischen werde. Es gibt je nach Einstellung folgende Möglichkeiten, die Entwicklung umzunotieren. Ist die Umfärbung alt, so steht *\*-áh<sub>2</sub>*, ob man Eichners Gesetz akzeptiert oder nicht. Ohne Eichners Gesetz steht *\*-éh<sub>2</sub>* > *\*-áh<sub>2</sub>* und das Alter der Umfärbung ist gleichgültig. Will man hingegen eine späte Umfärbung mit Eichners Gesetz kombinieren, müsste man annehmen, dass diese spezifische Lautentwicklung in allen Sprachzweigen parallel erneuert wurde. Dies halte ich nicht für eine vertretbare Annahme.

- (25) a.  $*h_1rud^hr-áh_2$   $h_2áusos-Ø$  →  $*h_1rud^hr-áh_2-Ø$   $h_2áusos-Ø$   
 red-‘H<sub>2</sub>’.NOM/ACC dawn-VOC.SG → red-‘H<sub>2</sub>’.VOC.SG dawn-VOC.SG
- b.  $*h_1rud^hr-áh_2$   $h_2áusōs$  →  $*h_1rud^hr-áh_2$   $h_2áusōs$   
 red-‘H<sub>2</sub>’.NOM/ACC dawn.NOM.SG → red-‘H<sub>2</sub>’.NOM.SG dawn.NOM.SG
- c.  $*h_1rud^hr-áh_2$   $h_2áusos-ḡ$  →  $*h_1rud^hr-áh_2-ḡ$   $h_2áusos-ḡ$   
 red-‘H<sub>2</sub>’.NOM/ACC dawn-ACC.SG → red-‘H<sub>2</sub>’.ACC.SG dawn-ACC.SG

Betrachtet man nun das neue Verhältnis der Kategorien, stellt sich heraus, dass diese beiden an sich relativ einfachen Veränderungen an der Kasusmarkierung zuerst der Substantive und dann der Adjektive eine unerwartet tiefgreifende Umgestaltung des Systems der Nominalklassen bedeutete. In den neuen Kongruenzformen ist  $*-áh_2-$  jetzt eindeutig ein Suffix mit den Endungen des belebten Genus. Es existiert jetzt also eine Subklasse im belebten Genus, die durch ein zusätzliches, kongruierendes Suffix charakterisiert ist. Die beiden auf den letzten Seiten beschriebenen Umbildungen der substantivischen und der kongruierenden Formen sind nicht als aufeinander folgende, abgeschlossene Phasen zu betrachten, sondern sind nur in Bezug auf die einzelnen Beispiele chronologisch geordnet. Nachdem eine kritische Masse von ‘belebt’ flektierenden Stämmen entstanden war, begann die Anpassung der Kongruenz. Es folgte eine Phase der Variation, während der sich das Kongruenzmuster in der neuen Form konsolidierte und als produktive Klasse weiter neue Lexeme aufnahm. In der Zwischenzeit hatten sich die pluralischen Kollektiva mit Sicherheit schon weitgehend ins Numerussystem integriert, als Allzweckplurale bei den Inanimata einerseits, und als sporadischere, kontrastierende zweite Pluralbildungen bei den Animata andererseits. In dieser Übergangsphase konkurrierten also drei hauptsächliche Muster miteinander: Plurale mit speziellem Nom.-Akk. und pluralischen obliquen Kasus, die sich zunehmend auf die ausschliessliche Funktion als Zählplurale der Neutra hinbewegten, eine expandierende Gruppe von ‘belebten’ Singularen mit besonderen Kongruenzformen, sowie eine rezessive Restgruppe mit der ursprünglichen Kongruenz, die im Nominativ-Akkusativ mit den Pluralen und in den singularischen obliquen Kasus mit den ‘belebten’ übereinstimmte.<sup>321</sup> Ich möchte vermuten, dass in dieser Phase auch die Kongruenzformen der athematischen Adjektive verloren gingen, denn neben den sich erst später ausbreitenden *devī*-Stämmen finden sich meist nicht an die Plurale der Neutra erinnernde Restformen, sondern mit den späteren Maskulina identische. Wahrscheinlich wurden also während der Herausbildung der Nominativ-Akkusativ-Differenzierung bei den Stämmen auf  $*-a-h_2-$  die Formen auf einfaches  $*-h_2$  nicht erneuert, weil sich das Muster schwieriger auf sie übertragen liess, sondern weitgehend durch die nicht zusätzlich markierten Formen des ‘belebten’ Genus ersetzt.

Die weitere Entwicklung ist nun eine Zeit lang geprägt von der weiteren Konsolidierung der neuen  $ah_2$ -Stämme. Die einzelnen Prozesse sind chronologisch nicht voneinander abhängig und ihre Anfänge reichen sicherlich schon in die letzte Phase zurück. Auf der einen Seite sind jetzt die Bedingungen gegeben, um die ‘belebte’ Flexion der Substantiva

<sup>321</sup> Vgl. dazu auch die Diskussion um das ursprüngliche Genus der intern derivierten “instantials” (τέκμαρ : τέκμαρ n. vs. τέρμα : τέρμων m.) bei Nussbaum 2014b: 251–255, aus der letztlich hervorgeht, dass “instantials” in allen (drei späteren) Genera auftreten konnten, während die Delibativa und (nicht pluralischen) Kollektiva vorzugsweise Neutra waren. Seine Überlegungen dazu, ob mit grösseren Verschiebungen von Neutra zu nicht-Neutra bei den intern derivierten Beispielen zu rechnen sein könnte, und das Nebeneinander von maskulinen, femininen und neutralen Formen auch bei den Beispielen mit Suffix zeigen, wie verzahnt hier die alten (‘maskulinen’) und die sekundären (‘femininen’) Formen mit differenziertem Akkusativ, sowie die nicht differenzierenden Nomina der Restgruppe miteinander sind.

auf *\*-ah<sub>2</sub>*- (wohl vorwiegend Abstrakta, aber auch Konkreta) zu motivieren, denn es existierte unter den Kongruenzformen neu ein Muster für eine deutlich singularische Flexion, das ein mit dem Auslaut der Substantive übereinstimmendes Suffix involvierte. Gleichzeitig war die alte Nominativ-Akkusativ-Endung *\*-h<sub>2</sub>* (und ihr Dehnungsallomorph) immer stärker mit der Pluralität assoziiert, so dass die singularischen Vertreter der alten ‘*h<sub>2</sub>*-Klasse’ bis auf schwindende Reste die ‘belebte’ Flexion übernahmen. Dies gilt sowohl für die *ah<sub>2</sub>*-Stämme als auch für die in der ersten Phase noch nicht erfassten suffixdehnstufigen Formen, bei denen sich die Nominativ-Akkusativ-Differenzierung unter dem Druck der zunehmenden Polarisierung zwischen ‘belebt’ flektierten Singularen und neutralen Pluralen wohl ebenfalls weiter über ihre ursprüngliche Domäne ausbreitete. Auf der anderen Seite entwickelte sich aus den *ah<sub>2</sub>*-stämmigen Kongruenzformen selbst ein weiterer produktiver Typ, nämlich die auch im Anatolischen gut bezeugten, vorzugsweise für Personalia gebrauchten, individualisierenden *ah<sub>2</sub>*-Stämme (s. oben Abschnitt 3.7, ab S. 64 und Abschnitt 4.3, ab S. 84). Dies ist der wahrscheinlichste Zeitraum für die Entfaltung dieses Typs, weil die neue Klasse durch das Überwiegen von stark individualisierten Bildungen in den frühen Phasen der Entwicklung zu Beginn aller Wahrscheinlichkeit nach transparenter mit der Belebtheit assoziiert war als das alte, bereits sehr heterogene ‘belebte’ Genus. Da die neue Klasse aber über diese Assoziation hinaus noch kaum ein eigenes semantisches Profil besaß, lag es nahe, das Verhältnis zwischen den *ah<sub>2</sub>*-stämmigen Kongruenzformen und den *ah<sub>2</sub>*-stämmigen Abstrakta, die jetzt auch begannen die ‘belebte’ Flexion zu übernehmen, als das z. B. von *i*-Stämmen bekannte Nebeneinander von Abstraktum und endozentrischer Substantivierung zu verstehen. So wurden die *ah<sub>2</sub>*-Stämme auch in der Funktion individualisierende Substantive zu bilden produktiv.

Als drittes fiel wohl auch der Ausbau des Paradigmas zu einem erheblichen Teil in diese Phase. Die *ah<sub>2</sub>*-Stämme begannen ihr in den neuen Nominativen und Akkusativen klar sichtbares Neo-Suffix auch auf die obliquen Kasus auszudehnen, wobei dieser Prozess nach den Reliktformen (heth. *ḫaššī*, gr. *ἀλκι*) zu urteilen in voreinzelsprachlicher Zeit weitgehend, aber nicht vollständig abgeschlossen war. Interessant ist an diesen Formen auch, dass sie Indizien dafür bieten, dass als Basen für Formen auf *\*-ah<sub>2</sub>* in der ursprünglichen ‘*h<sub>2</sub>*-Klasse’ neben thematischen Stämmen mindestens auch Wurzelnomina in Frage kommen.

In Litscher 2009: 281, Fn. 27 und 2014: 142–144 findet sich an diesem Punkt der Vorschlag, dass der amphi- bzw. holokinetische Flexionstyp im Allgemeinen und die damit durch interne Derivation gebildeten possessiven Ableitungen (vgl. z. B. Widmer 2004: 67–70, Nussbaum 2014a: 295–298) im Speziellen erst im Zuge der hier dargestellten Entwicklung überhaupt entstanden seien. Dass dies hier nicht weiter diskutiert ist, bedeutet nicht, dass sich meine Meinung grundsätzlich geändert hätte, aber eine wirkliche Diskussion dieser Möglichkeit müsste in einem breiteren Kontext erfolgen als hier angestrebt sein kann. Lieber nutze ich daher die Gelegenheit, meine Behauptung, dass dieser Punkt auf die gesamte Argumentation keinen direkten Einfluss habe (2014: 142), zu exemplifizieren. Ein wichtiger Aspekt in dieser Frage ist die Interpretation der Kollektiva und Delibativa als ‘derived possessive/genitival adjective plus *\*-h<sub>2</sub>*’ bei Nussbaum 2014a: 291 (s. oben Abschnitt 4.3, ab S. 81), die auch von einer allfälligen Neufassung meiner These zu den holokinetischen Stämmen gebührend berücksichtigt werden müsste. In dieser Hinsicht Nussbaum folgend können die Fälle mit *ō*-stufigem Suffix in der ursprünglichen ‘*h<sub>2</sub>*-Klasse’ als Spezialfälle der internen Derivation, die sich von ihren Gegenstücken im ‘belebten’ Genus lediglich durch die Herleitung aus *\*\*-oC-h<sub>2</sub>* statt *\*\*-oC-s* und das Fehlen eines besonderen

Akkusativs unterschieden, interpretiert werden. Mit der Bestimmung von  $*-h_2$  als schon ursprünglich kongruierende Endung ist diese Interpretation problemlos vereinbar und durch die weitgehende formale Identität und die funktionale Nähe der beiden Typen ergeben sich zahlreiche Berührungspunkte, die die Ausbreitung der differenzierten Akkusativformen im ersten Schritt der in den letzten Absätzen geschilderten Entwicklung stark begünstigt haben könnten. Als Resultat der Ausweitung der ‘belebten’ Flexion sind die beiden Gruppen bis auf die Fälle in der Restklasse der Singulare ohne eigenen Akkusativ letztlich ununterscheidbar geworden und es scheint im Einzelfall oft müßig zu fragen, ob eine ‘echte belebte Ableitung’ oder ein ‘ehemaliges Kollektivum’ (im weitesten Sinn) anzunehmen sei.

An diesem Punkt der Entwicklung ist ein wichtiges Zwischenergebnis erreicht, denn es sind alle Kategorien vorhanden, die auch für das Anatolische vorausgesetzt werden müssen. Die  $ah_2$ -Stämme sind als ‘belebt’ flektierende Klasse fest etabliert und sind in allen nicht spezifisch femininen Funktionen produktiv. Auch der Plural der Neutra ist in der von den Einzelsprachen vorausgesetzten Form entwickelt. Er ist von den ‘belebten’  $ah_2$ -Stämmen formal und funktional deutlich abgegrenzt und als unmarkierte Pluralbildung im Paradigma der Neutra fest verankert. Zwischen diesen beiden Polen existieren immer noch zwei rezessive Gruppen, einerseits die ‘Kollektivplurale’ neben ‘belebten’ Stämmen, die formal mit den neutralen Pluralen übereinstimmen, aber im Gegensatz zu diesen im Kontrast mit den Zählpluralen noch die ursprüngliche, gruppierende Funktion der Bildung aufweisen, und andererseits eine im Gesamtsystem wenig integrierte Restgruppe, die noch immer die ursprüngliche Kombination von einheitlich markiertem Nominativ-Akkusativ und singularischen Kasusformen fortsetzt.<sup>322</sup> Das System entspricht also in den meisten Punkten der bei Melchert 2014 als ursprünglich rekonstruierten Situation, denn die pluralischen Formen können jetzt tatsächlich gewissermassen als “*pluralia tantum*” angesehen werden und sie sind klar distinkt von der Gruppe der ‘belebten’  $ah_2$ -Stämme. Der einzige und entscheidende Unterschied ist, dass nicht nur die Plurale Kongruenz aufweisen, sondern auch ein zusätzliches Kongruenzmuster existiert, das wegen der differenzierten Nominative und Akkusative als Subgenus der Animata angesehen werden kann und das sich durch die suffixale Markierung von den übrigen Animata und den Inanimata abhebt.<sup>323</sup>

In dieser Phase ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Ausgliederung des Anatolischen anzusetzen, denn es sind alle Formgruppen vorhanden, die sich nach heutigem Kenntnisstand in diesen Sprachen nachweisen lassen. Was noch nicht existiert, ist ein eigentliches feminines Genus, denn das neue Subgenus der Animata war noch nicht mit dem weiblichen Geschlecht assoziiert und auch die Kongruenzmuster mit *devī*-Stämmen gab es noch nicht. Die Weiterentwicklung zum Anatolischen involviert ausgehend von diesem Zustand also tatsächlich den Verlust einer Genuskategorie, allerdings nicht des femininen Genus im üblichen Sinn, sondern nur der ‘belebten  $h_2$ -Klasse’, die synchron ein semantisch wenig profiliertes Subgenus der Animata darstellt. Der Abbau dieser Kategorie erfordert weit weniger drastische Verluste als der eines voll entwickelten Feminins, denn die spezielle Kongruenz

<sup>322</sup> Ob dazu auch noch Formen auf  $*-(a)h_2$  gehörten, oder ob diese bereits ganz zwischen den ‘belebten’ Klassen und den Pluralen aufgeteilt waren, ist nicht abschliessend zu entscheiden, aber einige Beispiele mit suffixdehnstufigem Nominativ-Akkusativ müssen auf jeden Fall noch vorhanden gewesen sein, damit man die dehnstufigen singularischen Neutra der Einzelsprachen erklären kann.

<sup>323</sup> Ob die ‘gemischte’ Kongruenz der Restgruppe in dieser Phase noch intakt war, oder ob diese die mit den Pluralen identische Nominativ-Akkusativ-Form bereits zugunsten einer einheitlichen, neutralen Singularform aufgegeben hatten, kann offen bleiben.

war nur bei den thematischen Adjektiven vorhanden, wo dieser Prozess durch lautliche Zusammenfälle in den meisten anatolischen Sprachen begünstigt wurde. Auch wenn natürlich nicht auszuschliessen ist, dass die im folgenden Abschnitt diskutierten Weiterentwicklungen, die zu einem wirklichen femininen Genus führen, in ihren ersten Ansätzen bereits in diese Phase zurückreichen, ist doch nicht anzunehmen, dass die ‘belebte  $h_2$ -Klasse’ produktive semantische Kontraste markierte, sondern die Verteilung auf die Subgenera reflektierte wohl noch primär die Herkunft der betreffenden Lexeme.<sup>324</sup> Schliesslich bleibt auch offen, wie gründlich die Durchführung des Suffixes im ganzen Paradigma der  $ah_2$ -Stämme bereits erfolgt war, denn die Herausbildung eines Suffixes  $*-ah_2-$  in den starken Kasus gibt eigentlich nur ein *post quem* für die obliquen Kasus. Es ist zwar erwartbar, dass die Markierung im ganzen Paradigma bald darauf begann, doch kann sich dieser Prozess durchaus über längere Zeit hingezogen haben. Das Anatolische verlor also zwar eine Genuskategorie, aber dies bedingt lediglich relativ kleine Veränderungen, nämlich dass einzelne adjektivische  $h_2$ -Formen, die nicht schon lautlich mit den thematischen zusammengefallen waren, durch ihre thematischen Gegenstücke ersetzt wurden. Damit ist dann auch das schon vorher weitgehend funktionslose Subgenus als Kategorie eliminiert.

## 6.5 Das feminine Genus

Für die weitere Entwicklung in die ausseranatolischen Einzelsprachen verbleiben nun zwei hauptsächliche Fragen zu klären. Zum einen war das sich herausbildende Subgenus noch kein Feminin und zum anderen ist die Kongruenzmarkierung durch *devī*-Stämme noch nicht etabliert. Die Vermutung liegt nahe, dass diese beiden Prozesse nicht nur rein zufällig chronologisch miteinander verbunden sind. Die in Abschnitt 5 ab S. 86 diskutierten Vorschläge zur Entstehung der femininen Kongruenz haben eine ganze Reihe von Beobachtungen ans Licht gebracht, die entweder die Assoziation gewisser Wortbildungsmuster mit dem weiblichen Geschlecht oder die Übertragung von zunächst substantivischen Bildungen in adjektivische Kontexte erklären helfen. Dass die Vorschläge als Ganzes jeweils abgelehnt werden mussten, lag oft nicht daran, dass die Mechanismen an sich unplausibel waren, sondern häufiger daran, dass sie sich als ungenügend entpuppten, alle wichtigen Eigenschaften der femininen Kongruenz nachvollziehbar zu machen. Nicht zuletzt betrifft das alle Vorschläge, die das feminine Genus sehr direkt aus einer deutlich mit dem weiblichen Geschlecht assoziierten Bildung herleiten wollten. Diese waren genau durch die enge Assoziation problematisch, als das Ziel die Erklärung der Kongruenz war, denn sie hätten unweigerlich zu einem zu Beginn fast ganz semantisch motivierten neuen Genus führen müssen. Das feminine Genus ist in den Einzelsprachen aber im Gegenteil schon in frühester Zeit eine sehr heterogene Kategorie, in der der Bezug zum weiblichen Geschlecht zwar ein wichtiger, aber längst nicht der einzige Faktor ist.

Dadurch, dass im vorliegenden Szenario das später feminine Subgenus durch die Umgestaltung eines nicht mit Weiblichkeit assoziierten Kongruenzmusters entstand, ist dieser Sachverhalt nun unproblematisch. Im ersten Schritt dürften zwar eigentliche Personifizierungen unter den allerersten Fällen eine wichtige Rolle gespielt haben, weil bei diesen die Motivation, Nominativ, Akkusativ und Vokativ zu differenzieren am stärksten war und weil

<sup>324</sup> Allerdings ist natürlich anzunehmen, dass es unter den Konsonantstämmen, wo die alten und die neuen Animata formal zusammenfielen, bereits auf dieser Entwicklungsstufe durch die Konsolidierung lokaler Regularitäten zu einigen Umverteilungen zwischen den beiden Subgenera kam.



durch einen anfangs hohen Anteil von Personenbezeichnungen die Entwicklung der individualisierenden  $h_2$ -Stämme am verständlichsten ist. Am Ende dieser Phase der Entwicklung liegt dann aber bereits eine Klasse vor, die eine bunte Mischung von Personalia, Individuativa, Sachbezeichnungen und Abstrakta enthält, so dass die Heterogenität des späteren Feminins bereits angelegt ist. Das bedeutet, dass für die weitere Entwicklung, während der der Bezug zur Weiblichkeit hergestellt worden sein muss, gerade die sehr deutlich mit dem Geschlecht assoziierbaren Fälle besonders zu berücksichtigen sind. Es ist zu erwarten, dass bei der Semantisierung eine beträchtliche Anzahl von sich gegenseitig unterstützenden Faktoren mitgespielt hat, denn es liegt in der Natur des Prozesses, dass jede noch so geringe Veränderung in Richtung des sich etablierenden semantischen Merkmals weitere Veränderungen in diese Richtung bei formal oder inhaltlich naheliegenden Fällen wahrscheinlich macht. So entsteht eine Rückkopplung, die dazu führt, dass die Klasse immer mehr Fälle mit diesem Merkmal aufnimmt, was wiederum die semantische Motivation verstärkt. Sobald sich das Merkmal ‘weiblich’ so fest etabliert hat, werden auch neue Bildungen mit dem Merkmal ‘männlich’ innerhalb der Klasse zunehmend unmöglich und die bereits existierenden werden nach und nach in eine andere Klasse überführt. Am Ende dieses Prozesses ist der hinsichtlich des natürlichen Geschlechts differenzierte Wortschatz praktisch vollständig auf die jetzt sinnvoll als Maskulinum und Femininum zu bezeichnenden, polarisierten Klassen verteilt. Der Teil des Wortschatzes, bei dem das natürliche Geschlecht unwesentlich ist,<sup>325</sup> ist von dieser Neuordnung hingegen kaum betroffen.

Im Prinzip kann die Resemantisierung einer Kongruenzklasse sogar von einem einzelnen Wort ausgehen (vgl. oben Abschnitt 5.1, S. 88 zum Konkani), so dass im Prinzip nicht einmal die Vorschläge, die in  $*g^uén-(a)h_2-$  /  $*g^uñn-áh_2-$  ‘Frau’ den Ursprung des Feminins suchten, *a priori* auszuschliessen sind.<sup>326</sup> Weiter ist auch die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, dass unter den frühen Personifizierungen aus der ersten Phase einige prominente weibliche Wesenheiten waren. Auch dieser Faktor kann aber nicht allzu viel Gewicht erhalten. Wenn sie tatsächlich häufig und prominent genug gewesen wären, um allein die Femininisierung der Klasse bewirken zu können, ist nicht unmittelbar einsichtig, warum diese Entwicklung erst später einsetzte und die Klasse zunächst ohne Einschränkung auf das Merkmal ‘weiblich’ produktiv war. Zudem ist letztlich jedes vermeintlich besonders gute Beispiel besonders zirkulär, denn eine spätere Überführung in das feminine Genus ist umso wahrscheinlicher, je deutlicher das Wort auf weibliches Geschlecht referiert. Auf das Geschlecht von personifizierten Abstrakta und ähnlichem ist ebenfalls kein Verlass, weil dieses auch immer umgekehrt vom sprachlichen Ausdruck inspiriert sein kann. Auch die Motivation aus der Haustierhaltung, wo Männchen oft einzeln, Weibchen aber in Gruppen gehalten werden (Litscher 2009: 282f., 2014: 145), ist zwar an sich plausibel und mag punktuell eine Rolle gespielt haben, aber weil gerade die leicht pluralisch lesbaren Kollektiva (im engen Sinn) eher zu neutralen Pluralen wurden und für weibliche Tiere meist das  $\nu\gamma k\bar{i}$ -Suffix gebraucht wird, können die konkreten Fälle nicht besonders zahlreich gewesen sein. Für die Assoziation der neuen Klasse mit der Weiblichkeit können die Tierbezeichnungen nicht

<sup>325</sup> Dabei macht es keinen Unterschied, ob das Geschlecht faktisch irrelevant ist (bei Sachbezeichnungen) oder ob die Geschlechtslosigkeit nur konzeptuell ist (z. B. bei epizönen Tiernamen).

<sup>326</sup> Die verschiedenen Weiterbildungen von  $*g^uón-$  ~  $*g^uén-$  lassen aber im Detail so viele verschiedene Interpretationen zu, dass es sich nicht empfiehlt, irgendwelche Thesen über das Genusssystem genau darauf abzustützen. Siehe für eine rezente Übersicht über die Formen Harðarson 2014: 23f., Fn. 2–4, sowie ausführlich, aber weniger aktuell Ledo-Lemos 2002: 8–101.

hauptsächlich verantwortlich gemacht werden, weil dazu genügend aus formalen Gründen dieser Klasse zuzuordnende Beispiele existieren müssten, die weibliche Wesen bezeichnen.

Die weiblichen Tiernamen mit *vrk̄-*-Suffix sind allerdings aus einem anderen Grund durchaus hilfreich. Anders als bei den Haustieren ist bei Wildtieren der Faktor von Gruppen- vs. Einzelhaltung nicht relevant und die *vrk̄-*-Bildungen bezeichneten ursprünglich auch nicht ein Kollektiv, sondern die Zugehörigkeit. Es gibt aber im Allgemeinen keinen natürlich gegebenen Grund, das Weibchen als zugehörig zum Männchen (und nicht etwa umgekehrt) zu konzeptualisieren. Wenn die Bezeichnung der Weibchen mit *vrk̄-*-Bildungen allerdings erst eine Folge der Femininisierung gewesen wäre, müsste eher eine *dev̄-*-Bildung (oder ein *ah<sub>2</sub>*-Stamm) erwartet werden. Das lässt in meinen Augen nur den Schluss zu, dass diese Verwendung bereits existierte, als das neue Subgenus femininisiert wurde. Eine einleuchtende Erklärung findet sie in der Vermutung, dass sie das Resultat einer Übertragung von Konzepten aus der menschlichen Sozialordnung dieser Zeit auf die Tierwelt war. Die *vrk̄-*-Tierweibchen können also ein zusätzliches Argument dafür sein, dass die gesellschaftliche Stellung der Frau in der relevanten Zeit durch ihre Position im Bezug auf einen Mann definiert war, weshalb abgeleitete Frauenbezeichnungen prinzipiell sehr plausibel werden.<sup>327</sup> Bestätigt wird dies durch den Namengebrauch in mehreren Einzelsprachen. So ist es z. B. im Lateinischen üblich, Frauen nur durch den Gentilnamen zu bezeichnen (s. dazu Stüber 2007: 16–19, 2009: 224ff.; Hackstein 2012: 146–148). In diesem Bedeutungsfeld würde sich also eine systematische Motivation für Bildungen, die das weibliche Geschlecht markieren, plausibel machen lassen. Ähnliches gilt unter solchen sozialen Voraussetzungen auch zumindest für einen Teil der Bezeichnungen für gesellschaftliche Funktionen.<sup>328</sup>

An diesem Punkt der Entwicklung kann man an die ‘Adjektivierungsmodelle’ anknüpfen,<sup>329</sup> die adaptiert an die hier rekonstruierten Vorstufen einen geeigneten Ausgangspunkt für die Semantisierung des femininen Genus aufzeigen können. Harðarson schliesst aus der Variation beim Adjektiv, dass die substantivische Verwendung der *dev̄-*-Stämme die ältere Funktion repräsentiere, und die feminine Bedeutung beim Substantiv steht bei ihm schon von Anfang an fest.<sup>330</sup> Falls sich diese Ausgangslage erhärten lässt,<sup>331</sup> würde das auf das hier vertretene Modell übertragen bedeuten, dass ein unmittelbarer Anlass für die Semantisierung des Femininums sichtbar würde. Wenn *pótnih<sub>2</sub>-*, *\*géh<sub>1</sub>trih<sub>2</sub>-* usw. tatsächlich bereits weibliche Personen bezeichneten, wäre eine ganze Gruppe von Feminina im neugebildeten Subgenus motiviert, denn wegen der Ähnlichkeit ihrer Flexion mit den *ah<sub>2</sub>*-Stämmen und dem Ausgang *\*h<sub>2</sub>* darf vermutet werden, dass sie (auf noch zu spezifizierende Weise) Teil dieser Kongruenzklasse waren.

<sup>327</sup> Vgl. auch Luraghi 2009a: 127f., wo das Femininum praktisch automatisch aus der Markiertheit und der allgemeinen Präferenz für eine sexusbasierte Genusunterscheidung folgt.

<sup>328</sup> Dass bei uns heute mit *Frau Doktor* meistens eine Ärztin (oder eine andere Akademikerin) gemeint ist und nicht die Ehefrau eines Arztes (oder Akademikers), ist ein direktes Resultat des gesellschaftlichen Wandels der letzten Jahrzehnte.

<sup>329</sup> S. oben Abschnitt 5.3, ab S. 101 zu Harðarson 1987: 101–103 und Kim 2014: 124–130. Eine sehr detaillierte Variante eines solchen Modells entwickelt auch Hackstein 2012.

<sup>330</sup> Vgl. dazu auch schon Meillet 1931: 20–26, der das Alter der Verwendung von *-ī-* bei den Nomina agentis hervorhebt. Seine Motivation der femininen Semantik aus der Personifizierung von Abstrakta ist dann allerdings reiner Animismus.

<sup>331</sup> Dass Harðarson auch die *dev̄-*-Stämme als ‘Kollektiva’ einordnen würde, ist nur implizit zu erkennen (1987: 87f.), denn bei der Auflistung der Typen sind sie nicht diskutiert. Für die Entwicklung der *ih<sub>2</sub>*-Kongruenz verwendet er später (2010: 5) ein “Abstraktum” *\*uéb<sup>h</sup>(H)-ont-ih<sub>2</sub>-*. Zum exakten Verhältnis der Formen zueinander äussert er sich nicht.

Die Nähe zu den Stämmen auf *\*-ah<sub>2</sub>-* zeigt sich in den ebenfalls *s*-losen Nominativen und in den stets auf *\*-ih<sub>2</sub>-m* (statt †*\*-ih<sub>2</sub>-m̄*) zurückzuführenden Akkusativen. Das lässt vermuten, dass die Anfänge dieser Bildung in die Zeit zurückreichen, als die belebte Flexion der *ah<sub>2</sub>*-Stämme entwickelt wurde, und die Formen lassen sich auch parallel beschreiben.<sup>332</sup> Auch im Nominativ der *ih<sub>2</sub>*-Stämme könnte sich eine Markierung durch Vokaldehnung verbergen, die in den Einzelsprachen nicht vom Reflex der Stammform zu unterscheiden wäre. Parallel zu den *ah<sub>2</sub>*-Stämmen könnten also Vok. *\*-ih<sub>2</sub>*, Nom. *\*-īh<sub>2</sub>* und Akk. *\*-ih<sub>2</sub>-m* rekonstruiert werden.<sup>333</sup>

Häufig wird *\*-ī-* als Zugehörigkeitssuffix bezeichnet (vgl. Lohmann 1932: 67–71, 81–83, 85f., Balles 2004: 46–49, Stüber 2007: 6–10), aber die Zugehörigkeitsbedeutung ist in erster Linie bei *vrkī*-Stämmen zu erkennen, die von diesen Autoren als letztlich identisch mit den *devī*-Stämmen beurteilt werden. Die *vrkī*-Stämme sind aber überzeugender aus hypostasiierten Instrumentalen herzuleiten (Widmer 2005: 190–208, s. oben Abschnitt 3.7, S. 65),<sup>334</sup> so dass die Zugehörigkeitsbedeutung für die *devī*-Stämme nicht klar zu erweisen ist. Stübers deutlichste Beispiele sind schliesslich *\*dēiuih<sub>2</sub>-* ‘Himmlische’ und ved. *nārī-*, aw. *nāiri-* ‘Ehefrau’,<sup>335</sup> bei denen die Zugehörigkeitsbedeutung auch der *Vṛddhi*-ableitung zugeschrieben werden könnte. Für die Herkunft von *\*-ih<sub>2</sub>-*, bei dem es sich “ursprünglich um ein komplexes Suffix” handle, erwägt Stüber (2007: 8–10) Hypostasen zu *i*-Lokativen für die Zugehörigkeitsbildungen, sowie ‘kollektive’ Erweiterungen von *i*-Abstrakta für die Verbal- und Adjektivabstrakta (gr. *φύζα* ‘Flucht’, lat. *acies* ‘Spitze’). Letztere betrachtet sie als für die Diskussion um das Feminin nicht relevant. Die erste Quelle ist nun allerdings zu direkt auf die Zugehörigkeitsbedeutung gemünzt (“Vielheit, die zu *X* gehört”), weshalb es nur unter Miteinbezug der *vrkī*-Stämme eine echte Option darstellen könnte. Hackstein 2012: 148–153 bezeichnet sowohl *\*-eh<sub>2</sub>-* als auch *\*-ih<sub>2</sub>-* als “collective-abstracts” und *\*-i-h<sub>2</sub>-* als “*h<sub>2</sub>*-derivative of an *i*-stem abstract”. Seine Beispiele für Bedeutungsentwicklungen von Kollektiva/Abstrakta zu Individualbezeichnungen machen dann deutlich,<sup>336</sup> dass *\*-h<sub>2</sub>-* bei ihm in der ganzen Breite seiner auch hier angenommenen Bedeutungen gemeint ist.

Kim 2014: 125, der die *vrkī*-Stämme klar getrennt hält, bezeichnet die *devī*-Stämme hingegen als “possessive-instantials” (vgl. dazu Nussbaum 2014b: 241, 243–258, bes. 250), die dann auch in adjektivische Funktion übertragen worden seien. Eine Analyse als *\*-i-h<sub>2</sub>-* lehnt er ab, weil die Implikation wäre, dass man es als Kombination von *\*-i-* und *\*-h<sub>2</sub>-* auf fassen müsste, die er beide in ihrer Doppelfunktion, Abstrakta und Individuativa zu bilden, versteht (s. dazu oben Abschnitt 4.3, ab S. 84). Dieses *\*-i-* werde aber nur bei thematischen Stämmen verwendet, weshalb es hier nicht in Frage komme.<sup>337</sup> Dass die Assoziation mit

<sup>332</sup> Da sich die *devī*-Stämme im Anatolischen bisher nicht nachweisen liessen, ist allerdings eine spätere Bildung nicht ausgeschlossen.

<sup>333</sup> Vgl. Litscher 2015. Die Fortsetzung im Griechischen und Tocharischen als *\*(i)ja* ist aus *\*-īh<sub>2</sub>* nicht mehr und nicht weniger erklärungsbedürftig als aus *\*-ih<sub>2</sub>*.

<sup>334</sup> Stüber 2007: 6 wendet dagegen ein, dass die *vrkī*-Stämme zu thematischen Substantiven, die den *ih<sub>1</sub>*-Instrumentalen zugrundegelegten Abstrakta aber primär zu thematischen Adjektiva gebildet werden. Dem ist allerdings bei Widmer 2005: 193 insofern Rechnung getragen, als er bereits den Instrumental als sekundär auf die neutrische Substantivierung des zugrundeliegenden thematischen Adjektivs bezogen analysiert.

<sup>335</sup> Gr. *μέλισσα* ‘Biene’ könnte dagegen ebenso gut eine possessive Bildung sein (Widmer 2004: 37).

<sup>336</sup> Familie → Familienmitglied, Altersgruppe → Angehörige(r) einer Altersgruppe, Tätigkeit → Ausübende(r) der Tätigkeit, Beruf → Ausübende(r) des Berufs (Hackstein 2012: 148f.).

<sup>337</sup> Die *devī*-Stämme seien “clearly associated with athematic stems”. Zu thematischen Substantiven werden dann allerdings auch in seinem Szenario Stämme auf *\*-ih<sub>2</sub>-/-iēh<sub>2</sub>-* gebildet und die primären Adjektive verfügen nicht über eine solche Bildung, weil sie nicht auf Substantiven gebaut sind und nicht weil sie thematisch sind

athematischen Basen gegen die Auffassung des *\*-i-* als Abstraktum spreche, resultiert aus dem in der aktuellen Literatur verbreiteten Umkehrschluss, dass der Nachweis von zu thematischen Basen gebildeten Fällen impliziere, dass alle *i*-Abstrakta thematische Basen haben müssten.<sup>338</sup> Kim 2014: 124 erwähnt zwar auch die Zugehörigkeit (“The original function ... was to mark possession or appurtenance”), aber nachdem er die Interpretation als possessiv oder ‘instantial’ eingeführt hat, nimmt er nicht weiter auf diese Bezug. Wie er die substantivischen Femininbildungen des Typs *\*-tr-ih<sub>2</sub>-* u. ä., die allenfalls aus der Zugehörigkeit hergeleitet werden könnten, aber sicher nicht possessiv sind,<sup>339</sup> in seinem Modell versteht, bleibt unerwähnt.

Umgekehrt ist allerdings auch die Definition als ‘Zugehörigkeit’ ungenügend. Sie lässt sich einerseits nicht zweifelsfrei nachweisen und andererseits existieren klare Beispiele, bei denen die possessive Interpretation eindeutig ist (z. B. *\*piHuérih<sub>2</sub>-*, das sicher nicht †‘zum Fett gehörig’ bedeuten kann). Geht man für *\*-i-(h<sub>2</sub>)* von einem Abstraktum aus, ist diese potentielle Mehrdeutigkeit hingegen unproblematisch, denn bei der direkten Derivation des Abstraktums von einem Substantiv bleibt die Art der Relation zu diesem unausgedrückt. Implizit findet zwar eine Adjektivierung statt, denn das Abstraktum ist nicht quasi eine abstrakte Variante des konkreten Substantivs, sondern es ist das Abstraktum einer Eigenschaft des Substantivs oder einer Relation zu diesem. Es ist auch durchaus nicht ausgeschlossen, dass in manchen Fällen sogar historisch und nicht nur im Sinne einer kognitiven Operation von einer koverten Adjektivierung ausgegangen werden soll,<sup>340</sup> und man könnte sogar versuchen zu argumentieren, dass die Bildung überhaupt von solchen Fällen ausging. Notwendig ist das jedoch nicht, und die Auffassung als Abstraktum hat den Vorteil, dass nicht nur Substantive, sondern von Anfang an auch klare Adjektive als Basen in Frage kommen.<sup>341</sup>

An dieser Stelle erscheinen einige klärende Bemerkungen dazu angebracht, wie sich die vorgestellte Rekonstruktion mit Nussbaums Beobachtungen zu den Kollektiva, Delibativa und ‘instantials’, die er als Substantivierungen von Possessiv- oder Zugehörigkeitsbildungen bestimmt,<sup>342</sup> in Einklang bringen lässt. In die in Abschnitt 6.2 ab S. 112 entwickelten Ansätze übersetzt, bedeutet das, dass die Possessiv- bzw. Zugehörigkeitsbildung in Nussbaums Beispielen im Stamm kodiert ist, während die klassifizierende Endung *\*-h<sub>2</sub>* die Substantivierung ausdrückt (z. B. *\*uódr* → (*\*uédor-* → *\*uédōr* < *\*\*or-h<sub>2</sub>*). Dass *\*-h<sub>2</sub>* als Endung rekonstruiert wird, macht diese Struktur völlig parallel zu maskulinen Possessivbildungen wie gr. γνῶμα n. → γνῶμων m. (< *\*\*mon-s*), wo durch die Endung so betrachtet auch die Substantivierung kodiert ist.<sup>343</sup> Alle diese Bildungen repräsentieren das Schema ‘N-Enti-

(vgl. oben Abschnitt 5.3, ab S. 103).

<sup>338</sup> Als gesundes Korrektiv ist hier Balles 2006: 277–285 zu konsultieren, ohne dass man deswegen ihre Interpretation des *\*-i-* restlos teilen muss.

<sup>339</sup> Possession und Zugehörigkeit sind zwar verwandte, aber konträre Konzepte, die sich nur bei spezifischen Bedeutungen annähern können (vgl. oben S. 82, Fn. 221).

<sup>340</sup> Möglich bleiben z. B. (*\*djéu-* ~) *\*diu-* → *dejuó-* → *déjuih<sub>2</sub>-* statt (*\*djéu-* ~) *\*diu-* → *déjuih<sub>2</sub>-* oder die Beispiele zu thematischen Substantiven bei Kim 2014: 127 (*\*tóm-o-* → *tom-ó-* → *tóm-ih<sub>2</sub>-*).

<sup>341</sup> Das Inventar der anzunehmenden (oder annehmbaren) Bildungen ändert sich grundsätzlich wenig, aber einige davon müssen etwas anders formuliert werden, z. B. wäre *\*krt-éu-ih<sub>2</sub>-* (Kim 2014: 127, 130) nicht mehr als possessive Ableitung vom Abstraktum *\*krót-u-* ~ *\*krét-u-* anzusprechen, sondern als Abstraktum zum Adjektiv *\*krét-u-* ~ *\*krt-éu-*.

<sup>342</sup> Also z. B. *\*h<sub>2</sub>uórso-* (heth. *uārša-*) ‘mist, rain’ → *\*h<sub>2</sub>uersó-* (ved. *varšá-* n.) ‘rainy’ → *\*h<sub>2</sub>uerséh<sub>2</sub>-* (ved. *varšá-* f.) ‘a rain’ (Nussbaum 2014a: 296–300, vgl. oben Abschnitt 4.3, ab S. 81).

<sup>343</sup> Treffender wäre wohl Nominalisierung o. ä., denn ob diese Strukturen ‘Substantive’ oder ‘Adjektive’ sind, ist zunächst eine syntaktische Frage. Adjektivisch wären sie zumindest in früher Zeit allenfalls insofern, als von

tät,  $X$ -ig', wobei  $X$  die Ableitungsbasis bezeichnet und  $N$  die Klasse der Nominalisierung, die durch verschiedene Nominativ- und Akkusativendungen differenziert ist. Die Ableitung selbst kann durch den Themavokal, intern durch Ablautwechsel oder intern nur durch Akzentschub (bei bereits thematischen Basen) markiert sein.<sup>344</sup> In genau paralleler Weise lässt sich auch das Verhältnis zwischen  $*-i-h_2$  (der Vorform des differenzierten  $*-ih_2 \sim *-ih_2-m$ ) und dem Ausgang  $*-i-s$  des Typs von gr. ὄκρις f., lat. *ocris* m., der Abstrakta und Individuativa zu thematischen Adjektiven bildete,<sup>345</sup> verstehen. Wiederum übernimmt die Endung ( $*-s$ ,  $*-h_2$ ) die Nominalisierung und der Stamm schreibt dem Referenten eine Qualität zu: 'N-Entität, eine  $X$ -heit' bzw. in individualisierter Interpretation 'N-Entität, ein(e)  $X$ '.  $X$  ist hier zunächst eine adjektivische Basis, aber zusammen mit der durch die Abstraktbildung ausgelösten Konversion einer substantivischen Basis ergibt sich dann 'N-Entität,  $X$ [-ig]-keit' bzw. 'N-Entität, ein(e)  $X$ [-ig(e)]'. Vor diesem Hintergrund ist auch die zunächst überraschende Vielfalt der Funktionen durchaus verständlich.

Das Postulat einer ursprünglich als Suffix plus Endung zu interpretierenden Nom.-Akk-Form  $*-i-h_2$ , die dann parallel zur Entwicklung von  $-ah_2$  zu Stämmen auf  $*-ah_2-$  mit differenzierten Nominativ- und Akkusativ-Formen ausgestattet oder diesem Muster folgend zu Vok.  $*-ih_2$ , Nom.  $*-ih_2$  und Akk.  $*-ih_2-m$  umgebaut worden ist, ändert zunächst wenig an der faktischen Rekonstruktion, sondern ergibt nur eine etwas andere Interpretation des Verhältnisses dieser Formen zueinander. Einschneidender sind die Auswirkungen auf die Beurteilung der schwachen Kasusformen, denn die allgemein übliche Rekonstruktion geht von einem ablautenden Paradigma  $*dēiū-ih_2- \sim *diū-īéh_2-$  aus,<sup>346</sup> das mit der Herleitung aus einer Form  $*-i-h_2$  so nicht unmittelbar vereinbar ist. Auch für eine Analyse von  $*-ih_2-$  als komplexes Suffix  $*-i-h_2-$  ist dieses Paradigma eigentlich unbequem, denn die Segmentierung suggeriert einen Ablauttyp mit Wechsel des Akzents zwischen Wurzel und zweitem Suffix, der sonst nie angenommen wird. Eine alternative Interpretation des Obliquusstammes wäre also auch in diesem Fall willkommen und im hier vertretenen Modell ist sie fast unerlässlich, denn an sich wäre am ehesten eine Durchführung von  $*-ih_2-$  durch das ganze Paradigma zu erwarten gewesen. Den Weg zu dieser Alternative weist ausgerechnet das Beispiel, das auch die Rekonstruktion des Wurzelablauts stützt, denn gr. δῖα, δῖης, das als Fortsetzer von  $*dēiū-ih_2- \sim *diū-īéh_2-$  mit Durchführung der schwachen Wurzelstufe interpretiert werden kann, ist nicht wie ved. *devī-* synchron primär als Substantiv im System integriert, sondern fungiert als Feminin zum Adjektiv δῖος 'himmlisch, göttlich' (<  $*diū-iō-$ ). In diesem Kontext ist  $*diū-īah_2-$  aber eigentlich zweideutig, denn es könnte sowohl

---

den eine Eigenschaft bezeichnenden Stämmen mittels der verschiedenen Endungen prinzipiell referentielle Ausdrücke der verschiedenen Klassen gebildet werden können.

<sup>344</sup>Die Ableitung ist ambig als '-ig' notiert, um über die verschiedenen Fälle mit Possessiv- bzw. Zugehörigkeitsbildung zu generalisieren. Das bedeutet nicht, dass die einzelnen Bildungen selbst ebenfalls ambig sein müssen.

<sup>345</sup>Die Unterschiede im Ablaut und in der Distribution können sich durch die sehr unterschiedliche Weiterentwicklung der beiden Typen erklären, raten aber auch davon ab, sie einfach gleichzusetzen. Hier soll lediglich ihre völlig vergleichbare Struktur aufgezeigt und vorgeschlagen werden, dass die beiden  $*-i-$  letztlich etymologisch verwandt sind. Im direkt zu rekonstruierenden Indogermanischen können sie allerdings wohl kaum als dieselbe Bildung angesehen werden.

<sup>346</sup>Die Notierung als ganze Form illustriert nicht nur den üblicherweise angenommenen Wurzelablaut, sondern ist auch insofern angemessen, als  $*dēiū-ih_2-$  fast das einzige Beispiel ist, bei dem sich dieser auch wirklich rekonstruieren lässt (vgl. z. B. Stüber 2007: 2–4). Bereits das zweite Beispiel hängt von Eichners (1974: 26–39) Herleitung von ved. *strī-* 'Frau' <  $*-i-$  'unfruchtbar' (gr. στῆρα, arm. *sterj*) ab. Diese ist zwar möglich, aber keineswegs zwingend.

den schwachen Stamm zu *\*dēiū-ih<sub>2</sub>-* als auch den *ah<sub>2</sub>-*Stamm zu *\*diū-jo-* repräsentieren. Das griechische Paradigma zeigt deutlich, dass diese beiden Interpretationen formal und inhaltlich nicht unterscheidbar waren. Weil nun die *ah<sub>2</sub>-*Formen zu *jo-*Adjektiven sicherlich schon bei der Durchführung von *\*-ah<sub>2</sub>-* durch das Paradigma entstanden, spricht nichts dagegen, dass solche bereits die neben *\*-i-h<sub>2</sub>-* anzunehmenden schwachen Kasus<sup>347</sup> konkurrierten und sich wegen der deutlichen Markierungen gegen sie durchsetzten, so dass gar nie der Bedarf für die Erneuerung derselben (z. B. durch Durchführung von *\*-i-h<sub>2</sub>-*) entstand.<sup>348</sup> Das von der direkten Rekonstruktion erschlossene Paradigma *\*-ih<sub>2</sub>-/-jéh<sub>2</sub>-* beruht also letztlich auf Suppletion. Diese Auffassung ist durchaus auch mit dem bemerkenswerten Phänomen zu vereinbaren, dass bei den *devī-*Stämmen Indizien für einen Ablaut des dem Suffix vorausgehenden Morphems zu finden sind (z. B. gr. γενέταιρα vs. ved. *jānitṛī-*). Den beiden zunächst unabhängigen Ableitungen lagen Ableitungsbasen in unterschiedlichen Ablautstufen zugrunde, die durch ihre zufällig harmonische Verteilung die Vereinigung in einem Paradigma sogar noch befördert haben können.

Nachdem sich gezeigt hat, dass sich eine Bildung rekonstruieren lässt, die (u. a.) die Zugehörigkeit bezeichnen kann und zur neu entstandenen, aber noch nicht semantisierten Subklasse des belebten Genus gehört haben muss, ist auch der eigentliche Auslöser der Semantisierung gefunden. Während die Individualisierung von Kollektiva und Abstrakta grundsätzlich keinerlei Präferenz für ein natürliches Geschlecht kennt,<sup>349</sup> ist im Zeitraum, während dem sich die hier geschilderten Entwicklungen im Spätindogermanischen abspielten, mit gesellschaftlichen Zuständen zu rechnen, die einer Gruppe von Bildungen mit signifikantem Umfang eine Präferenz für das weibliche Geschlecht vorgaben (s. oben ab S. 127). Dazu gehörten die eben diskutierten *devī-*Stämme und ebenso auch die *vrkī-*Stämme,<sup>350</sup> die dazu verwendet wurden, zu grammatisch dem alten belebten Genus angehörenden und faktisch auf Männer referierenden Namen und Funktionsbezeichnungen Ableitungen zu bilden, die auf zu ihrer Einflusssphäre gehörende Personen referierte, die faktisch Frauen waren. Welche genau das waren,<sup>351</sup> müssten breit angelegte Wortschatzstudien und altertumskundliche Untersuchungen zeigen, zu denen ich mich wenig befähigt fühle, aber die Rahmenbedingungen sind in jedem Fall gegeben, dass nicht nur vereinzelte Fälle, sondern eine ganze Klasse von Bildungen entstand, die als Keimzelle für die Semantisierung des ab jetzt femininen Genus dienen konnten. Als Beispiele kommen dabei alle Lexeme in Frage, bei denen aus kulturellen Gründen die Referenz auf das weibliche Geschlecht festgelegt war und die aus formalen Gründen zur *h<sub>2</sub>-*Subklasse des belebten Genus gehörten. Das sind neben den

<sup>347</sup> Im hier vorgelegten Szenario müssten das in der frühesten Phase *i-*stämmige Formen gewesen sein. Allerdings bleibt ungewiss, ob diese Bildungen tatsächlich so alt sind, dass ein solches Paradigma wirklich existiert hat.

<sup>348</sup> Vgl. dazu auch die Zweifel an der traditionellen Rekonstruktion bei Melchert 1994b: 239–242: “I do wish to suggest that the evidence for the ablauting paradigm traditionally assumed is by no means as secure as one might think.”

<sup>349</sup> Vgl. dazu besonders die sehr illustrativen Ausführungen von Hackstein 2012: 145–151.

<sup>350</sup> Im Gegensatz zu den *devī-*Stämmen gibt es bei den *vrkī-*Feminina keinen formalen Grund für die Zugehörigkeit zum neuen Genus, aber sie hatten sich unabhängig von den Kongruenzmustern weitgehend auf feminine Referenz spezialisiert. Ab wann die *vrkī-* und *devī-*Stämme als so ähnlich empfunden wurden, dass sich die beiden Typen gegenseitig zu beeinflussen begannen, muss offen bleiben. Jedenfalls setzt die Übernahme der femininen Kongruenz bei den *vrkī-*Stämmen die Semantisierung des Genus voraus, weshalb diese erst bei der Konsolidierung geholfen haben können.

<sup>351</sup> Man denkt natürlich als erstes an *\*(H)régnih<sub>2</sub>-*, *\*pótnih<sub>2</sub>-* und *\*dēiūih<sub>2</sub>-*. Vgl. besonders zu letzterem in der Kollokation mit *\*h<sub>2</sub>éusos-* Stüber 2007: 13–16. Auch unter den Nomina agentis auf *\*-tr-ih<sub>2</sub>-*, bei denen sich die Femininbildung mit *devī-*Suffix gut rekonstruieren lässt, dürften sich frühe Beispiele befinden.

nun produktiven *devī*-Stämmen natürlich auch ältere Gruppen aus der früheren Phase (*ah<sub>2</sub>*-Stämme und auf Kollektiva oder Abstrakta zurückgehende Konsonantstämme).

Sobald der Anteil der semantisch als feminin motivierbaren Fälle in der neuen Klasse eine kritische Grösse erreicht hatte, begann dann auch die Umklassifizierung des bestehenden Wortschatzes Fahrt aufzunehmen. In den frühen Phasen sind solche nur in geringem Umfang und nach lokalen Mustern anzunehmen, aber ab dem Zeitpunkt, an dem das neue Genus als hauptsächlich im natürlichen Geschlecht motiviert empfunden wird, befindet sich eine erhebliche Menge von Lexemen in der ‘falschen’ Klasse. Daher werden Wörter aus dem alten belebten Genus mit weiblicher Referenz ins neue Femininum überführt, und umgekehrt solche mit deutlich maskuliner Referenz aus diesem entfernt. Sowohl aus formalen als auch aus semantischen Gründen landen letztere im alten belebten Genus und dieses wird durch den rasch abnehmenden Anteil der weiblichen Referenz und den zunehmenden Anteil der männlichen Referenz parallel zum Feminin als Maskulin semantisiert. Auch wenn sich dieser Prozess über längere Zeit hingezogen haben dürfte und eigentlich bis heute nicht endgültig abgeschlossen ist, kann man mit einer relativ kurzen Phase rechnen, während der ein Grossteil der Umklassifizierungen stattfand, so dass sich die für solche Prozesse typische *s*-Kurve ergibt: Der Anteil der femininen Bildungen nahm zunächst langsam und letztlich Lexem für Lexem zu, um sich dann mit der einsetzenden Umklassifizierung immer rascher zu vergrössern, indem ganze Gruppen von inhaltlich (oder auch formal) zusammenhängenden Lexemen die Klasse wechselten. Wenn die sehr deutlichen Fälle dann weitgehend umklassifiziert sind, ebbt die Dynamik wieder ab, und die verbleibenden Irregularitäten werden, wenn überhaupt, wieder langsam und Lexem für Lexem abgebaut.

Am ehesten parallel zur Semantisierung des femininen Genus durch die erstarkende Produktivität der *devī*-Stämme als Markierungen des natürlichen Geschlechts und die daraus folgende Umklassifizierung des Wortschatzes, aber logisch davon eigentlich unabhängig,<sup>352</sup> wurde auch ein Teil der Kongruenzmarkierungen erneuert. Die neuen, deutlichen Markierungen für das nun motiviertere und damit funktional auch belastbarere Genus wurden auch für die Kongruenz herangezogen, einerseits um fehlende Distinktionen zum ersten Mal einzuführen, wie bei den athematischen Adjektivklassen, die in den meisten Fällen entweder keine Unterscheidung von Maskulin und Feminin kennen oder aber ein *devī*-Feminin verwenden, und andererseits, um die bestehende Kongruenz bei den thematischen Adjektiven durch die Verwendung des klarer motivierten Zeichens zu erneuern. Hier zeigen sich grössere Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachen und es gibt reichlichen Bedarf für detailliertere Untersuchungen. Am weitesten ist bei dieser Erneuerung das Tocharische gegangen, wo die *devī*-Kongruenz auch bei den meisten thematischen Stämmen verwendet wird, aber auch etwa das Indo-Iranische zeigt deutliche Anzeichen einer Ausbreitung der *ī*-Formen auf Kosten der älteren Kongruenz mit *ā*-Stämmen. Auf der anderen Seite hat z. B. das Lateinische von dieser Möglichkeit nur sehr sparsam Gebrauch gemacht.

Die Mechanismen, die die Verbreitung des *devī*-Suffixes als Kongruenzzeichen ermöglicht haben, sind im Lauf dieser Untersuchung schon verschiedentlich zur Sprache gekommen. Es sind im Wesentlichen die von den ‘Adjektivierungsmodellen’ für die Entstehung des Feminins als Ganzes und von einigen ‘Pronominalmodellen’ spezifisch für die *ī*-Kon-

<sup>352</sup> Weil auch die allerersten *devī*-Stämme bereits das Kongruenzmuster der späteren Feminina aufwiesen, könnten sie im Prinzip auch schon vor der kritischen Phase der Semantisierung als Kongruenzzeichen verwendet worden sein. Umgekehrt könnten sie auch erst gegen Ende dieser Phase für die Kongruenz herangezogen worden sein, weil sie keine strukturellen Veränderungen des Kategoriensystems bewirkten.

gruenz in Anspruch genommenen.<sup>353</sup> Durch Reanalyse von Substantiven in prädikativen und appositiven Konstruktionen können diese als Adjektive rekategorisiert werden und damit die ursprünglich substantivischen Affixe zu Kongruenzzeichen an Adjektiven werden. Geschieht dies in einem bestehenden Genussystem, ohne dass eine neue Kategorie entsteht, impliziert das üblicherweise eine Desemantisierung des betreffenden Affixes, da dieses am Substantiv in der Regel ein relativ deutliches semantisches Profil aufweist, aber als Kongruenzzeichen nur noch das tendenziell semantisch weniger profilierte grammatische Genus kodiert. Als Quelle für die Entstehung der Kongruenz waren diese Prozesse nicht geeignet, weil sie entweder gar nicht zu einer neuen Kategorie führen, oder aber bei sehr klarem semantischem Profil eine semantisch ebenso klare neue Klasse hervorbringen müssten. Dieses Problem besteht nicht mehr, sobald sich die neuen Markierungen an einer bereits bestehenden Kategorisierung ausrichten können. Es ist für diese Prozesse auch nicht notwendig, dass jede einzelne Formgruppe für sich rekategorisiert werden muss; wenn das neue Kongruenzzeichen einmal etabliert ist, kann es natürlich auch analogisch auf weitere Formgruppen derselben Kategorie übertragen werden.<sup>354</sup>

Als letzte Entwicklung, die aber natürlich auch wieder nicht strikt chronologisch nachgeordnet sein muss, folgt dann noch der teilweise Ausbau der Genusmarkierungen am Substantiv, bei dem sich ebenfalls grosse Unterschiede zwischen den Einzelsprachen zeigen. Durch die bisherige Entwicklung ist eine Situation gegeben, in der ein Teil des Wortschatzes über morphologische Merkmale verfügt, die zumindest statistische Voraussagen über die Klassenzugehörigkeit erlauben. Diese Korrelation kann sich im Laufe der Zeit konsolidieren, indem einerseits die deutlichen Merkmale auf Mitglieder der Klasse übertragen werden, die diese zunächst nicht besessen haben, und andererseits Lexeme mit Markierungen, die in einer anderen Klasse eher erwartet werden, in diese Klasse überwechseln, wenn keine semantischen Gründe dagegen sprechen. Am Ende dieser Entwicklung stehen Genussysteme wie z. B. das des modernen Russischen, das sich mit relativ wenigen semantischen und morphologischen Regeln beschreiben lässt.

---

<sup>353</sup> Vgl. oben Abschnitt 5, besonders 5.3 ab S. 101 zu den 'Adjektivierungsmodellen' (Harðarson, Kim, Nussbaum, Melchert), 5.2 ab S. 92 zur *ŕ*-Kongruenz bei Martinet, dessen Modell in diesem Punkt auch von Tichy und Fritz (ab S. 93) übernommen wird, sowie die allgemeineren Überlegungen in Abschnitt 6.1 ab S. 109.

<sup>354</sup> Ähnliches gilt auch für die direkte Affixübertragung (vgl. oben Abschnitt 6.1, ab S. 108), die sich als proportionale Analogie mit einer Alternation beim Substantiv auf der linken Seite und einem bestehenden und dem neuen Kongruenzzeichen auf der rechten Seite darstellen lässt. Dieser Mechanismus ist im vorliegenden Fall also ebenfalls nicht *a priori* auszuschliessen.



## 7 Skizze der Vorgeschichte des rekonstruierten Systems

Nachdem in den letzten Abschnitten, hoffentlich stringent, aufgezeigt wurde, dass der neutrale Plural und das feminine Genus der indogermanischen Sprachen aus einer im Prinzip einheitlichen, bereits kongruierenden und durch  $*(e)h_2$  markierten Kategorie des (frühen) Urindogermanischen hergeleitet werden müssen, soll in diesem letzten Abschnitt im Sinne eines Anhangs<sup>355</sup> skizziert werden, wie diese Rekonstruktion interpretiert werden könnte. Vorauszuschicken ist, wie die chronologische Einordnung der rekonstruierten Systeme ungefähr zu verstehen ist. Definiert man Urindogermanisch als den letzten Zeitpunkt, an dem die Vorstufen aller späteren indogermanischen Sprachen einschliesslich des Anatolischen eine (relativ) einheitliche Sprache bildeten,<sup>356</sup> dann ist der hier rekonstruierte Zustand dem Vorindogermanischen zuzurechnen.<sup>357</sup> Er ist allerdings immer noch vergleichend rekonstruiert, in dem Sinn, dass er den Punkt darstellt an dem die verschiedenen morphologischen Strukturen, deren etymologische Verwandtschaft vermutet wurde, sinnvoll als eine einzige beschrieben werden können. Dieser Punkt ist im Gegensatz zum durch den Begriff ‘Urindogermanisch’ definierten Zeitpunkt, der an sich eine sozialhistorische Grösse ist und eine Sprechergemeinschaft bezeichnet, ein rein linguistisches Faktum (oder Konstrukt), dessen historische Dimension, wenn überhaupt, erst durch sein Verhältnis zu anderen solchen Punkten näherungsweise bestimmt werden kann. Das im vorliegenden Abschnitt skizzierte Szenario erhebt dagegen nicht den Anspruch einer vergleichenden Rekonstruktion, sondern versucht, das rekonstruierte und zunächst isolierte Faktum zu interpretieren und Möglichkeiten aufzuzeigen, wie es in das zeitgenössische Sprachsystem eingegliedert gewesen sein könnte und ob es Indizien gibt, wie seine historische Entwicklung gedeutet werden könnte. Ich werde die durch  $*(e)h_2$  charakterisierte Kategorie im Folgenden aus Gründen der Kürze und der terminologischen Kontinuität weiterhin als ‘Kollektiv’ bezeichnen, im vollen Bewusstsein, dass dies nicht wesentlich mehr als ein Etikett ist und den Inhalt der Kategorie, soweit sich dieser überhaupt erschliessen lässt, nicht adäquat und erschöpfend beschreiben kann.

### 7.1 Flexion oder Derivation?

Die distributionellen Eigenschaften des rekonstruierten Morphems  $*(e)h_2$  sind denjenigen, die in der Indogermanistik als ‘Nominalendungen’ bezeichnet werden, in wesentlichen Punkten ähnlich. Definiert wird diese Klasse dadurch, dass die Morpheme an Substantiven, Adjektiven und Pronomina als letztes Morphem auftreten und dass die Wahl des Morphems am Adjektiv und Pronomen von der Wahl am Nomen abhängt. Mit anderen Worten zeigen sie Kongruenz. Alle Nominalendungen bezeichnen einen (oder auch mehrere) Kasus. Als geradezu prototypische Portemanteau-Morpheme dienen sie aber auch der Numerusunterscheidung, wobei anzumerken ist, dass sich gerade in jüngerer Zeit die Stimmen mehrten, die für eine ursprüngliche Numerusindifferenz mancher Kasusmarkierungen plädieren (vgl.

<sup>355</sup> Als Anhang ist dieser Abschnitt nicht nur inhaltlich, sondern auch formal zu verstehen, denn er ist über weite Strecken eine nur leicht überarbeitete Wiederholung der entsprechenden Teile von Litscher 2014: 150–156 und 160–163.

<sup>356</sup> Das heisst nicht, dass sie variationslos zu denken ist, aber die Variation sollte noch nicht mit den später auseinanderentwickelten Dialekten korrelierbar sein.

<sup>357</sup> Im Urindogermanischen sind der spätere Plural der Neutra und das spätere feminine Genus dagegen schon klar getrennte Kategorien (vgl. Abschnitt 6.3, ab S. 115 und Abschnitt 6.4, ab S. 116).

z. B. Melchert und Oettinger 2009). Diese wären dann also als reine Kasuszeichen einzustufen. Schliesslich dient ein Teil der kongruierenden Morpheme auch der Differenzierung der beiden meist für alt befundenen Genera. Zu diesen wäre nun auch das hier rekonstruierte *\*-h<sub>2</sub>* hinzuzufügen. Genusunterscheidende Markierungen finden sich nur bei Nominativen und Akkusativen, wobei in diesen Fällen der Numerus immer auch mitmarkiert ist. Es ergibt sich somit eine Hierarchie der durch kongruierende Morpheme ausgedrückten Kategorien: Alle bezeichnen Kasus, manche davon auch Numerus und einige von letzteren auch Genus. Da also das Genus nur durch die Wahl eines bestimmten von mehreren möglichen Kasus-Numerus-Affixen manifestiert ist, hat Matasović 2004: 176f. zurecht die Frage aufgeworfen, ob in dieser Phase überhaupt von Genus im Sinne der in der Typologie üblichen Definitionen gesprochen werden kann. Diese Frage sollte meiner Meinung nach im hier rekonstruierten System deutlicher noch als in einem reinen Zweigenussystem bejaht werden, denn das entscheidende Kriterium der nominalen Klassifikation ist erfüllt: Die Wahl eines der verschiedenen Nominativ- oder Akkusativzeichens hängt von semantischen, morphologischen oder lexikalischen Kriterien des Substantivs oder seines Referenten ab und der Ausdruck am kongruierenden Element korreliert mit dem am Auslöser. Tatsächlich liegt aber nicht ein besonders typischer Fall von Genussystem vor, denn die Genusunterscheidung baut quasi parasitär auf der Kasuskongruenz auf (vgl. dazu auch Abschnitt 6.1, S. 110).

Nominalendungen im Indogermanischen sind grundsätzlich wie erwähnt durch ihr Auftreten als letztes Morphem des Wortes definiert und hier liegt ein möglicher Unterschied zwischen dem Morphem *\*-h<sub>2</sub>* und den übrigen Endungen. Im Gegensatz zu den anderen Endungen, bei denen ähnliche Erscheinungen relativ selten sind und jeweils als Hypostasen besonders gerechtfertigt werden müssen,<sup>358</sup> sind indogermanische Rekonstrukte, bei denen *\*-h<sub>2</sub>*- innerhalb eines Wortes auftritt, an der Tagesordnung. Dies ist auch der Hauptgrund, weshalb die bisherige Forschung den Status der Kollektiva als derivationale Kategorie als gegeben ansieht und sich bemüht, die Kongruenz sowohl des Plurals der Neutra als auch des Feminins sekundär entstanden sein zu lassen.<sup>359</sup> Die Hinweise auf ein suffixales Element *\*-h<sub>2</sub>*- lassen sich in verschiedene Gruppen gliedern, die im hier vertretenen Modell jeweils eine verschiedene Interpretation erfahren. Der weitaus grösste Teil der Derivate mit *\*-h<sub>2</sub>*- im Wortinnern ist schlicht jung genug, um ein Suffix *\*-h<sub>2</sub>*- enthalten zu können, das wie in Abschnitt 6.4 ab S. 116 dargestellt zu einem relativ frühen Zeitpunkt und jedenfalls noch im Urindogermanischen entstanden sein muss. Manche Bildungen können auch noch älter sein und diese wären dann parallel zu den Fällen mit anderen Endungen einfach als Hypostasen besonders zu vermerken.

Schliesslich gibt es noch Beispiele, bei denen das Morphem *\*-h<sub>2</sub>* gar nicht vor einem andern Morphem steht, aber Hinweise darauf vorliegen, dass die Form mit *\*-h<sub>2</sub>* nicht ausschliesslich durch Austausch der Endung, sondern durch eine zusätzliche Derivation aus einer mit ihr paradigmatisch verbundenen Form hervorgegangen ist. Diese lassen sich prinzipiell durch logische Trennung des Derivationsprozesses von der Anfügung der Endung und anschliessende Integration der abgeleiteten Form ins Paradigma der Basis wegerklären, aber es lohnt sich für die weiteren Überlegungen zur Vorgeschichte, diese Fälle im Auge zu behalten. Zwei Beispiele von späteren neutralen Pluralen sollen das Prinzip kurz illustrieren. Den ersten habe ich bisher noch nie als dezidiertes Argument für einen derivationalen Kol-

<sup>358</sup> Vgl. oben Abschnitt 3.7 ab S. 65 zu den *vjki̯*-Stämmen nach Widmer 2005.

<sup>359</sup> Typische Beispiele aus jüngerer Zeit sind z. B. Melchert 2011: 396 und Hackstein 2012: 143, die dieses Argument jeweils an den Anfang ihrer Überlegungen stellen und mit einigen Beispielen illustrieren.

lektiv gesehen, aber er kann durch seine Parallelität mit dem zweiten deutlich machen, wie gross der Einfluss der unterschiedlichen Erwartungen ist, die an diese Formen herangetragen werden. Eine Kollektivform wie  $*\underline{u}éd\bar{o}r < **\underline{u}édorh_2$  ist ganz klar nicht einfach durch Anfügung der Endung  $*-h_2$  an  $*\underline{u}ód\bar{r}$  verständlich. Es liegt also eindeutig eine Ableitung vor, die aber in heth.  $\underline{u}id\bar{a}r$  als flexioneller Plural von  $\underline{u}atar$  im Paradigma integriert ist. In diesem Fall scheint allgemeine Einigkeit zu herrschen, dass eine interne Derivation durch Ablautwechsel vorliegt. Dass die Anfügung von  $*-h_2(-\emptyset)$  eine zweite Ableitung darstelle, wird hingegen nur selten explizit deklariert und die Integration der in dieser Interpretation doppelten Ableitung ins Paradigma von  $*\underline{u}ód\bar{r}$  wird offensichtlich nicht als problematisch empfunden. Der zweite Fall ist einer der neutralen Plurale zu thematischen Stämmen, die Melchert 2011: 396 als Beweis für den derivationellen Status von  $*-h_2-$  anführt. Das Verhältnis von  $*\underline{u}érd^h\bar{o}m$  zu  $*\underline{u}rd^h\bar{é}h_2$  soll also offensichtlich eine Derivation mittels des Suffixes  $*-(e)h_2-$  aufzeigen. Eine Analyse als interne Derivation ( $*\underline{u}érd^h\bar{o}/e- \rightarrow *\underline{u}rd^h\bar{o}/é-$ ) mit nachfolgender zweiter Derivation oder Anfügung der Endung wäre allerdings völlig parallel zur Interpretation von  $*\underline{u}éd\bar{o}r$ , und in beiden Fällen gibt es keine zwingenden Gründe sich beim zweiten Schritt für die eine oder die andere Interpretation zu entscheiden. Wie im weiteren Verlauf dieser Skizze hoffentlich deutlich werden wird, gibt es aber auch in meiner Auffassung Gründe dem Morphem  $*-h_2$  derivationelle Eigenschaften zuzuschreiben, allerdings nicht im Sinne einer suffixalen Ableitung (also z. B. als  $*-h_2-\emptyset$ ), sondern als durch Wechsel der Endung ausgedrückte Motionsbildung (z. B.  $*-s \sim *-m \rightarrow *-h_2$ ).

Wie zahlreiche andere Forscher rechne ich nicht mit einer universell feststehenden, scharfen Abgrenzung von Derivation und Flexion.<sup>360</sup> Es ist also vielmehr zu fragen, welchem Ende dieses Kontinuums das rekonstruierte Kollektivzeichen und die übrigen Nominalendungen wann näher steht. Als definierende Kriterien für prototypische Flexionsmorpheme lassen sich vor allem folgende anführen:

- Flexionsmorpheme sind weitgehend obligatorisch und weisen eine generelle Semantik auf.
- Flexionsmorpheme ändern wenig an der Semantik ihrer Basis und bewirken keinen Wechsel der Wortart.
- Flexionsmorpheme sind syntaktisch relevant.

Aufgrund des letzten Kriteriums werden Kategorien mit dem syntaktischen Merkmal der Kongruenz gerne pauschal der Flexion zugewiesen. In diesem Sinne wäre der rekonstruierte Satz von indogermanischen Nominalendungen, der Portemanteau-Morpheme für Kasus-Numerus-Genus enthält, also deutlich der Flexion zuzuweisen. Tatsächlich ist dieses System obligatorisch: Ein indogermanisches Wort ist bloss ein Stamm ohne eines dieser Morpheme. Unterschiede ergeben sich zwischen den drei ausgedrückten Dimensionen aber auf der semantischen Seite. Zwar ist auch nicht absolut jede Kasusbedeutung mit absolut jedem Wort vereinbar und defektive Kasusparadigmen sind nicht selten, aber insgesamt ändert die syntaktisch gesteuerte Kasusflexion wenig am Sinn der Basis. Bereits grösser ist der semantische Beitrag von Numerusmorphemen, bei denen z. B. in vielen Sprachen die streng syntaktische Kongruenz durch Konstruktionen *ad sensum* durchbrochen wird. Numeri haben auch häufig eine lexikalisch systematisch beschränkte Distribution. Genusmarkierungen schliesslich sind nahe des Übergangs zur Derivation anzusiedeln. Zwar ist das syntaktische

<sup>360</sup>Vgl. zum Einstieg in die allgemeine Diskussion zu diesem Thema z. B. Booij 2000 und die Ausführungen über mehr oder weniger prototypische Flexion und Derivation bei Luraghi 2014.

Kriterium der Kongruenz für Genus definatorisch, und darum *a priori* gegeben, aber sogar kleine, stark grammatikalisierte Genussysteme erlauben häufig die Bildung neuer Lexeme mit eigenständiger Bedeutung durch Umklassifizierung oder substantivische Ableitung mittels produktiver Genusmarkierungen.

Die Position der drei ausgedrückten Dimensionen auf der Derivations-Flexions-Skala entspricht also der vorhin festgestellten Hierarchie im System des Urindogermanischen: Alle beteiligten Morpheme bezeichnen die flexivischste Dimension Kasus, viele Numerus und nur einige Genus. Insgesamt bilden sie einen distributionell einheitlichen, durch Kongruenz gekennzeichneten Satz von Morphemen, den die Indogermanistik zurecht als spezielle Morphemklasse ‘Nominalendungen’ definiert, auch wenn deren Umfang im Laufe der Zeit keineswegs stabil gewesen sein muss. Der zumindest vorwiegend flexivische Charakter der in diesen Endungen ausgedrückten Dimensionen erlaubt es, für das Indogermanische als praktische Definition zu verwenden, dass die Flexion genau diejenigen Kategorien umfasst, die in den Endungen ausgedrückt sind. In diesem Sinne ist das Kollektivum eindeutig der Flexion zuzuweisen, weil es die distributionellen Eigenschaften der übrigen Nominalendungen teilt. Das für die Zeit unmittelbar vor dem Beginn der Aufspaltung des Kollektivums rekonstruierte System der indogermanischen Nominalflexion umfasst in den starken Kasus also folgende Morpheme (Tabelle 2).

Tabelle 2:

Genus	Numerus (~ Kasus)				
	Singular	Kollektiv?	Dual	Plural	
Belebt	*-s/S( $\bar{e}/\bar{o}$ ) ~ *-m		*-h <sub>1</sub> (e)	*-es ~ *-ns	(Nom. ~ Akk.)
Kollektiv?		*-( $\acute{a}$ )h <sub>2</sub> /S( $\bar{e}/\bar{o}$ )			(Nom. = Akk.)
Unbelebt	*-Ø/-d/-m		*-ih <sub>1</sub>	—	(Nom. = Akk.)

## 7.2 Genus oder Numerus?

Es stellt nun aber die Frage, wie das Kollektivum in dieses System kategoriell integriert war, denn die Darstellung in Tabelle 2 ist bewusst ambig gehalten. Für die übrigen Endungen können immer drei Werte abgelesen werden, beim Kollektivum aber nur zwei. Ähnlich wären viele schwache Kasus darzustellen – etwa \*-és und seine Allomorphe als ‘Gen.-Abl. Sg.’ ohne Wert für Genus – oder bei numerusindifferenten Rekonstrukten sogar ohne Wert für Numerus. In diesen Fällen ist die Unterspezifizierung aber signifikant: Für die Leerstelle soll jeder Wert der fehlenden Dimension eintreten – also z. B. ‘Gen.-Abl. Sg. bel. und unbel.’ Die Gretchenfrage ist also, ob im Schema ‘Nom.-Akk. Koll. bel. und unbel.’ oder aber ‘Nom.-Akk. Sg., Du. und Pl. koll.’ zu verstehen ist. Mit anderen Worten: Ist ‘Kollektiv’ auf dieser Entwicklungsstufe ein Numerus oder ein Genus?

Die erste Interpretation ist in der Vergangenheit eher vertreten worden und an sich liesse sich z. B. Eichners (1985) Numerus ‘Komprehensiv’ in das Modell integrieren, indem man die Kategorie ‘Kollektiv’ auf dieser Entwicklungsstufe der Dimension Numerus zurechnet. Der Hauptvorteil dieser Auffassung ist, dass sich die durch den späteren neutralen Plural und besonders die Doppelplurale geforderte Alternation mit \*-Ø und seinen Allomorphen (dem

Nom.-Akk. Sg. unbel.) sowie dem Set \*-s ~ \*-m (dem Nom. und Akk. Sg. bel.) ganz natürlich ergibt. Diese Alternation wäre genauso wie diejenigen zwischen den Singular- und den Dual- und Pluralmorphemen bei Substantiven und Adjektiven gleichermaßen selbstverständlich. Ganz anders als die weitgehend auf das Adjektiv beschränkte Alternation zwischen belebtem und unbelebtem Singular. Als Nachteil kann hingegen die durch mehrere Sprachen gestützte Kongruenz mit singularischen Verben gewertet werden. Allenfalls liesse sich diese aber mit Melchert 2011 als Defaultform des Verbs deuten (vgl. oben 4.2, ab S. 72). Als echter Numerus müsste der Kollektiv in jedem Fall als eigene Kategorie eingeordnet gewesen sein, denn aus einem schlichten unbelebten Plural liessen sich die Doppelplurale kaum motivieren, da sich das System als symmetrische und leerstellenfreie Kombination einer zweigliedrigen Genus- und einer dreigliedrigen Numerusopposition darstellen liesse, die vermutlich stabil geblieben wäre. Auch bei einem System mit vier Numeri ist allerdings wenig einsichtig, weshalb sich daraus eine neue, singularische und belebte Klasse abgespalten haben sollte (Vgl. dazu Clackson 2007: 107, Luraghi 2009a: 115).

Eine wirklich sortenreine Interpretation nach der zweiten Möglichkeit, d.h. mit Kollektiv als wirklichem drittem Genus, ist mir nicht bekannt. Immerhin hat aber Christian Stang (1942) einen von der späteren Forschung weitgehend ignorierten Versuch gemacht, für das Indogermanische ein Viergenussystem von Maskulin, Feminin, Neutrum und Kollektivum zu rekonstruieren. Diese vier Genera seien als Subgenera zweier Klassen zu gruppieren: Maskulin und Feminin als *genus animatum* mit Singular-Plural- und Nominativ-Akkusativ-Unterscheidung und das *genus inanimatum* mit den Subgenera Neutrum und Kollektiv ohne diese Unterscheidungen. Ein Mindestkonsens über die spätere Entwicklung des Femininums vorausgesetzt, ist sein Ansatz von vier gleichzeitigen Klassen zwar achron, aber die Möglichkeit eines zweigeteilten *genus inanimatum* verdient doch nähere Betrachtung.<sup>361</sup> Die verbale Singularkongruenz wäre so nicht nur erklärbar, sondern sogar gefordert, andererseits aber scheint die produktive Alternation des Kollektivs mit den anderen Singularen, die in scharfem Kontrast zur Marginalität solcher ‘Motion’ zwischen belebtem und unbelebtem Genus steht, ein unüberwindliches Hindernis darzustellen. Man könnte jetzt diese beiden Argumente zu gewichten und zu ergänzen versuchen und so vielleicht schliesslich zu einer Entscheidung gelangen. Angesichts der typologischen Häufigkeit von Nominalklassensystemen, in denen die Markierungen von pluralischen und singularischen Klassen eine einheitliche Gruppe bilden, ist es allerdings fraglich, ob diese Entscheidung überhaupt angestrebt werden soll. Ich werde in den folgenden Abschnitten stattdessen ein Modell skizzieren, wie gerade diese Unentschiedenheit als Instrument zu einem tieferen Verständnis der Vorgeschichte des zuletzt rekonstruierten System beitragen könnte.

### 7.3 Nominalklassen

Zuerst sind die Teiloppositionen innerhalb des Endungssatzes der indogermanischen Nomina noch einmal möglichst unvoreingenommen zu betrachten. Dabei bleiben die einzelnen schwachen Kasus weitgehend unberücksichtigt. Welche spezifischen Formen wie alt sind,

<sup>361</sup> Die typologischen Einwände gegen ein solches System bei Luraghi 2009a: 123 und 2011: 440, 448–450 sind wenig beunruhigend. Sprachen mit einer animaten und zwei inanimaten Klassen existieren, wenn auch selten, auch in ihren Daten und dass dies Sprachen seien, “in which a complex classification system is being reduced (Wardaman) or are better regarded as an overlap of gender and classifiers (Nicobarese)”, passt gut zum hier entwickelten Szenario.

und ob alle, manche oder fast keine dieser Formen genus- und/oder numerusindifferent waren, spielt im Weiteren eine untergeordnete Rolle. Wichtig werden die schwachen Kasus fast ausschliesslich als Gruppe, insofern die in archaischen Bildungen omnipräsente Differenzierung von starkem und schwachem Stamm durch Akzent und Ablaut die wohl älteste und tiefgreifendste Opposition im Nominalparadigma darstellt. Dieser Kontrast besteht unabhängig davon, wieviele Elemente mit welcher Distribution als spezifische Kasusformen rekonstruiert werden.

Das in sich geschlossene System der starken Kasus lässt sich nach verschiedenen Kriterien in Zonen einteilen. Das Kriterium der verbalen Kongruenz trennt die beiden Duale und die belebten Plurale voneinander und von den übrigen drei Klassen. Das Vorhandensein einer Nominativ-Akkusativ-Unterscheidung wiederum trennt den belebten Singular und Plural von allen anderen einschliesslich der belebten Duale. Die Anordnung nach wechselseitiger Ersetzbarkeit schliesslich grenzt einerseits den Kollektiv von allen anderen Morphemen ab, denn die Dualformen und der belebte Plural ersetzen nur Singulare der gleichen Reihe, das heisst die Genusunterscheidung bleibt durch die Numeri konstant, während die Kollektiva anscheinend an beiden Reihen Anteil haben. Die beiden Reihen 'belebt' und 'unbelebt' sind andererseits auch nicht parallel, weil der unbelebten der Plural fehlt. Eine Pluralmarkierung, die nur am oberen Ende der Animazitätshierarchie verwendet wird, ist zwar typologisch an sich wenig aufregend, aber dieser Umstand rückt den unbelebten Dual in ein seltsames Licht: Wenn die Unbelebten keine Pluralmarkierung kennen, müssten sie doch transnumeral bzw. unzählbar sein. Kontrastierend mit der Dualform müsste der Inhalt dieser Kategorie aber eigentlich als 'unbelebt, nicht-Dual' angegeben werden. Diese Situation dürfte weder besonders alt, noch besonders stabil gewesen sein und der Druck zur Schaffung des späteren neutralen Plurals wäre so bereits gegeben. Auffällig ist aber nicht nur der unbelebte, sondern auch der belebte Dual, der als einzige Form seiner Reihe keine Nominativ-Akkusativ-Differenzierung aufweist. Es liegt daher nahe, den Dual als sekundären Zusatz im Numerussystem zu betrachten, wie das z. B. Melanie Malzahn (2000: 291–315) getan hat. Sie führt den Dual auf eine "Derivationskategorie" zurück, die die "kollektive Paarigkeit" bezeichnet habe, und sieht die Entwicklung zum Numerus Dual als weitgehend parallel zu derjenigen des Kollektivs zum neutralen Plural. Die Integration dieser Auffassung des Duals in das oben S.137 in Tabelle 2 rekonstruierte System birgt nun aber einige weitere interessante Implikationen.

Aus Malzahns Äusserungen geht nicht hervor, ob sie die Kongruenz bei den späteren Dualen für geneuert hält, und wenn ja, wie diese entstanden sein könnte. Daher ist nicht ganz klar, ob die folgende Adaption ihres Modells auch inhaltlich oder lediglich begrifflich von ihr abweicht. Zumindest als Arbeitshypothese kann man die Kongruenz natürlich genauso wie beim Kollektiv für bereits gegeben nehmen, auch wenn eine sekundäre Entstehung wegen des reimenden Ausdrucks sicher problemloser als beim Kollektiv möglich wäre. Im Sinne der in Abschnitt 7.1 ab S. 134 gegebenen Definition wären dann also alle beteiligten Morpheme wegen der Kongruenz auch auf dieser Stufe als 'flexivisch' anzusprechen. Inhaltlich präsentiert sich das System aber nun wesentlich anders (Tabelle 3).

Neben dem belebten Genus mit seinen nach Kasus und Numerus differenzierten Formen stehen vier Kategorien, die weder Nominativ von Akkusativ, noch Singular von Plural unterscheiden. Die deutlich flexivischen Dimensionen Kasus und Numerus treten in diesem System also gegenüber der weniger prototypisch flexivischen Dimension 'Genus' in den Hintergrund. Motion ist innerhalb dieser Dimension üblich und die Bildungen haben sporadischeren Charakter, was beides eher Merkmale der Derivation sind. Auch wird die im

Tabelle 3:

‘Genus’	Numerus ( ~ Kasus)		
	Singular	Plural	
Belebt	*-s/S( $\bar{e}/\bar{o}$ ) ~ *-m	*-es ~ *-ns	(Nom. ~ Akk.)
Kollektiv		*-( $\acute{a}$ )h <sub>2</sub> /S( $\bar{e}/\bar{o}$ )	} (Nom. = Akk. Sg. = Pl.)
Proto-Dual 1		*-h <sub>1</sub> (e)	
Proto-Dual 2		*-ih <sub>1</sub>	
Proto-Neutrum		*-Ø/-d/-m	

zeitlich darauffolgenden System von Tabelle 2 (S.137) vertretbare Auffassung des Endungssatzes als klassifizierende Kasuszeichen fragwürdig, wenn Kasus wie auch Numeri nur in einer Minderheit der Fälle unterschieden werden. Die vorhandenen Distinktionen wären für ein nur auf Klassifikation durch die Kasusbildung beruhenden System auch äusserst untypisch, denn wirklich häufig sind in diesem Bereich fast nur Akkusativ- und Ergativzeichen, die auf das obere bzw. untere Ende der Animazitätshierarchie beschränkt sind und dadurch die Nomina bezüglich ‘Handlungsfähigkeit’ und ähnlichem in zwei oder drei Klassen unterteilen. Untypisch ist also auch das Nominativmorphem \*-s, da in solchen Systemen eher ein markierter Nominativ bzw. Ergativ im unbelebteren Teil der Skala neben einem unmarkierten im belebteren steht. Ausserdem weist die mindestens denkbare Segmentierung des Akk. Plural in Akkusativ-m plus Plural-s nicht die übliche Reihenfolge von Numerus- und Kasusmorphemen auf.

Sollten also angesichts der überwiegend derivativen Eigenschaften des für diese frühere Phase rekonstruierten Systems die ‘Proto-Duale’ und der Kollektiv vielleicht doch als Derivate auch in der indogermanistischen Definition, das heisst als Suffix plus Endung \*-Ø notiert werden? Dem stellt sich weiter die Kongruenz entgegen, die letzte verbleibende deutlich flexivische Eigenschaft dieser Ausgänge, denn die Nullendung müsste wohl mit derjenigen der ‘Proto-Neutra’ identifiziert werden. Deren zweitletztes Morphem vor der Nullendung weist auf dieser Entwicklungsstufe aber eben genau keine Kongruenz auf. Wenn, wie in Abschnitt 5 ab S.86 dargelegt, der sekundäre Aufbau der Kongruenz zumindest bei den Kollektiva unwahrscheinlich ist, drängt es sich auf, nun eine ganz andere Möglichkeit weiterzuverfolgen: Ist es möglich, dass das bis zu diesem Punkt rekonstruierte System nicht das Resultat von Ausweitung, sondern vielmehr von Abbau von Kongruenz ist? Forderte eine Form wie \*dóru in noch früherer Zeit also Kongruenz nicht hinsichtlich der Nullendung, sondern hinsichtlich des \*-u?<sup>362</sup>

Einen deutlichen Hinweis auf die grundsätzliche Richtigkeit dieser Vermutung bietet die Morphologie der Adjektive: Obwohl Wurzelnomina und Wurzelverben im indogermanischen Rekonstrukt an der Tagesordnung sind, scheint es keine suffixlosen attributiven Adjektive zu geben, sondern stattdessen werden die Suffixe des Caland-Systems verwendet. Ein semantischer Kontrast zwischen diesen Suffixen ist meines Wissens nie postuliert worden,<sup>363</sup> und auch ihre Bedeutung pauschal als ‘adjektivbildend’ zu charakterisieren, ist inso-

<sup>362</sup> Also etwa \*\*dór-u h<sub>1</sub>úés-u/h<sub>2</sub>érǵ-u statt späterem \*dóru-Ø h<sub>1</sub>úésu-Ø/h<sub>2</sub>érǵi-Ø.

<sup>363</sup> Mit Ausnahme von \*-i-, dessen adjektivische Verwendungen in der aktuellen Diskussion meist als sekundär angesehen werden und dem ausschliesslich die Funktion der Abstraktbildung zugemessen wird. Umgekehrt

fern irreführend, als bereits die zugrundeliegenden Verbalwurzeln häufig typisch adjektivische Konzepte wie *\*h<sub>1</sub>reud<sup>h</sup>-* ‘rot sein/werden’, *\*pleh<sub>1</sub>-* ‘voll sein/werden’ usw. bezeichnen. Durch das Adjektivsuffix wird somit keine semantische Relation ausgedrückt, sondern die ‘adjektivbildende Funktion’ beschränkt sich darauf, das adjektivische Konzept in nominaler Syntax verwendbar zu machen. Weil gleichzeitig fast alle Caland-Suffixe (direkt oder unter Annahme sekundärer Thematisierung des Adjektivs) mit primären, bei der Bildung von Substantiven verwendeten Suffixen identifiziert werden können,<sup>364</sup> steht einer Auffassung als ehemalige Kongruenzmarkierungen eigentlich nichts entgegen. Statt des einheitlichen ‘Proto-Neutrums’ wären dann in derselben Dimension mit den ‘Proto-Dualen’ und Kollektiva eine ganze Reihe weiterer Kategorien anzusetzen (Tabelle 4).

Tabelle 4:

Klasse	Numerus ( ~ Kasus)		
	Singular	Plural	
s/M	*-s ~ *-m	*-es ~ *-ns	(Nom. ~ Akk.)
H <sub>2</sub>		*-h <sub>2</sub>	} (Nom. = Akk. Sg. = Pl.)
H <sub>1</sub>		*-h <sub>1</sub>	
I		*-i	
U		*-u	
R		*-r	
N		*-n	
M		*-m	
...		...	

Ein dem hier vorgeschlagenen grundsätzlich sehr ähnliches Bild vom Idg. als ‘Nominalklassensprache’ hat auch Irene Balles (2004: 43–57) gezeichnet.<sup>365</sup> Sie argumentiert zwar nicht mit Kongruenzphänomenen, aber auch bei ihr ist die Ambivalenz verschiedener Morpheme bezüglich Derivation und Flexion ein wichtiges Motiv, das Klassensystem des Frühindogermanischen mit denjenigen von Niger-Kongo-Sprachen zu vergleichen. In Nominalklassensprachen, die über eine grössere Anzahl Klassen und eine relativ transparente Semantik verfügen, nimmt die Möglichkeit, Derivationsverhältnisse durch Wechsel der Nominalklasse auszudrücken, mit der Grösse des Systems und der semantischen Spezifität der Klassen zu (vgl. Abschnitt 2.4, ab S. 10). Auch in den in Afrika häufigen Systemen mit einem runden Dutzend Klassen ist solche ‘Klassenmotion’ allerdings nur beschränkt produktiv und dient in erster Linie der Numerusbildung. Im hier postulierten frühidg. System,

sieht Balles (2009b, 2009a: 9–12) darin das ‘wichtigste grundsprachliche Ausdrucksmittel für Eigenschaftskonzepte’ (2009b: 17), das ursprünglich nicht zwischen ‘Adjektiv’ und ‘Abstraktum’ unterschied, und beurteilt die häufigen, aber durchwegs einzelsprachlichen *i*-Adjektive im Lateinischen, Keltischen und Anatolischen als Archaismus. Für die hier diskutierte Vorstufe gehe ich davon aus, dass auch *\*-i-* prinzipiell eines dieser Suffixe gewesen ist, das sich aber offensichtlich bereits im Urindogermanischen bereits deutlich anders als der Rest der Gruppe entwickelt hatte.

<sup>364</sup> *\*-i-* (?), vgl. Fn. 363), *\*-u-*, *\*-r(/n)-* (+ *-o-*), *\*-n-* (+ *-o-*), *\*-m-* (+ *-o-*), usw.

<sup>365</sup> Dies betrifft in erster Linie den Grundgedanken, sowie die Ähnlichkeit der Klassen bei den späteren starken Kasusformen und den Dualen und Kollektiva. Statt des Caland-Systems bezieht sie aber vielmehr noch die Genitivmorpheme mit ein, bei denen ich andere Grammatikalisierungspfade für wahrscheinlicher halte.



in dem die Hauptmasse der späteren primären Nominalsuffixe als Klassenmarkierungen integriert waren, muss die Klassenmotion hingegen ein äusserst lebendiger und vielseitig anwendbarer Prozess gewesen sein. Auch dafür bieten sich aus der Typologie Parallelen an, nämlich die oben in Abschnitt 2.6 ab S. 18 am Beispiel des Miraña eingehender diskutierten Multiple-Classifer-Sprachen. Diese sind grundsätzlich als Nominalklassensysteme zu beurteilen, weil der Satz von klassifizierenden Morphemen in allen Konstruktionen übereinstimmt und somit das definierende Kriterium der Kongruenz eindeutig gegeben ist. Mit Klassifikatorensprachen teilen sie allerdings die Eigenschaften, dass sie teilweise über eine sehr grosse Anzahl von Klassen verfügen und dass Klassenmotion nicht die Ausnahme, sondern der Regelfall ist.

#### 7.4 Reduktion der Nominalklassen und Zweigenussystem

Taugliche typologische Parallelen für das erschlossene System des Frühidg. lassen sich also beibringen und die in den späteren Phasen überraschenden derivationellen Eigenschaften der kongruierenden Kollektivmarkierung und der Proto-Duale<sup>366</sup> können zwanglos als letzter Rest eines ehemals weiter verbreiteten Phänomens erklärt werden. Einige wichtige Punkte bedürfen aber noch weiterer Überlegung. Zuvorderst die Position der Kasus-Numerus-Morpheme bei der belebten Klasse und natürlich die Prozesse, die zur Auflösung des Nominalklassensystems geführt haben könnten. Diese beiden Fragen stehen in engem Zusammenhang, denn der Abbau der Klassenkongruenz setzt voraus, dass die Proto-Neutra als Suffix plus Nullendung reanalysiert wurden und dann nur noch hinsichtlich der Endung kongruierten. Als Muster für diese Verschiebung kommen eigentlich nur die Verhältnisse bei den belebten Stämmen in Frage, die dann allerdings zwei Voraussetzungen erfüllen müssen: Einerseits müssen die Ausgänge zu diesem Zeitpunkt als Kasus-Numerus-Markierungen auffassbar gewesen sein, damit ein Nullmorphem für diese Dimensionen bei den Proto-Neutra überhaupt vernünftig angesetzt werden kann. Andererseits dürfen die belebten Stämme zu diesem Zeitpunkt ausschliesslich hinsichtlich dieser Ausgänge kongruiert haben, weil sonst der Abbau der Klassenkongruenz bei den Proto-Neutra nicht verständlich wäre. Hätten die Animata, bei denen die für das Klassensystem in Anspruch genommenen Suffixe ja ebenso wie bei den Proto-Neutra auftreten, Kongruenz in Klasse und Kasus-Numerus ausgelöst, wäre die Nullendung der Proto-Neutra schon im stabilen System ohne Kongruenzabbau anzusetzen. Diese Bedingung verbietet die zunächst naheliegendste Interpretation: \*-s und \*-m können nicht schon von Anfang Kasusmarkierungen mit beschränkter Anwendbarkeit gewesen sein. Die Struktur des belebten Nominativs Singular suffigierter Stämme lässt sich aber in einem dem Miraña vergleichbaren System auch als Basis plus erstes Klassenzeichen plus zweites Klassenzeichen verstehen; eine solche Struktur kongruiert auch im Miraña genau nur hinsichtlich des letzten Morphems. Die Annahme, dass die Klassenzeichen auch bereits so derivierte Stämme weiterableiten konnten, würde auch manche der Strukturen mit nicht finalem \*-h<sub>2</sub>- schon in einer frühen Phase ermöglichen.<sup>367</sup>

Auch Balles 2004: 46-49, 55 setzt als Quelle für das Nominativ-s eine Nominalklasse an, der sie primär individualisierende Funktion zuschreibt. Durch die häufige Präsuppositi-

<sup>366</sup> Ob letztlich zwischen den späteren Dualen auf \*-(i)h<sub>1</sub> und den Instrumentalen auf \*-(i)h<sub>1</sub>, sowie dem \*-eh<sub>1</sub>- bei Verbalstämmen ein Zusammenhang bestehen könnte, sollte weiterverfolgt werden, bleibt aber vorerst völlig spekulativ.

<sup>367</sup> An dieser Stelle ist auch das adjektivische (?) \*-h<sub>2</sub>- von \*mégh<sub>2</sub> ~ \*méǵōh<sub>2</sub> näher in Betracht zu ziehen.

on von Belebtheit und Agensfähigkeit seien diese zu einem Bestandteil des Inhalts von \*-s geworden. Möglicherweise gab es zu einer gewissen Zeit auch syntaktische Beschränkungen der aus dem Hethitischen bekannten Art, z. B. dass die Verwendung als Subjekt eines agentiven Verbs die Motion in die *s*-Klasse erforderte. Endgültig als Nominativendung interpretierbar ist \*-s aber erst in Opposition zum \*-m des Akkusativs. Für dieses bieten sich zwei grundsätzlich verschiedene mögliche Erklärungen an, zwischen denen eine Entscheidung mangels Argumenten schwerfällt. Unkontrollierbar ist die an sich nicht unplausible Möglichkeit, dass \*-m tatsächlich zunächst eine auf den oberen Teil der Animazitätshierarchie beschränkte Akkusativmarkierung war. Wäre in der Folge der Klassenmarker \*-s vor \*-m lautgesetzlich geschwunden, wäre die Opposition von \*-s und \*-m als Kasusmorpheme sofort gegeben.<sup>368</sup> Neben der unschönen Eigenschaft, praktisch unwiderlegbar und unbeweisbar zu sein, spricht ein Indiz gegen diese Interpretation: Die mögliche Segmentierung des Akk. Pl. ergäbe immer noch die unerwartete Anordnung von Kasus vor Numerus.<sup>369</sup> Eine zweite Möglichkeit ist, dass auch \*-m ursprünglich eine Nominalklasse bezeichnete. Dann wäre der Akkusativ Plural als Klasse plus Numerus völlig regulär, und vage dafür spricht auch die Existenz eines Caland-Suffixes \*-mo-. Spekulativ bleiben aber zumindest vorläufig Annahmen wie etwa, dass die *m*-Klasse aufgrund ihrer Zusammensetzung besonders häufig neben mit \*-s für die Subjektsposition movierten Formen vorkam und daher als kontrastierende Objektmarkierung umgedeutet werden konnte, oder dass die Klasse ähnlich wie die *s*-Klasse eine eingeschränkte syntaktische Distribution hatte. In diesem Zusammenhang wäre auch noch das \*-m der thematischen Neutra miteinzubeziehen, das dort im späteren Urindogermanischen die Rolle der Nullendung übernimmt. Wenn auch vorläufig keine Möglichkeit in Sicht ist, den genauen Ablauf zu rekonstruieren, machen diese denkbaren Erklärungen doch deutlich, dass auch die belebten Nominative und Akkusative aus erst sekundär in syntaktische Opposition geratenen Klassenmarkierungen entstanden sein können. Sobald diese dann als Kasusendungen reinterpretiert worden waren, setzte dies den ausgreifenden Umbildungsprozess in Gang, der mit der Reanalyse der Nullendung der Proto-Neutra begann und erst mit der Entstehung des femininen Genus seinen Abschluss fand.

## 7.5 Klassensuffixe?

Zum Schluss ist noch eine Beobachtung am postulierten Klassensystem weiterzuverfolgen, die den Kreis zum Anfang, zu den für die Entwicklung des Feminins vorauszusetzenden Formen, wieder schliesst. Ohne sich auf einzelne Kasusformen festzulegen, kann man für die später als suffigiert integrierten Stämme gewiss einen schwachen Stamm mit von den starken Formen abweichendem Ablaut rekonstruieren. Solange nichts dagegen spricht, können diese Stämme im Wesentlichen wohl schon für die Phase der Nominalklassen vorausgesetzt werden. Sieht man weiter wenigstens in manchen obliquen Kasusendungen ehemalige Postpositionen, lässt sich der Ablautwechsel als Zeichen der syntaktischen Abhängigkeit deuten. Derselbe Ablautwechsel charakterisiert auch die internen Derivate innerhalb der Hierarchie der Ablauttypen (Vgl. dazu z. B. Widmer 2004: 63) und auch hier liegt eine Abhängigkeit vor, diesmal die morphologische des Derivats von der Basis. Die letzte Verwendung des

<sup>368</sup> In diesem Fall müsste am ehesten unter den adverbialen Endungen mit \*-m oder allenfalls den pluralischen Kasus mit \*-m- nach Quellen gesucht werden.

<sup>369</sup> Allerdings ist völlig unsicher, ob eine solche Segmentierung irgendwie sinnvoll ist, solange die Beziehung zum belebten Nominativ Plural überhaupt ganz unklar bleibt.

schwachen Stamms ist schliesslich der endungslose Lokativ Singular des Spätindogermanischen.

Falls die Alternation zwischen starkem und schwachem Stamm in dieser Gruppe tatsächlich alt ist, wirft dies aber weiter die Frage auf, ob nicht auch die später als Endungen integrierten Klassenzeichen in dieser Phase als Suffixe mit durch Ablautwechsel charakterisierten Formen fungierten. Dann wäre allerdings zu erwarten, dass Relikte dieser schwachen Formen gefunden werden können. Einige Kandidaten, die diese Erwartung erfüllen könnten, lassen sich auch tatsächlich beibringen. Als Fortsetzer der schwachen Form der *s*-Klasse kommt der Gen. Sg. auf *\*-és* in Frage, der typologisch plausibel aus dem Lokativ der belebten Klasse hergeleitet werden kann. Bei der als individualisierend bestimmten *s*-Klasse ist Possession eine sehr natürliche Grammatikalisierung des Lokativs. Die Alternation mit dem früh als Endung interpretierten *s*-Nominativ ermöglichte die Auffassung auch des Genitivs als Endung, die so die ursprünglich durch den Ablaut markierte Bedeutung an sich band und produktiv werden konnte.<sup>370</sup> Die Übertragung der Genitivendung auf die späteren Proto-Neutra ergab weiter eine Möglichkeit, auch den Lokativ dieser Stämme (*\*-eu* usw.) als ablautenden Stamm plus Nullendung zu interpretieren. Die Ausbreitung der Genitivendung kann daher auch massgeblich zur Reanalyse der Proto-Neutra und dem damit einhergehenden Abbau der Kongruenz beigetragen haben.

Als ursprüngliche schwache Formen eines Klassenzeichens können ausserdem auch die mit den thematischen Stämmen assoziierten Kollektiva auf *\*-éh<sub>2</sub>*, die bei der Entwicklung des Feminins eine entscheidende Rolle gespielt haben, interpretiert werden. Dies, weil es zweifelhaft ist, ob sie als echt thematische Formen verstanden werden sollten, zumal dann neben *\*-o-s* und *\*-o-m* eher *\*-o-h<sub>2</sub>* und keine Ablaut- und Akzentvariation zwischen den substantivischen Kollektiva und ihren thematischen Singularen zu erwarten wären.<sup>371</sup> Für die Entwicklung des Feminins ist dieser lediglich die Vorgeschichte der Form betreffende Punkt gänzlich nebensächlich, weshalb in den vorangehenden Abschnitten stets von *\*-e-h<sub>2</sub>* ausgegangen ist, was auch im späteren System sicher die realere Analyse darstellt. Die Korrelation mit den thematischen Adjektiven ergab sich zuerst aus der überlappenden Bedeutung von Lokativ bzw. schwacher Form des Substantivs und dem abgeleiteten Adjektiv, sowie der Möglichkeit der adnominalen Verwendung der schwachen Form.<sup>372</sup> Ob zu diesem Zeitpunkt die Integration des Kollektivs ins Endungssystem schon so weit fortgeschritten war, dass die zugehörige schwache Form bereits paradigmatisch isoliert und damit offen für eine Reanalyse geworden war, oder ob umgekehrt die Assoziation der schwachen Form mit den thematischen Adjektiven die Isolierung des Nominativ-Akkusativs bewirkt und seine Reanalyse als Endung befördert hat, scheint mir vorerst unentscheidbar.

<sup>370</sup> Allerdings bleibt in diesem Zusammenhang das Verhältnis zu den weiteren Allomorphen der Genitivendung zu klären. Eine Möglichkeit ist, dass die Ausbreitung der Genitivendung bereits in einer Zeit begann, als der Ablaut noch ein produktiver Prozess war. Dann wäre das nullstufige Allomorph als die bei Anfügung an einen akzentuierten Stamm erwartete Variante zu beurteilen. Das *o*-stufige Allomorph andererseits könnte als *\*\*-ó-s* mit der thematischen Ableitung, die u.a. ebenfalls die Zugehörigkeit bezeichnete, identifiziert werden.

<sup>371</sup> Zur genau entgegengesetzten Interpretation s. Steer 2014. Vor dem Hintergrund des hier vorgeschlagenen Szenarios sind die von ihm angeführten Parallelen als Materialsammlung für die Rekonstruktion einer ganzen Reihe weiterer schwacher Formen, die zu thematischen Ableitungen umgedeutet wurden, zu beurteilen. Seine Darstellung ist allerdings in sich ebenso schlüssig, weil sie dasselbe Phänomen von der genau entgegengesetzten Seite aus beschreibt.

<sup>372</sup> Hier ergeben sich auch einige Bezüge zu den "relationalen Adjektiven" im (insgesamt aber völlig anders gearteten) Modell zur Genese des Feminins von Francisco Ledo-Lemos (2000).

Zusammenfassend lässt sich die Verschiebung der Position der Kollektivmarkierung auf der Derivations-Flexions-Skala in drei Phasen darstellen: In der frühesten Phase, als die schwachen Formen der späteren Endungen mit ihren Basen noch paradigmatisch verbunden waren und auch die späteren primären Suffixe kongruierten, hatten alle beteiligten Morpheme deutlich derivative Eigenschaften. Der einzige Grund, darin Flexion zu sehen, wäre, wenn man kongruierende Klassen grundsätzlich und definitiv der Flexion zuweisen möchte. Die mit der Differenzierung von *\*-s* und *\*-m*, sowie der Ausbreitung der Genitivendung *\*-és* beginnende Umdeutung zu Kasusmarkierungen verschob dann einen Teil der Morpheme in Richtung Flexion,<sup>373</sup> während die klar derivativ gebliebenen in der Folge der Reanalyse der neutralen Nullendung ihre Kongruenz aufgaben. In dieser Phase überlagerte und verdrängte das kasusgesteuerte Zweiklassensystem das ältere mit den vielen Klassen. Vor der dritten Phase war dieser Prozess praktisch zum Abschluss gekommen: Endungen und Suffixe und damit auch Flexion und Derivation in der praktischen Definition für das Indogermanische waren distributionell in fast allen Fällen deutlich geschieden. Einzig die Kollektivendung hatte sich anscheinend trotz intakter Kongruenz einen Rest derivativer Eigenschaften bewahrt und war noch nicht vollständig in das neue System integriert. Aus dieser leichten Assymetrie speiste sich dann in der letzten Phase die Aufspaltung der Restkategorie Kollektiv in eine wieder klarer derivative (Feminin) und eine nun eindeutig flexivische (Nom.-Akk. Pl. n.) Komponente.

---

<sup>373</sup> Dass die zwischen den beiden Extremen liegende Gruppe von Morphemen neben den Kollektiva die späteren Duale umfasste, kann als Indiz gedeutet werden, dass darin die ersten Entwicklungsschritte in Richtung systematischer Numerusmarkierung zu sehen sind. Bei den Dualen ist diese Entwicklung dann aber ohne Abspaltung einer neuen Kongruenzklasse zum Abschluss gekommen.

## 8 Zusammenfassung

Den Ausgangspunkt für die Frage nach der Herkunft des femininen Genus in den indogermanischen Sprachen bilden die folgenden, mehr oder weniger unkontroversen Fakten. Am zentralsten davon ist die Asymmetrie in der Markierung der drei Genera der älteren indogermanischen Sprachen. Der Kontrast zwischen Maskulin und Neutrum ist auf den Nominativ und Akkusativ beschränkt und wird ausschliesslich durch unterschiedliche Kasus-Numerus-Endungen markiert. Die Markierung findet sich immer sowohl am Substantiv, als auch am kongruierenden Adjektiv oder Pronomen. Der Kontrast zwischen Maskulin und Feminin andererseits ist entweder gar nicht markiert, was bei den Adjektiven eher die Ausnahme und bei den Substantiven eher die Regel ist, oder das Genus ist in allen Kasus und Numeri durch ein Suffix markiert. Dies legt den Schluss nahe, dass die beiden Kontraste nicht gleichzeitig und durch dieselben Prozesse entstanden sind.

Weiter enthalten die in der femininen Kongruenz verwendeten Suffixe  $*(a)h_2-$  und  $*-ih_2-$  ein Phonem  $*h_2$ , das sich auch in der Endung des Nominativ-Akkusativs Plural des Neutrums ( $*(a)h_2$ ) findet. Dies lässt zumindest vermuten, dass zwischen diesen Morphemen ein etymologischer Zusammenhang besteht. Ebenfalls mit einem Suffix  $*-ah_2-$  werden ferner Abstrakta gebildet. Eine breit akzeptierte Arbeitshypothese ist daher, dass diese drei Verwendungen unter dem Etikett 'Kollektiv' vereinigt werden können. Die Wahl des Terminus ist darin motiviert, dass Kollektiva einerseits häufig dieselben Ausdrucksmittel verwenden wie Abstrakta und andererseits eine Pluralität bezeichnen können. Einige indogermanische Sprachen (Griechisch, Awestisch, Hethitisch) konstruieren den Plural der Neutra mit einem singularischen Verb, was für eine ursprünglich singularische Form sprechen könnte. Als Hinweis auf eine ursprünglich derivationelle Funktion kann gewertet werden, dass neutrale Plurale bisweilen auch neben maskulinen oder femininen Singularen als alternative Pluralbildungen vorkommen, wobei sich bei der neutralen Form manchmal eine kollektive Bedeutungsnuance feststellen lässt.

Neben den Formen mit  $*h_2$  gibt es in beiden Gruppen auch solche, die durch Dehnung des Suffixvokals markiert sind. Diese sind aber weitgehend auf die Kongruenz auslösenden Substantive beschränkt und weichen in der Distribution auch sonst von  $*(a)h_2(-)$  ab: Sie stehen im Plural der Neutra ebenfalls im Nominativ-Akkusativ, aber es existieren in den Einzelsprachen daneben auch singularische Neutra mit dieser Markierung. Bei den Feminina bezeichnen sie nur den Nominativ Singular, während die übrigen Kasus und Numeri dann keine spezielle Markierung aufweisen. Ausserdem gibt es auch genau gleich gebildete Maskulina. Letzteres gilt auch für  $*(a)h_2-$  (und seltener  $*-ih_2-$ ), wenn sie nicht als Kongruenzzeichen, sondern am Substantiv verwendet sind. Die suffixdehnstufige Form liesse sich durch die Annahme einer vorindogermanischen Lautentwicklung  $**EC-h_2 > *\bar{E}C$  (parallel zu  $**EC-s > *\bar{E}C$ ) ebenfalls auf  $*(a)h_2(-)$  zurückführen, was allerdings nicht unumstritten ist.

Neben diesen deutlichen Unterschieden bei der Distribution der Markierung bei Feminin und Neutrum Plural gibt es auch deutliche Unterschiede in der Bezeugung: Die Plurale der Neutra sind in allen indogermanischen Sprachen, die das Neutrum nicht verloren haben, eindeutig fortgesetzt. Dagegen ist das feminine Genus in den einzelnen Sprachen weniger einheitlich: Im Inventar der kongruierenden Formen zeigen sich grössere Schwankungen als beim neutralen Plural und besonders die Korrelation bestimmter Stammklassen des Substantivs mit bestimmten Genera ist oft in älterer Zeit noch weniger entwickelt als in späteren

Entwicklungsstufen. Dies spricht dafür, dass das feminine Genus eine relativ rezente Entwicklung ist, die in den Einzelsprachen noch dabei war, sich voll zu entwickeln.

Dies gilt unabhängig davon, wie der Befund der anatolischen Sprachen beurteilt wird, und das bisher Gesagte ist auch vor deren Entzifferung bereits diskutiert worden. Das Zeugnis des Anatolischen ist weiterhin Anlass zu Meinungsverschiedenheiten, auch wenn sich die einst völlig verhärteten Fronten in den letzten 25 Jahren deutlich aufgeweicht haben. Die anatolischen Sprachen kennen kein feminines Genus, sondern haben stattdessen ein einheitliches Genus commune neben dem Neutrum. Weil das feminine Genus unabhängig davon als jüngere Entwicklung beurteilt wurde, liegt der Schluss natürlich nahe, dass dies die ursprünglichere Situation darstellt, aber der Verlust einer Kategorie lässt sich niemals widerlegen, sondern höchstens unwahrscheinlich machen. In den rund hundert Jahren seit der Entzifferung des Hethitischen sind immer wieder Spuren für ein einstiges Vorhandensein des femininen Genus auch im anatolischen Zweig erwogen worden, aber diese haben sich allesamt als nicht tragfähig herausgestellt (vgl. in Abschnitt 3, ab S. 40).

Allerdings sind auch im Anatolischen eine ganze Reihe von Bildungen belegt, die zu diesem Themenkomplex gehören. Bereits impliziert wurde der neutrale Plural. Dieser steht auch im Anatolischen manchmal als zweite Pluralbildung neben einem Singular des Genus commune und er wird deshalb manchmal als eigenständiger, zusätzlicher Numerus betrachtet. Ferner bezeugt das Anatolische auch Fortsetzer von Substantiven auf *\*-ah<sub>2</sub>-*, die singularisch sind und dem Genus commune angehören, d. h. über differenzierte Nominativ- und Akkusativformen verfügen. Unter diesen finden sich nicht nur Abstrakta, sondern auch Sachbezeichnungen (ohne offensichtlich kollektive) Semantik und sogar eine Gruppe von produktiv verwendeten Personenbezeichnungen. Spuren von *ih<sub>2</sub>-* Stämmen konnten dagegen bisher nicht gesichert werden. Dies passt dazu, dass *\*-ih<sub>2</sub>-* nur bei der femininen Kongruenz, aber nicht beim Plural der Neutra eine Rolle spielt.

Versucht man die hier verglichenen Gruppen auf eine gemeinsame Form zurückzuführen, müssen eine Reihe von relativ einschneidenden Unterschieden überbrückt werden. Der Plural der Neutra und die suffixdehnstufigen Formen beider Gruppen sind in indogermanistischer Terminologie Endungen, die femininen Kongruenzzeichen hingegen Suffixe. Während die Kongruenz beim neutralen Plural daher wenig überrascht, ist sie im zweiten Fall sehr bemerkenswert, denn kongruierende Suffixe kennt das Indogermanische ansonsten nicht. Lässt man die suffixdehnstufigen Formen und die *ih<sub>2</sub>-* Stämme zunächst einmal beiseite, ergeben sich für *\*-(a)h<sub>2</sub>-* zwei mit dem morphosyntaktischen System des Indogermanischen leicht vereinbare Möglichkeiten: Entweder war *\*-(a)h<sub>2</sub>-* ein Suffix, wies keine Kongruenz auf und diente nicht als Kasus-Numerus-Markierung, oder es war eine Endung *\*-(a)h<sub>2</sub>*, kongruierte und diente auch als Kasus-Numerus-Markierung.

Andere Kombinationen der Eigenschaften spielen in der aktuellen Diskussion keine Rolle mehr. Die Kombination als kongruierendes Suffix ist früher tatsächlich öfter vertreten worden. In diesem Fall wäre *\*-(a)h<sub>2</sub>-* als ein feminines Kollektiv-Abstrakt-Suffix zu bezeichnen. Man müsste erklären, wie es zu den auf Personen bezogenen Verwendungen gekommen ist, wie der spätere Plural der Neutra die obliquen Kasus eingebüsst hat und wie die Nominative und Akkusative identisch geworden sind. Vom Verlust der obliquen Kasus müssten auch die suffixdehnstufigen Formen betroffen gewesen sein und der Umstand, dass *\*-ih<sub>2</sub>-* in der Kongruenz des neutralen Plurals nicht vorkommt, ist in diesem Zusammenhang wenigstens anzumerken. Die in dieser Untersuchung gestellte Frage wäre damit noch nicht beantwortet, denn es gäbe dann zwar noch keinen neutralen Plural, aber durchaus ein feminines Genus.

Eine Erklärung für das Feminin aus dieser Ausgangslage sehe ich nicht und eine solche ist auch meines Wissens nie wirklich vorgeschlagen worden. Heutzutage wird diese Variante kaum mehr vertreten. Die umgekehrte Kombination, eine nicht kongruierende Kasus-Numerus-Markierung (neben bereits kongruierenden weiteren Endungen) wurde, soweit ich sehe, nie vertreten.

In der Vergangenheit ist eine Lösung sonst stets auf dem Weg der ersten Variante versucht worden, d. h.  $*(a)h_2-$  wurde als Suffix rekonstruiert, das keine Kongruenz auslöste und mit Kasus-Numerus-Endungen kombinierbar war. Das bedeutet, dass zu diesem Zeitpunkt nur zwei Genera und kein dezidiertes Plural der Neutra existierten. Die beiden alten Genera, die oft als 'belebt' und 'unbelebt' etikettiert werden, auch wenn die Einteilung mit Sicherheit höchstens zum Teil von der faktischen Belebtheit abhing, waren in einem solchen Modell bereits durch die kongruierenden Nominativ- und Akkusativendungen differenziert. Daher stellt sich als Folgefrage, zu welchem Genus das Suffix gehörte, d. h. mit welchen dieser Endungen es kombinierbar war. Hier fiel die Entscheidung meist zugunsten eines (praktisch definitiv-singularischen) Neutrums. Die deutlichen Argumente dafür sind das auffällige Fehlen eines Nominativ-*s* bei den  $(a)h_2-$ - und  $ih_2-$ -Stämmen (neben markierten Akk.  $*(a)h_2-m$ ,  $*ih_2-m$ ) und die singularische Verbkongruenz. So muss auf der einen Seite die Differenzierung der Akkusativ-Form ( $*(a)h_2-\emptyset \rightarrow *(a)h_2-m$ ), die Assoziation mit dem weiblichen Geschlecht und die Kongruenz des femininen Genus, sowie auf der anderen Seite der Verlust des Suffixes ausserhalb des Nominativ-Akkusativs, die Einführung der Pluralkasus und die pluralische Geltung des Nominativ-Akkusativs erklärt werden. Dasselbe muss auch für die suffixdehnstufigen Formen des Plurals gelten können, auch wenn man immerhin die singularischen, später femininen Nominative beiseite lassen könnte. Zusätzlich muss beim Femininum auch noch die Verwendung von  $*ih_2-$  neben  $*(a)h_2-$  motiviert werden.

Wie in Abschnitt 5 ab S. 86 ausführlich geschildert ist, sind die bisherigen Versuche gescheitert, diesen komplexen Wandel plausibel zu erklären. Die hauptsächlichen Ursachen dieses Scheiterns sind grob zusammengefasst folgende: In einigen Modellen wäre man gezwungen, Pronominalformen anzunehmen, die sich im vorausgesetzten morphosyntaktischen System nicht rechtfertigen lassen und auch auf früheren Entwicklungsstufen nicht einleuchtend motiviert werden können. Problematisch ist weiter, dass die suffixdehnstufigen Formen und die  $ih_2-$ -Stämme ebenfalls integriert werden müssen, was rein formale Übertragungen massiv erschwert. Als das hartnäckigste Problem hat sich schliesslich die Zusammensetzung des femininen Genus erwiesen. Dieses ist einerseits klar mit dem weiblichen Geschlecht assoziiert, aber andererseits schon bei Einsetzen der Überlieferung ähnlich heterogen zusammengesetzt wie das Maskulinum. Keines der vorgeschlagenen Modelle kann diese Diskrepanz motivieren. Problematisch sind Ansätze, die einzelne Wörter zum Ausgangspunkt nehmen, weil diese als Vorbild nicht ausreichen, um sowohl ein ganz neues Kongruenzmuster, als auch die semantische Assoziation der Klasse bewirkt haben zu können. Auch wenn als Muster ganze Gruppen postuliert werden, müssen diese durch die doppelte Anforderung der Kongruenzerzeugung und der semantischen Assoziation so spezifisch geartet sein, dass sie meist unglaubwürdig werden. Auf der anderen Seite entsteht aber auch ein Problem, wenn die Muster formal und inhaltlich sehr kohärent und sehr deutlich mit dem weiblichen Geschlecht assoziiert sind. Unter diesen Umständen hätte zwar allenfalls ein feminines Genus entstehen können, aber dieses müsste dann, mindestens wenn es so jung wäre wie angenommen, zu Beginn der Überlieferung viel einheitlicher semantisch

motiviert gewesen sein, als es das feminine Genus tatsächlich ist.

Aus dieser Aporie hat sich der in Abschnitt 6 ab S. 107 dargestellte Versuch entwickelt, das feminine Genus und den neutralen Plural aus der zweiten Variante, einer kongruierenden Kasus-Numerus-Endung zu entwickeln. Diese muss dann genauso wie die neutralen Singular- und die belebten Singular- und Pluralendungen des Nominativs und Akkusativs klassifizierend gewesen sein. In den obliquen Kasus wären so dieselben Singular Kasus wie bei den anderen Klassen zu erwarten. Nicht auszuschliessen ist auch, dass es bei pluralisch verstandenen Kollektiva bereits Schwankungen zwischen Singular- und Pluralendungen gegeben hat. Die Klasse müsste zumindest Kollektiva (in einem relativ weiten Sinn) und Abstrakta umfassen haben. Nach der Verteilung von belebtem und unbelebtem Genus zu schliessen, muss aber ein gewisses Mass an arbiträr zugewiesenen Fällen wohl ebenfalls schon angenommen werden. Aus dieser Ausgangslage muss für den Plural der Neutra kaum etwas erklärt werden. Hier enden diejenigen Kollektiva, die eine pluralische Lesart begünstigen und daher statt den alten Singularendungen die entsprechenden Pluralendungen verwenden. Weiter impliziert dieser Prozess, dass sie auf die Bedeutung eines echten Plurals ausgeweitet wurden und so schliesslich praktisch von allen Neutra bildbar wurden. Ihre Ausbreitung bei belebten Substantiven war hingegen durch den alten belebten Plural gebremst, so dass sie hier nur in Resten als semantisch spezialisierte zweite Pluralbildungen erhalten sind.

Die Entwicklung zum femininen Genus erfordert hingegen eine Reihe von Einzelschritten, die in mehreren Phasen ablaufen müssen, um jeweils einzelne Aspekte der femininen Genuskongruenz befriedigend erklären zu können. Einen Hinweis auf die Reihenfolge gibt auch die anatolische Evidenz, denn in den anatolischen Sprachen sind zwar belebte  $ah_2$ -Stämme bezeugt, aber keine femininen Kongruenzformen und auch keine  $ih_2$ -Stämme. Bestätigend stellt sich heraus, dass diese Reihenfolge sowieso von den Mustern gefordert wird. Der Schlüssel zu den ersten Schritten der Entwicklung liegt im lautlichen Zusammenfall der suffixdehnstufigen Kollektiva mit ebensolchen Nominativen von belebten Stämmen. Sobald in dieser Phase ursprüngliche Abstrakta oder Kollektiva zur Bezeichnung von faktisch belebten Referenten verwendet wurden, was ein häufig zu beobachtender Vorgang ist, zumal die Einschränkung auf weibliche Wesen hier nicht notwendig ist, war der suffixdehnstufige Nominativ zweideutig geworden. In dieser Situation ist es dann wenig überraschend, dass diese Stämme ihre ursprünglich nicht differenzierten Akkusative und Vokative nach dem Muster der belebten Stämme erneuert haben, also z. B. Nom.-Akk.  $h_2áusōs$  → Nom.  $h_2áusōs$  ~ Akk.  $h_2áusos-ṃ$  nach Nom.  $ph_2tér$  ~ Akk.  $ph_2tér-ṃ$

Jetzt mussten die immer noch damit kongruierenden thematischen Formen auf undifferenziertes  $*-ah_2$  aber aussehen, als ob sie keine Kasusmarkierungen trügen. Ihre Anpassung erfolgte nach dem bereits etablierten Muster zu Nom.  $*-āh_2$  ~ Akk.  $*-ah_2-m$ . Damit ist nun bereits ein Suffix  $*-ah_2-$  entstanden. Die athematischen Stämme hingegen, die zumeist eine weniger leicht durch Dehnung markierbare Endung auf blosses  $*-h_2$  aufwiesen, gaben ihre alten Formen grösstenteils zugunsten von bestehenden belebten Formen auf. Als Ergebnis dieser Prozesse ist ein neues (Sub-)Genus entstanden, denn durch die Kongruenz mit  $*-āh_2$  ~  $*-ah_2-m$  wird eine Klasse von Lexemen abgegrenzt, die wegen der differenzierten Endungen als belebt angesprochen werden können, aber eine von  $*-os$  ~  $*-om$  verschiedene Kongruenzform aufweisen. Diese neue Klasse breitet sich in der folgenden Phase in verschiedener Hinsicht aus, wobei die einzelnen Extensionen nicht in einer notwendigen chronologischen Anordnung stehen.

Es existierten nun drei verschiedene Kongruenzmuster nebeneinander, die auf die ur-



sprüngliche Kollektivmarkierung zurückzuführen sind. Das neue belebte Subgenus mit differenzierten Nominativ- und Akkusativendungen und singularischen obliquen Kasus, eine Gruppe mit der ursprünglichen Kongruenz ohne Differenzierung und mit Singularakusativ, sowie die (neutralen/kollektiven) Plurale mit ebenfalls undifferenziertem Nominativ-Akkusativ, aber pluralischen obliquen Kasus. Die mittlere Klasse teilte also ihre starken Kasus mit den Pluralen, aber die obliquen mit den belebten Singularen. Sie war also quasi ein Numerus alternans, dessen Nominativ-Akkusativ neben den produktiven Pluralen immer weniger klar als Singular aufgefasst werden konnte. Deshalb begann sich die Flexion mit differenzierten Nominativen und Akkusativen auch auf Singulare auszubreiten, die nicht zur Pioniergruppe des neuen belebten Subgenus gehörten. So wurden die Abstrakta und Sachbezeichnungen auf *\*-ah<sub>2</sub>-* und die späteren arbiträren Feminina mit Suffixdehnstufe Teil der neuen Klasse.

Auch die individualisierenden *ah<sub>2</sub>-* Stämme dürften in dieser Phase produktiv geworden sein, denn zu Beginn der Entwicklung war der Anteil von klar motivierten belebten Lexemen im neuen Subgenus grösser als im alten belebten Genus, wodurch die als Kongruenzzeichen entstandenen *ah<sub>2</sub>-* Stämme für diese Funktion geeignet waren und ihre Substantivierungen produktiv wurden. Schliesslich begann auch schon jetzt die Durchführung von *\*-ah<sub>2</sub>-* durch das Paradigma, unter anderem wegen der engen Assoziation mit den thematischen Stämmen. Vermutlich folgte nun eine Phase der Konsolidierung, während der sich das Anatolische aus der Sprachgemeinschaft gelöst haben dürfte, denn jetzt sind alle Kategorien entstanden, die im Anatolischen nachgewiesen werden können. Im Anatolischen wurde die neue Kongruenzklasse dann wieder beseitigt, was leicht verständlich ist, da sie nicht sehr deutlich markiert war und nur wenig semantisches Profil besass.

In den übrigen Indogermanischen Sprachen folgt hingegen die eigentliche Genese des Feminins, denn es ist zwar schon ein neues Genus entstanden, aber es besteht kein Grund anzunehmen, dass dieses bereits deutlich mit dem weiblichen Geschlecht assoziiert war. Verantwortlich für diesen Schritt war neben kleineren Faktoren in erster Linie die Gesellschaftsordnung dieser Zeit, die dazu führte, dass eine grössere Gruppe von Zugehörigkeitsbildungen auf *\*-ih<sub>2</sub>-*, die ebenfalls die Flexion mit differenzierten Nominativen und Akkusativen übernahmen (also Nom. *\*-īh<sub>2</sub> ~* Akk. *\*-ih<sub>2</sub>-m*), auf weibliche Referenz spezialisiert wurden (s. Abschnitt 6.5, ab S. 127 und ab S. 131). Sobald sich eine feminine Gruppe von kritischer Grösse etabliert hatte, kippte dann das neue Subgenus als Ganzes, denn durch die so hergestellte Assoziation mit dem weiblichen Geschlecht wurden Ausdrücke mit maskuliner Referenz in der Klasse unpassend. Umgekehrt konnten solche mit femininer Referenz aus dem alten belebten Genus ins jetzt neu feminine Genus überführt werden. Dies setzt eine Kettenreaktion in Gang, bei der die semantische Motivation der Genera durch jede Umklassifizierung stärker wird, was wiederum weitere Umklassifizierungen begünstigt. Auf diese Weise wurde nicht nur das neue Genus immer femininer, sondern auch das alte belebte Genus immer maskuliner.

Da die *ih<sub>2</sub>-* Stämme nach ihrem Auslaut zu schliessen bereits in der neuen Subklasse integriert waren, hatten sie auch schon die entsprechende Kongruenz. Als ursprüngliche Formen auf *\*-h<sub>2</sub>* verfügten die *ih<sub>2</sub>-* Stämme zuerst nicht über eigene oblique Kasus, weshalb die schwachen Stämme auf *\*-jáh<sub>2</sub>-* nach dem Einsetzen der Durchführung des Suffixes im Paradigma der *ah<sub>2</sub>-* Stämme hinzugebildet sein müssen. Dabei scheint es zunächst erstaunlich, dass hier nicht einfach *\*-ih<sub>2</sub>-* im ganzen Paradigma verallgemeinert wurde. Schon zu diesem Zeitpunkt existierten allerdings aus der früheren Phase oblique Kasus auf *\*-já-h<sub>2</sub>-*, die zu *io*-Adjektiven gehörten. Statt neue Kasus zu bilden, integrierten die *ih<sub>2</sub>-* Stämme diese

Formen in ihr Paradigma. Durch Unterschiede beim Wurzelablaut der Basis der beteiligten Bildungen lassen sich auch die Hinweise auf Ablaut der Basen bei *ih*<sub>2</sub>-Stämmen verstehen.

Für die nun folgende Übertragung der *ih*<sub>2</sub>-Stämme auch auf kongruierende Elemente kann auf eine ganze Reihe von Prozessen zurückgegriffen werden, die auch zur Entstehung des femininen Genus überhaupt vorgeschlagen wurden, aber allein nicht in der Lage gewesen wären, eine neue Klasse hervorzubringen. Sobald es aber nur darum geht, die bereits in der Klasse integrierte Markierung vom Substantiv auch auf Adjektive zu übertragen, sind Vorgänge wie die Umdeutung von Appositionen zu Adjektiven oder sogar das direkte Kopieren des Suffixes unproblematisch (vgl. Abschnitt 6.1, ab S. 108). Die Ausbreitung der *ih*<sub>2</sub>-Stämme auf athematische und zum Teil auch auf thematische Kongruenzformen fand über weite Strecken erst in den Einzelsprachen statt, denn hier sind die grössten distributionellen Unterschiede zwischen den Sprachen zu finden.

Durch die Rekonstruktion einer klassifizierenden Nominativ-Akkusativ-Endung als Ausgangspunkt lässt sich somit die Entwicklung des femininen Genus als Abfolge von motivierten und parallelisierbaren Einzelprozessen präzise beschreiben. Es bleibt nun allerdings die weiterführende Frage, wie diese Endung im Kategoriensystem des Frühindogermanischen integriert war und wie dieses ausgesehen haben müsste. Stellt man die klassifizierenden Kasus-Numerus-Endungen dieser Phase nebeneinander (s. Tabelle 2, S. 137), sind besonders die Duale auffällig. Der belebte Dual unterscheidet nicht wie Singular und Plural zwischen Nominativ und Akkusativ und neben dem neutralen Dual müsste der Singular, wenn es noch keinen Plural gab, als ‘Singular oder Plural, aber nicht Dual’ umschrieben werden, was wenig sinnvoll erscheint. Nun sind aber auch für den Dual ähnliche Herleitungen wie für die Kollektiva vorgeschlagen worden, weshalb diese ebenfalls als zunächst nicht primär den Numerus bezeichnende Kongruenzklassen angesehen werden könnten.

So ergäbe sich das in Tabelle 3 (S. 140) dargestellte System, das nicht mehr vernünftig als eines mit klassifizierenden Kasus-Numerus-Endungen beschrieben werden kann, denn Kasus und Numerus sind nur in der belebten Klasse differenziert. Die derivationellen Eigenschaften der Kollektiva sind in diesem System ebenfalls weniger überraschend, denn sie teilen diese mit den Vorstufen der Duale und insgesamt tritt die deutlich flexivische Kategorie Kasus in den Hintergrund. In dieser Phase ist das System besser als Nominalklassensystem zu beschreiben. In einem solchen lässt sich das derivationelle Potential der Markierungen typologisch gut parallelisieren (vgl. besonders Abschnitt 2.6, ab S. 18).

Versucht man nun, die Markierungen auf dieser Stufe wegen der derivationellen Eigenschaften doch als Suffixe zu analysieren, steht man vor dem Problem, dass sie dann wohl als Neutra, d. h. mit Nullendung zu interpretieren wären. Diese kongruieren aber hinsichtlich des \*-Ø und nicht hinsichtlich ihres Suffixes. Hier eröffnet sich eine zwar spekulative, aber vielversprechende Möglichkeit, nämlich dass das bis jetzt rekonstruierte Modell das Zwischenresultat eines Abbauprozesses ist. In Abschnitt 7.3 ab S. 140 ist daher der Versuch unternommen, auch die vor der Nullendung stehenden Suffixe bei den Proto-Neutra als ehemalige Nominalklassenmarkierungen zu deuten, die in der früheren Entwicklungsstufe ebenfalls Kongruenz auslösten (vgl. Tabelle 4, S. 141). Diese Interpretation könnte das scheinbar unregelmäßige Nebeneinander der adjektivbildenden Suffixe des Caland-Systems (im weiten Sinn) verständlich machen, denn diese könnten als ehemalige Kongruenzzeichen gedeutet werden.

Der Druck zum Abbau des Nominalklassensystems ging von der belebten Endung \*-s aus, die ebenfalls aus einer Klassenmarkierung hergeleitet werden kann, aber in Opposition

zu *\*-m* geriet und als Nominativendung reanalysiert wurde. Dies wiederum ermöglichte die Reanalyse der Proto-Neutra als Suffix plus Nullendung, die letztlich den Zerfall des Nominalklassensystems zur Folge hatte. Bezieht man an dieser Stelle noch die zu den primären Suffixen gebildeten schwachen Formen (die späteren endungslosen Lokative) in die Überlegungen mit ein, ergeben sich weitere interessante Möglichkeiten zum Verständnis der späteren morphosyntaktischen Kategorien des indogermanischen Nomens (s. 7.5, ab S. 143). Unter anderem schliesst sich hier auch der Kreis zum Beginn der Entwicklung, denn in diesem Zusammenhang erfährt auch *\*-éh<sub>2</sub>* eine Deutung, die der (später sicher realen) Analyse als *\*-é-h<sub>2</sub>* vorzuziehen ist.

## Literatur

- Adrados, Francisco R. (1962). "Hethitisch und Indogermanisch". In: *II. Fachtagung für Indogermanische und Allgemeine Sprachwissenschaft, Innsbruck, 10.–15. Oktober 1961, Vorträge und Veranstaltungen*. Hrsg. von Johann Knobloch. Innsbruck, 145–151.
- (1968). "Die Rekonstruktion des Indogermanischen und die strukturalistische Sprachwissenschaft". In: *Indogermanische Forschungen* 73, 1–47.
- (1992). "The New Image of Indo-European. The History of a Revolution". In: *Indogermanische Forschungen* 97, 1–28.
- Aikhenvald, Alexandra Y. (2000). *Classifiers. A Typology of Noun Categorization Devices*. Oxford: Oxford University Press.
- Aissen, Judith (2003). "Differential object marking: iconicity vs. economy". In: *Natural Language and Linguistic Theory* 21, 435–448.
- Allan, Keith (1977). "Classifiers". In: *Language* 53, 285–311.
- Audring, Jenny (2008). "Gender assignment and gender agreement: Evidence from pronominal gender languages". In: *Morphology* 18, 93–116.
- (2010). "Deflexion und pronominales Genus". In: *Kontrastive Germanistische Linguistik*. Hrsg. von Antje Dammel, Sebastian Kürschner und Damaris Nübling. Hildesheim: Georg Olms, 693–717.
- (2013). "A pronominal view of gender agreement". In: *Language Sciences* 35, 32–46.
- Balles, Irene (2004). "Zur Rekonstruktion des früh-urindogermanischen Nominalklassensystems". In: *Per aspera ad asteriscos. Studia Indogermanica in honorem Jens Elmegård Rasmussen sexagenarii Idibus Martis anno MMIV*. Hrsg. von Adam Hyllested u. a. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, 43–57.
- (2006). *Die altindische Cvi-Konstruktion. Form, Funktion, Ursprung*. Bremen: Hempen.
- (2009a). "The Old Indic cvi construction, the Caland system, and the PIE adjective". In: *Internal Reconstruction in Indo-European. Methods, Results, and Problems. Section Papers from the XVI International Conference on Historical Linguistics, University of Copenhagen, 11th-15th August, 2003*. Hrsg. von Jens Elmegård Rasmussen und Thomas Olander. Copenhagen: Museum Tusulanum Press, 1–15.
- (2009b). "Zu den i-stämmigen Adjektiven des Lateinischen". In: *Protolanguage and Prehistory. Akten der XII. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft, vom 11. bis 15. Oktober 2004 in Krakau*. Hrsg. von Rosemarie Lühr und Sabine Ziegler. Wiesbaden: Reichert, 1–26.
- Booij, Geert (2000). "Inflection and Derivation". In: *Morphology. An International Handbook on Inflection and Word-Formation*. Hrsg. von Geert Booij u. a. Bd. 1. Berlin: de Gruyter, 360–369.
- Bossong, Georg (1991). "Differential object marking in Romance and beyond". In: *New analyses in Romance linguistics*. Hrsg. von Dieter Wanner und Douglas A. Kibbee. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins, 143–170.
- (1998). "Le marquage différentiel de l'objet dans les langues d'Europe". In: *Actance et valence dans les langues de l'Europe*. Hrsg. von Jack Feuillet. Berlin / New York: Mouton de Gruyter, 193–258.
- Brown, Dunstan, Greville Corbett und Carol Tiberius, Hrsg. (2003). *Agreement: a Typological Perspective (Transactions of the Philological Society 101.2)*. Oxford / Boston: Blackwell.
- Brugmann, Karl (1889). "Das Nominalgeschlecht in den indogermanischen Sprachen". In: *(Techmers) Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft* 4, 100–109.
- (1891). "Zur Frage der Entstehung des grammatischen Geschlechts". In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 15, 523–531.
- (1892). *Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. Zweiter Band: Wortbildungslehre (Stammbildungs- und Flexionslehre)*. Strassburg: Trübner.
- (1897). *The Nature and Origin of the Noun Genders in the Indo-European Languages*. Princeton Lectures. New York: Charles Scribner's Sons.

- Brugmann, Karl (1911). *Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. Vergleichende Laut-, Stammbildungs- und Flexionslehre nebst Lehre vom Gebrauch der Wortformen der indogermanischen Sprachen, zweite Bearbeitung. Zweiter Band: Lehre von den Wortformen und ihrem Gebrauch. Zweiter Teil.* Strassburg: Trübner.
- Clackson, James (2007). *Indo-European Linguistics. An Introduction.* Cambridge: Cambridge University Press.
- Claudi, Ulrike (1985). *Zur Entstehung von Genussystemen. Überlegungen zu einigen theoretischen Aspekten, verbunden mit einer Fallstudie des Zande.* Hamburg: H. Buske.
- Contini-Morava, Ellen und Marcin Kilarski (2013). "Functions of nominal classification". In: *Language Sciences* 40, 263–299.
- Corbett, Greville (1991). *Gender.* Cambridge: Cambridge University Press.
- (2000). *Number.* Cambridge: Cambridge University Press.
  - (2005). "Numbers of Genders. Sex-based and Non-sex-based Systems. Systems of Gender Assignment". In: *The World Atlas of Language Structures.* Hrsg. von Martin Haspelmath und Hans-Jörg Bibiko. Oxford linguistics. New York: Oxford University Press, 126–137.
  - (2006). *Agreement.* Cambridge: Cambridge University Press.
- Craig, Colette (1986). "Jacaltec noun classifiers. A study in language and culture". In: *Noun Classes and Categorization. Proceedings of a Symposium on Categorization and Noun Classification, Eugene, Oregon, October 1983.* Hrsg. von Colette Craig. Amsterdam: John Benjamins, 263–293.
- (1992). "Classifiers in a Functional Perspective". In: *Layered Structure and Reference in a Functional Perspective.* Hrsg. von Michael Fortescue, Peter Harder und Lars Kristoffersen. Amsterdam: John Benjamins, 277–301.
- Croft, William und D. A. Cruse (2004). *Cognitive linguistics.* Cambridge: Cambridge University Press.
- Dixon, R.M.W. (1986). "Noun Classes and Noun Classification in Typological Perspective". In: *Noun Classes and Categorization. Proceedings of a Symposium on Categorization and Noun Classification, Eugene, Oregon, October 1983.* Hrsg. von Colette Craig. Amsterdam: John Benjamins, 105–112.
- Dixon, Robert M. W. (1972). *The Dyirbal language of North Queensland.* Cambridge: Cambridge University Press.
- Dressler, Wolfgang und Ursula Doleschal (1990). "Gender Agreement via Derivational Morphology". In: *Acta Linguistica Hungarica* 40, 115–137.
- Dunkel, George E. (2014). *Lexikon der indogermanischen Partikeln und Pronominalstämme.* Heidelberg: Winter.
- Eichner, Heiner (1973). "Die Etymologie von heth. *mehur*". In: *Münchener Studien zur Sprachwissenschaft* 31, 53–107.
- (1974). "Zu Etymologie und Flexion von vedisch *strī* und *pūmān*". In: *Die Sprache* 20, 26–42.
  - (1985). "Das Problem des Ansatzes eines urindogermanischen Numerus 'Kollektiv' ('Komprehensiv')". In: *Grammatische Kategorien. Funktion und Geschichte. Akten der VII. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft, Berlin, 20.-25. Februar 1983.* Hrsg. von Bernfried Schlerath und Veronica Rittner. Wiesbaden: Reichert, 134–169.
- Fellner, Hannes (2014). "Das Femininum der thematischen Adjektiva im Tocharischen". In: *Morphologie, Substantiv versus Adjektiv, Kollektivum. Akten der Arbeitstagung der Indogermanischen Gesellschaft vom 14. bis 16. September 2011 in Erlangen.* Hrsg. von Norbert Oettinger und Thomas Steer. Wiesbaden: Reichert, 65–77.
- Fellner, Hannes und Laura Grestenberger (2016). "The Greek and Latin verbal governing compounds in *\*-ā* and their prehistory". In: *Etymology and the European Lexicon. Proceedings of the 14<sup>th</sup> Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft, 17–22 September 2012, Copenhagen.* Hrsg. von Bjarne Simmelkjær Sandgaard Hansen u. a. Wiesbaden: Reichert, 135–149.
- Fodor, István (1959). "The Origin of Grammatical Gender". In: *Lingua* 8, 1–41, 186–214.
- Forrer, Emil O. (1921). "Ausbeute aus den Boghazköi-Inschriften". In: *Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin* 61, 20–39.

- Fortson, Benjamin W. (IV) (2010). *Indo-European Language and Culture. An Introduction*. 2<sup>nd</sup> Edition. Oxford: Blackwell.
- Friedrich, Johannes (1924). "Die bisherigen Ergebnisse der hethitischen Sprachforschung". In: *Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für Wilhelm Streitberg*. Wiesbaden: Winter, 304–318.
- (1932). *Hethitisch und "Kleinasiatische" Sprachen*. Berlin / Leipzig: de Gruyter.
  - (1940). *Hethitisches Elementarbuch. Erster Teil: Kurzgefasste Grammatik*. Bd. I. Heidelberg: Winter.
  - (1960). *Hethitisches Elementarbuch. Erster Teil: Kurzgefasste Grammatik*. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Bd. I. Heidelberg: Winter.
- Fritz, Matthias (1998). "Die urindogermanischen *s*-Stämme und die Genese des dritten Genus". In: *Sprache und Kultur der Indogermanen. X. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft, Innsbruck, 22.–28. September 1996*. Hrsg. von Wolfgang Meid. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, 255–264.
- (2011). *Der Dual im Indogermanischen. Genealogischer und typologischer Vergleich einer grammatischen Kategorie im Wandel*. Heidelberg: Winter.
- Froschauer, Regine (2003). *Genus im Althochdeutschen. Eine funktionale Analyse des Mehrfachgenus althochdeutscher Substantive*. Heidelberg: Winter.
- Givón, Talmy (1976). "Topic, pronoun and grammatical agreement". In: *Subject and Topic*. Hrsg. von Charles N. Li. New York: Academic Press, 149–188.
- Greenberg, Joseph H. (1978). "How Does Language Acquire Gender Markers?" In: *Universals of Human Language III: Word Structure*. Hrsg. von Joseph H. Greenberg, Charles A. Ferguson und Edith A. Moravcsik. Stanford: Stanford University Press, 241–270.
- Grinevald, Colette (2000). "A Morphosyntactic Typology of Classifiers". In: *Systems of Nominal Classification*. Hrsg. von Gunter Senft. Cambridge: Cambridge University Press, 50–92.
- (2002). "Making sense of nominal classification. Noun classifiers and the grammaticalization variable". In: Hrsg. von Ilse Wischer und Gabriele Diewald. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins, 259–275.
- Grinevald, Colette und Frank Seifart (2004). "Noun classes in African and Amazonian languages: Towards a comparison". In: *Linguistic Typology* 8, 243–285.
- Grotefend, Georg Friedrich (1838). "Rezension von Lajard, Felix: Recherches sur le culte, les symboles, les attributs et les monuments figurés de Venus, en orient et en occident". In: *Göttingische gelehrte Anzeigen*, 418–425.
- Hackstein, Olav (2010). *Apposition and Nominal Classification in Indo-European and Beyond*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- (2012). "Collective and feminine in Tocharian". In: *Linguistic Developments along the Silk Road. Archaism and Innovation in Tocharian*. Hrsg. von Olav Hackstein und Ronald I. Kim. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 143–177.
- Hajnal, Ivo (1994). "Die lykischen *a*-Stämme: Zum Werdegang einer Nominalklasse". In: *In honorem Holger Pedersen. Kolloquium der Indogermanischen Gesellschaft vom 26. bis 28. März 1993 in Kopenhagen*. Hrsg. von Jens Elmegård Rasmussen und Benedicte Nielsen. Wiesbaden: Reichert, 135–171.
- (1995). *Der lykische Vokalismus. Methode und Erkenntnisse der vergleichenden anatolischen Sprachwissenschaft, angewandt auf das Vokalsystem einer Kleincorpusprache*. Graz: Leykam.
- Harðarson, Jón Axel (1987). "Zum urindogermanischen Kollektivum". In: *Münchener Studien zur Sprachwissenschaft* 48, 71–113.
- (1994). "Der Verlust zweier wichtiger Flexionskategorien im Uranatolischen". In: *Historische Sprachforschung* 107, 30–41.
  - (2010). *Kollektivum und Femininum im Urindogermanischen*. Handout, 4. Jenaer Indogermanisches Kolloquium, 28.–29. 7. 2010.

- Harðarson, Jón Axel (2014). “Das andere Wort für ‘Frau’ im Indogermanischen”. In: *Studies on the Collective and Feminine in Indo-European from a Diachronic and Typological Perspective*. Hrsg. von Sergio Neri und Roland Schuhmann. Leiden: Brill, 23–55.
- Heine, Bernd und Mechthild Reh (1984). *Grammaticalization and reanalysis in African languages*. Hamburg: H. Buske.
- Henning, Rudolf (1895). “Über die Entwicklung des grammatischen Geschlechts”. In: *Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung* 33, 402–419.
- Hockett, Charles F. (1958). *A Course in Modern Linguistics*. Toronto: MacMillan.
- Hout, Theo P. J. van den (2001). “Neuter Plural Subjects and Nominal Predicates in Anatolian”. In: *Anatolisch und Indogermanisch. Anatolico e indoeuropeo. Akten des Kolloquiums der Indogermanischen Gesellschaft, Pavia, 22.–25. September 1998*. Hrsg. von Onofrio Carruba und Wolfgang Meid. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, 167–192.
- Hrozný, Friedrich (1915). “Die Lösung des hethitischen Problems. Ein vorläufiger Bericht.” In: *Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin* 56, 17–50.
- (1917). *Die Sprache der Hethiter, ihr Bau und ihre Zugehörigkeit zum indogermanischen Sprachstamm*. Leipzig: Hinrich.
- (1920). “Über die Völker und Sprachen des alten Chatti-Landes”. In: *Boghazköi-Studien* 5.
- Ibrahim, Muhammad Hasan (1973). *Grammatical Gender. Its Origin and Development*. The Hague: Mouton.
- Irslinger, Britta (2010). “Genus und Nominalaspekt”. In: *Historische Sprachforschung* 122, 1–30.
- Jacobi, Hermann (1897). *Compositum und Nebensatz*. Bonn: Friedrich Cohen.
- Jensen, P. (1919). “Rezension von Hrozný, Friedrich: Die Sprache der Hethiter, ihr Bau und ihre Zugehörigkeit zum indogermanischen Sprachstamm”. In: *Theologische Literaturzeitung* 44, 122–123.
- Kammenhuber, Annelies (1968). “Die Sprachen des vorhellenistischen Kleinasien in ihrer Bedeutung für die heutige Indogermanistik”. In: *Münchener Studien zur Sprachwissenschaft* 24, 55–123.
- (1969). “Hethitisch, Palaisch, Luwisch und Hieroglyphenluwisch”. In: *Handbuch der Orientalistik, I.2.2: Altkleinasiatische Sprachen*. Hrsg. von B. Spuler. Leiden / Köln: Brill, 119–357.
- Kastner, Wolfgang (1967). *Die griechischen Adjektive zweier Endungen auf -ος*. Heidelberg: Winter.
- Kienast, Burkhard, Erhart Graefe und Gene B. Gragg (2001). *Historische semitische Sprachwissenschaft*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Kilarski, Marcin (2013). *Nominal Classification. A history of its study from the classical period to the present*. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins.
- Kilarski, Marcin und Peter Trudgill (2000). “The Function of Linguistic Gender: a Discussion”. In: *Poznan Studies in Contemporary Linguistics* 36, 191–201.
- Kim, Ronald I. (2009). “The feminine gender in Tocharian and Indo-European”. In: *East and West: Papers in Indo-European Studies*. Hrsg. von Kazuhiko Yoshida und Brent Vine. Bremen: Hempen, 69–87.
- (2014). “A Tale of Two Suffixes: \*-h<sub>2</sub>-, \*-ih<sub>2</sub>-, and the Evolution of Feminine Gender in Indo-European”. In: *Studies on the Collective and Feminine in Indo-European from a Diachronic and Typological Perspective*. Hrsg. von Sergio Neri und Roland Schuhmann. Leiden: Brill, 115–136.
- Kimball, Sara E. (1999). *Hittite Historical Phonology*. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck.
- Klingenschmitt, Gert (1992). “Die lateinische Nominalflexion”. In: *Latein und Indogermanisch. Akten des Kolloquiums der Indogermanischen Gesellschaft, Salzburg, 23.–26. September 1986*. Hrsg. von Oswald Panagl und Thomas Krisch. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, 89–135.
- Kloekhorst, Alwin (2008). *Etymological Dictionary of the Hittite Inherited Lexicon*. Leiden: Brill.
- Knudtzon, J.A. (1902). *Die zwei Arzawa-Briefe. Die ältesten Urkunden in indogermanischer Sprache*. Leipzig: Hinrich.
- Kretschmer, Paul (1925). “Die protindogermanische Schicht”. In: *Glotta* 14, 300–319.
- Kronasser, Heinz (1966). *Etymologie der hethitischen Sprache*. Wiesbaden: Harrassowitz.

- Kuryłowicz, Jerzy (1964). *The Inflectional Categories of Indo-European*. Heidelberg: Winter.
- Lakoff, George (1987). *Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal About the Mind*. Chicago: University of Chicago Press.
- Laroche, Emmanuel (1970). “Études de linguistique anatolienne, III: 9. Le directif. 10. Le problème du féminin”. In: *Revue Hittite et Asianique* 28, 22–57.
- (1979). “L’inscription lycienne”. In: *Fouilles de Xanthos, tome VI: La stèle trilingue du Létôn*. Paris: Klincksieck, 49–127.
- Ledo-Lemos, Francisco José (2000). *Femininum Genus. A Study on the Origins of the Indo-European Feminine Grammatical Gender*. München: Lincom.
- (2002). *La palabra “mujer” en indoeuropeo*. München: Lincom.
- Lehmann, Winfred P. (1958). “On Earlier Stages of Indo-European Nominal Inflection”. In: *Language* 34, 179–202.
- Leiss, Elisabeth (1997). “Genus im Althochdeutschen”. In: *Grammatica Ianua Artium. Festschrift für Rolf Bergmann zum 60. Geburtstag*. Hrsg. von Elvira Glaser, Michael Schläefer und Ludwig Rübekeil. Heidelberg: Winter, 33–48.
- (2000). “Gender in Old High German”. In: *Gender in Grammar and Cognition. I: Approaches to Gender. II: Manifestations of Gender*. Hrsg. von Barbara Unterbeck u. a. Berlin / New York: de Gruyter, 237–258.
- Leukart, Alex (1994). *Die frühgriechischen Nomina auf -tās und -ās. Untersuchungen zu ihrer Herkunft und Ausbreitung, unter Vergleich mit den Nomina auf -eús*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Levin, Magnus (2001). *Agreement with Collective Nouns in English*. Stockholm: Almqvist & Wiksell.
- Litscher, Roland (2007). “κρέας, *kravīh* and the original nom.-acc. sg. of the IE *s*-stem neuters”. In: *Greek and Latin from an Indo-European Perspective*. Hrsg. von Coulter George u. a. Cambridge: Cambridge University Press, 107–120.
- (2009). “Die Genese des dritten Genus: ein neuer Versuch”. In: *Protolanguage and Prehistory. Akten der XII. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft, vom 11. bis 15. Oktober 2004 in Krakau*. Hrsg. von Rosemarie Lühr und Sabine Ziegler. Wiesbaden: Reichert, 271–285.
- (2014). “Voraussetzungen für ein feminines Genus und Implikationen für das Kategoriensystem des frühindogermanischen Nomens”. In: *Studies on the Collective and Feminine in Indo-European from a Diachronic and Typological Perspective*. Hrsg. von Sergio Neri und Roland Schuhmann. Leiden: Brill, 137–165.
- (2015). “The Nominative Singular of PIE \*eh<sub>2</sub>- and \*ih<sub>2</sub>-Stems”. In: *Indogermanische Forschungen* 120, 297–312.
- Lohmann, Johannes (1932). *Genus und Sexus. Eine morphologische Studie zum Ursprung der indogermanischen nominalen Genus-Unterscheidung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lommel, Herman (1912). *Studien über Indogermanische Femininbildungen*. Göttingen: Hubert.
- Luraghi, Silvia (2009a). “Indo-European Nominal Classification: From Abstract to Feminine”. In: *Proceedings of the 20th Annual UCLA Indo-European Conference*. Hrsg. von Stephanie W. Jamison, H. Craig Melchert und Brent Vine. Bremen: Hempen, 115–131.
- (2009b). “The origin of the feminine gender in Indo-European. An old problem in a new perspective”. In: *Grammatical Change in Indo-European Languages. Papers Presented at the Workshop on Indo-European Linguistics at the XVIIIth International Conference on Historical Linguistics, Montreal, 2007*. Hrsg. von Vít Bubeník, John Hewson und Sarah Rose. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins, 3–13.
- (2011). “The origin of the Proto-Indo-European gender system: Typological considerations”. In: *Folia Linguistica* 45, 435–464.
- (2014). “Gender and Word Formation: The PIE Gender System in Cross-Linguistic Perspective”. In: *Studies on the Collective and Feminine in Indo-European from a Diachronic and Typological Perspective*. Hrsg. von Sergio Neri und Roland Schuhmann. Leiden: Brill, 199–232.
- Malzahn, Melanie (2000). “Die Genese des idg. Numerus Dual”. In: *125 Jahre Indogermanistik in Graz. Festband anlässlich des 125jährigen Bestehens der Forschungsrichtung “Indogermanistik”*



- an der Karl-Franzens-Universität Graz. Hrsg. von Michaela Ofitsch und Christian Zinko. Graz: Leykam, 291–315.
- Marstrand, Carl J.S. (1919). *Caractère indo-européen de la langue hittite*. No.3. Skrifter utgit av Videnskapselskapet i Kristiania 1918, historisk-filosofisk klasse. Kristiania.
- Martinet, André (1956). “Le genre féminin en indo-européen: Examen fonctionnel du problème”. In: *Bulletin de la Société Linguistique de Paris* 52, 83–95.
- Matasović, Ranko (2004). *Gender in Indo-European*. Heidelberg: Winter.
- (2006). “Collective in Proto-Indo-European”. In: *Proceedings of the Seventeenth Annual UCLA Indo-European Conference October 27 - 28, 2005*. Hrsg. von Karlene Jones-Bley u. a. Washington D.C.: Institute for the Study of Man, 107–120.
- Mayrhofer, Manfred (1992). *Etymologisches Wörterbuch des Altindiarischen. Band 1*. Heidelberg: Winter.
- Meid, Wolfgang (1975). “Probleme der räumlichen und zeitlichen Gliederung des Indogermanischen”. In: *Flexion und Wortbildung. Akten der V. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft, Regensburg, 9.–14. September 1973*. Hrsg. von Helmut Rix. Wiesbaden: Reichert, 204–219.
- (1979). “Der Archaismus des Hethitischen”. In: *Hethitisch und indogermanisch. Vergleichende Studien zur historischen Grammatik und zur dialektgeographischen Stellung der indogermanischen Sprachgruppe Altkleinasiens*. Hrsg. von Erich Neu und Wolfgang Meid. Bd. 25. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, 159–176.
- Meier, Ernst (1846). *Die Bildung und Bedeutung des Plurals in den semitischen und indogermanischen Sprachen*. Mannheim.
- Meier-Brügger, Michael (2010). *Indogermanische Sprachwissenschaft*. 9., durchgesehene und ergänzte Auflage. Berlin / New York: de Gruyter.
- Meillet, Antoine (1903). *Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes*. Paris: Hachette.
- (1909). *Einführung in die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen*. Vom Verfasser genehmigte und durchgesehene Übersetzung von Wilhelm Printz. (2<sup>ème</sup> édition). Leipzig / Berlin: Teubner.
- (1915). *Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes*. 4<sup>ème</sup> édition. Paris: Hachette.
- (1918/19). “Rezension von Holma, Harri: Études sur les vocabulaires sumériens-accadiens-hittites de Delitzsch; Marstrand, Carl J. S.: Caractère indo-européen de la langue hittite”. In: *Bulletin de la Société Linguistique de Paris* 21, 294–295.
- (1921). *Linguistique historique et linguistique générale, tome 1*. Paris: Honoré Champion.
- (1922a). “Du nominatif-accusatif masculin en slave commun”. In: *Bulletin de la Société Linguistique de Paris* 23, 87–93.
- (1922b). “Rezension von Sommer, Ferdinand: Hethitisches; Debrunner, Albert: Die Sprache der Hethiter; Friedrich, Johannes; Zimmern, Heinrich: Hethitische Gesetze aus dem Staatsarchiv von Boghazköi”. In: *Bulletin de la Société Linguistique de Paris* 23, 126–128.
- (1924). *Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes*. 6<sup>ème</sup> édition. Paris: Hachette.
- (1931). “Essai de chronologie des langues indo-européennes”. In: *Bulletin de la Société Linguistique de Paris* 32, 1–28.
- (1937). *Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes*. 8<sup>ème</sup> édition. Paris: Hachette.
- Meiser, Gerhard (1998). *Historische Laut- und Formenlehre der lateinischen Sprache*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Melchert, H. Craig (1992). “Relative Chronology and Anatolian: the Vowel System”. In: *Rekonstruktion und relative Chronologie. Akten der VIII. Fachtagung der indogermanischen Gesellschaft Leiden, 31. August – 4. September 1987*. Hrsg. von Robert Beekes, Alexander Lubotsky und Jos Weitenberg. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, 41–53.

- Melchert, H. Craig (1994a). *Anatolian Historical Phonology*. Amsterdam: Rodopi.
- (1994b). “The Feminine Gender in Anatolian”. In: *Früh-, Mittel-, Spätindogermanisch. Akten der IX. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft vom 5. bis 9. Oktober 1992 in Zürich*. Hrsg. von George E. Dunkel u. a. Wiesbaden: Reichert, 231–244.
  - (2000). “Tocharian Plurals in *-nt-* and Related Phenomena”. In: *Tocharian and Indo-European Studies* 9, 53–75.
  - (2011). “The PIE collective plural and the “τὰ ζῶα τρέχει rule””. In: *Indogermanistik und Linguistik im Dialog. Akten der XIII. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft vom 21. bis 27. September 2008 in Salzburg*. Hrsg. von Thomas Krisch und Thomas Lindner. Wiesbaden: Reichert, 395–400.
  - (2014). “PIE *\*-eh<sub>2</sub>* as an “individualizing” Suffix and the Feminine Gender”. In: *Studies on the Collective and Feminine in Indo-European from a Diachronic and Typological Perspective*. Hrsg. von Sergio Neri und Roland Schuhmann. Leiden: Brill, 257–272.
- Melchert, H. Craig und Norbert Oettinger (2009). “Ablativ und Instrumental im Hethitischen und Indogermanischen. Ein Beitrag zur relativen Chronologie”. In: *Incontri Linguistici* 32, 53–73.
- Minissi, Nullo (1961). “La categoria del genere nelle lingue slave”. In: *Istituto universitario Orientale. Annali. Sezione Slava* 4, 23–41.
- Miranda, Rocky V. (1975). “Indo-European Gender: A Study in Semantic and Syntactic Change”. In: *Journal of Indo-European Studies* 3, 199–215.
- Müller, Friedrich (1884). *Grundriss der Sprachwissenschaft. III. Band: Die Sprachen der lockenhaarigen Rassen*. Wien: Alfred Hölder.
- Neri, Sergio (2003). *Isostantivi in -u del gotico. Morfologia e preistoria*. Bd. 108. Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck.
- Neri, Sergio und Roland Schuhmann, Hrsg. (2014). *Studies on the Collective and Feminine in Indo-European from a Diachronic and Typological Perspective*. Leiden: Brill.
- Neu, Erich (1969). “Rezension von Kastner, Wolfgang: Die griechischen Adjektive zweier Endungen auf *-ος*”. In: *Indogermanische Forschungen* 74, 235–241.
- (1976). “Zur Rekonstruktion des indogermanischen Verbalsystems”. In: *Studies in Greek, Italic and Indo-European Linguistics Offered to Leonard R. Palmer on the Occasion of His Seventieth Birthday, June 5, 1976*. Hrsg. von Anna Morpurgo Davies und Wolfgang Meid. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, 239–254.
- Neumann, Günter (1967). “Zum Stand der Hethitologie”. In: *Indogermanische Sprachwissenschaft 1816 und 1966. 2 Gastvorträge, gehalten am 28. und 29. April 1966*. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, 21–35.
- Nussbaum, Alan J. (1976). “Caland’s “Law” and the Caland System”. Diss. Cambridge, MA: Harvard University.
- (1986). *Head and Horn in Indo-European*. Berlin/New York: de Gruyter.
  - (2014a). “Abstract, Collective, Neuter Plural: Some remarks on each (Expanded Handout)”. In: *Studies on the Collective and Feminine in Indo-European from a Diachronic and Typological Perspective*. Hrsg. von Sergio Neri und Roland Schuhmann. Leiden: Brill, 273–306.
  - (2014b). “Greek τέκμαρ ‘sign’ and τέκμωρ ‘sign’: Why both?” In: *Morphologie, Substantiv versus Adjektiv, Kollektivum. Akten der Arbeitstagung der Indogermanischen Gesellschaft vom 14. bis 16. September 2011 in Erlangen*. Hrsg. von Norbert Oettinger und Thomas Steer. Wiesbaden: Reichert, 215–260.
- Oettinger, Norbert (1987). “Bemerkungen zur anatolischen *i*-Motion und Genusfrage”. In: *Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung* 100, 35–43.
- (1995). “Griech. ὄστειον, heth. *kulēi* und ein neues Kollektivsuffix”. In: *Verba et Structurae. Festschrift für Klaus Strunk zum 65. Geburtstag*. Hrsg. von Heinrich Hettrich u. a. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, 211–227.
  - (1999). “Der Ablaut des *i*-Kollektivums oder: idg. *\*méli-t* ‘Honig’, gr. *\*ἄλι-τ* ‘Gerste’, heth. *\*péri* ‘Haus’”. In: *Gering und doch von Herzen. 25 indogermanistische Beiträge Bernhard Forssman*

- zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Jürgen Habisreiter, Robert Plath und Sabine Ziegler. Wiesbaden: Reichert, 207–214.
- Ostrowski, Manfred (1985). “Zur Entstehung und Entwicklung des indogermanischen Neutrums”. In: *Grammatische Kategorien. Funktion und Geschichte. Akten der VII. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft, Berlin, 20.-25. Februar 1983*. Hrsg. von Bernfried Schlerath und Veronica Rittner. Wiesbaden: Reichert, 313–323.
- Paul, Hermann (1920). *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 5. Auflage. Halle: Niemeyer.
- Pedersen, Holger (1938). *Hittitisch und die anderen indoeuropäischen Sprachen*. Bd. XXV, 2. Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelelser. København: Levin & Munksgaard.
- Pinault, Georges-Jean (1987/88). “Védique *jírvi-/jívri-*”. In: *Indologica Taurinensia* 14, 313–338.
- (1998). “Védique *bhūri-*, un ancien substantif”. In: *Bulletin des Études Indiennes* 16, 89–121.
- (2011). “L’origine déictique du genre féminin en indo-européen”. In: *Bulletin de la Société Linguistique de Paris* 106, 129–182.
- Pott, August Friedrich (1856). “Geschlecht (Grammatisches)”. In: *Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge bearbeitet von genannten Schriftstellern, Erste Section A – G, 62. Teil*. Hrsg. von J.S. Ersch und J.G. Gruber. Leipzig: Brockhaus, 393–460.
- Rasmussen, Jens Elmegård (1992). “The Distribution of *e* and *a* in Lycian”. In: *Rekonstruktion und relative Chronologie. Akten der VIII. Fachtagung der indogermanischen Gesellschaft Leiden, 31. August – 4. September 1987*. Hrsg. von Robert Beekes, Alexander Lubotsky und Jos Weitenberg. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, 359–366.
- Reid, Nicholas (1990). “Ngan’gityemerri. A Language of the Daly River Region, Northern Territory of Australia”. Diss. Australian National University.
- (1997). “Class and Classifier in Ngan’gityemerri”. In: *Nominal Classification in Aboriginal Australia*. Hrsg. von Mark Harvey und Nicholas Reid. Amsterdam: John Benjamins, 165–228.
- Rieken, Elisabeth (1994). “Der Wechsel *-a/-i-* in der Stammbildung des hethitischen Nomens”. In: *Historische Sprachforschung* 107, 42–53.
- (2005). “Neues zum Ursprung der anatolischen *i*-Mutation”. In: *Historische Sprachforschung* 118, 48–74.
- Rijkhoff, Jan (1991). “Nominal Aspect”. In: *Journal of Semantics* 8, 291–309.
- Risch, Ernst (1974). *Wortbildung der homerischen Sprache*. 2., völlig überarbeitete Auflage. Berlin / New York: de Gruyter.
- Sands, Kristina (1995). “Nominal Classification in Australia”. In: *Anthropological Linguistics* 37.3, 247–346.
- Schleicher, August (1863). “Die genusbezeichnung im indogermanischen”. In: *Kuhn und Schleichers Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung* 3, 92–96.
- (1871). *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*. 3. berichtigte und vermehrte Auflage. Weimar: Hermann Böhlau.
- Schlerath, Bernfried (1981[82]). “Ist ein Raum/Zeit-Modell für eine rekonstruierte Sprache möglich?” In: *Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung* 95, 175–202.
- (1982/83). “Sprachvergleich und Rekonstruktion: Methoden und Möglichkeiten”. In: *Incontri Linguistici* 8, 53–69.
- (1985). “Probleme der Rekonstruktion: Schlusswort und Ausblick”. In: *Incontri Linguistici* 10, 11–18.
- (1987). “On the Reality and Status of a Reconstructed Language”. In: *Journal of Indo-European Studies* 15, 41–46.
- Schmidt, Annette (1985). *Young People’s Dyirbal. An Example of Language Death from Australia*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schmidt, Johannes (1889). *Die Pluralbildungen der indogermanischen Neutra*. Weimar: Hermann Böhlau.
- Scholz, Friedrich (1962). “Zur Entwicklung der Kategorien Genus, genre animé und Person im Russischen”. In: *II. Fachtagung für Indogermanische und Allgemeine Sprachwissenschaft, Innsbruck*,

- 10.–15. Oktober 1961, *Vorträge und Veranstaltungen*. Hrsg. von Johann Knobloch. Innsbruck, 57–60.
- Sebeok, Thomas A. (1966). *Portraits of Linguists. A Bibliographical Source Book for the History of Western Linguistics, 1746-1963. Vol.2: From Eduard Sievers to Benjamin Lee Whorf*. Bloomington / London: Indiana University Press.
- Seifart, Frank (2005). *The Structure and Use of Shape-Based Noun Classes in Miraña (North West Amazon)*. Wageningen: Ponsen & Looijen.
- (2009). “Multidimensional typology and Miraña class markers”. In: *New Challenges in Typology. Transcending the Borders and Refining the Distinctions*. Hrsg. von Patience Epps und Alexandre Arkhipov. Berlin / New York: Mouton de Gruyter, 365–385.
- (2010). “Nominal Classification”. In: *Language and Linguistics Compass* 4/8, 719–736.
- Seiler, Hansjakob (1985). “Zum Verhältnis von Genus und Numerus”. In: *Sprachwissenschaftliche Forschungen. Festschrift für Johann Knobloch zum 65. Geburtstag am 5. Januar 1984*. Hrsg. von Hermann M. Ölberg und Gernot Schmidt. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, 453–457.
- Shields, Kenneth (1995). “On the Origin of the Indo-European Feminine Gender Category”. In: *Indogermanische Forschungen* 100, 101–108.
- Siemund, Peter (2002). “Mass versus Count. Pronominal Gender in Regional Varieties of Germanic Languages”. In: *Sprachtypologie und Universalienforschung* 55, 213–233.
- Sihler, Andrew L. (1995). *New Comparative Grammar of Greek and Latin*. Oxford: Oxford University Press.
- Solta, Georg (1976). “Zur Flexion ursprünglicher adjektivischer *u*-Stämme im Lateinischen”. In: *Studien zur allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft. Karl Ammer zum Gedenken*. Hrsg. von Bolko Schweinitz. Jena, 123–138.
- Sommer, Ferdinand (1920). “Hethitisches”. In: *Boghazköi-Studien* 4.
- (1922). “Hethitisches II”. In: *Boghazköi-Studien* 7.
- (1947). *Hethiter und Hethitisch*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Stang, Christian S. (1942). “Zum indoeuropäischen Kollektivum”. In: *Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap* 13, 282–294.
- Starke, Frank (1982). “Die Kasusendungen der luwischen Sprachen”. In: *Serta Indogermanica. Festschrift für Günter Neumann zum 60. Geburtstag*. Hrsg. von Johann Tischler. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, 407–425.
- (1990). *Untersuchung zur Stammbildung des keilschrift-luwischen Nomens*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Steele, Susan (1978). “Word Order Variation: A Typological Study”. In: *Universals of Human Language IV: Syntax*. Hrsg. von Joseph H. Greenberg, Charles A. Ferguson und Edith A. Moravcsik. Stanford: Stanford University Press, 585–623.
- Steer, Thomas (2012). “Die Lautentwicklung des schwachen Stamms indogermanischer Kollektiva”. In: *Münchener Studien zur Sprachwissenschaft* 66, 81–111.
- (2014). “Zum Kontrastakzent und Wurzelablaut thematischer Kollektiva des Urindogermanischen”. In: *Studies on the Collective and Feminine in Indo-European from a Diachronic and Typological Perspective*. Hrsg. von Sergio Neri und Roland Schuhmann. Leiden: Brill, 333–361.
- Strunk, Klaus (1984). “Probleme der Sprachrekonstruktion und das Fehlen zweier Modi im Hethitischen”. In: *Incontri Linguistici* 9, 136–152.
- Stüber, Karin (2002). *Die primären s-Stämme des Indogermanischen*. Wiesbaden: Reichert.
- (2004). “Die Entzifferung des Hethitischen: Irrwege und Durchbruch”. In: *Königswege, Labyrinth, Sackgassen. Über Formen und Methoden des Denkens, Handelns und Gestaltens*. Hrsg. von Kurt Schärer. Zürich: Chronos, 95–109.
- (2007). “Zur Entstehung des Motionssuffixes idg. *\*-ih<sub>2</sub>-*”. In: *International Journal of Diachronic Linguistics and Linguistic Reconstruction* 4, 1–24.
- (2012). “Kollektive Verbalabstrakta im Indogermanischen”. In: *Münchener Studien zur Sprachwissenschaft* 66, 113–145.

- Stüber, Karin, Thomas Zehnder und Ulla Remmer (2009). *Indogermanische Frauennamen*. Heidelberg: Winter.
- Sturtevant, Edgar H. (1926). "On the Position of Hittite among the Indo-European Languages". In: *Language* 2, 25–34.
- (1929). "The Relationship of Hittite to Indo-European". In: *Transactions and Proceedings of the American Philological Association* 60, 25–37.
- (1933). *A Comparative Grammar of the Hittite Language*. Philadelphia: Linguistic Society of America.
- (1934). "Adjectival *i*-Stems in Hittite and Indo-European". In: *Language* 10, 266–273.
- (1937). "Latin and Hittite Substantive *i*-Stems with Lengthened Grade in the Nominative". In: *Mélanges linguistiques offerts à M. Holger Pedersen à l'occasion de son soixante-dixième anniversaire 7 avril 1937*. København: Levin & Munksgaard, 57–62.
- (1947). "Hittite and Areal Linguistics". In: *Language* 23, 376–382.
- (1952). "The Prehistory of Indo-European: A Summary". In: *Language* 28, 177–181.
- Szemerényi, Oswald (1975). "Rekonstruktion in der indogermanischen Flexion. Prinzipien und Probleme". In: *Flexion und Wortbildung. Akten der V. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft, Regensburg, 9.–14. September 1973*. Hrsg. von Helmut Rix. Wiesbaden: Reichert, 325–345.
- Thurneysen, Rudolf (1946). *A Grammar of Old Irish*. Revised and enlarged edition with supplement. Dublin: The Dublin Institute for Advanced Studies.
- Tichy, Eva (1993). "Kollektiva, Genus femininum und relative Chronologie im Indogermanischen". In: *Historische Sprachforschung* 106, 1–19.
- Tischler, Johann (1991). *Hethitisches Etymologisches Glossar. Teil III, Lf. 8*. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck.
- (2001). *Hethitisches Etymologisches Glossar. Teil II, Lf. 11/12*. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck.
- Trudgill, Peter (1999). "The Function of Linguistic Gender: a Discussion". In: *Poznan Studies in Contemporary Linguistics* 35, 133–152.
- Tryon, Darrell T. (1974). *Daly Family Languages, Australia*. Canberra: Australian National University.
- Unterbeck, Barbara u. a., Hrsg. (2000). *Gender in Grammar and Cognition. I: Approaches to Gender. II: Manifestations of Gender*. Berlin / New York: de Gruyter.
- Vogel, Petra Maria (1996). *Wortarten und Wortartenwechsel. Zur Konversion and verwandten Erscheinungen im Deutschen und in anderen Sprachen*. Berlin: de Gruyter.
- (2000). "Nominal Abstracts and Gender in Modern German". In: *Gender in Grammar and Cognition. I: Approaches to Gender. II: Manifestations of Gender*. Hrsg. von Barbara Unterbeck u. a. Berlin / New York: de Gruyter, 461–493.
- Wackernagel, Jacob und Albert Debrunner (1929/30). *Altindische Grammatik. Band III: Nominalflexion – Zahlwort – Pronomen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- (1954). *Altindische Grammatik. Band II.2: Die Nominalsuffixe*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Watkins, Calvert (1975). "Die Vertretung der Laryngale in gewissen morphologischen Kategorien in den indogermanischen Sprachen Anatoliens". In: *Flexion und Wortbildung. Akten der V. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft, Regensburg, 9.–14. September 1973*. Hrsg. von Helmut Rix. Wiesbaden: Reichert, 358–378.
- Weber, Doris (2000). "On the Function of Gender". In: *Gender in Grammar and Cognition. I: Approaches to Gender. II: Manifestations of Gender*. Hrsg. von Barbara Unterbeck u. a. Berlin / New York: de Gruyter, 495–509.
- (2001). *Genus. Zur Funktion einer Nominalkategorie exemplarisch dargestellt am Deutschen*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Wheeler, Benjamin Ide (1889). "Grammatical Gender". In: *The Classical Review* 3, 390–392.

- Wheeler, Benjamin Ide (1898/99). "The Origin of Grammatical Gender". In: *The Journal of Germanic Philology* 2, 528–545.
- Widmer, Paul (2004). *Das Korn des weiten Feldes. Interne Derivation, Derivationsketten und Flexionsklassenhierarchie: Aspekte der nominalen Wortbildung im Urindogermanischen*. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck.
- (2005). "Der altindische *vrkī*-Typus und hethitisch *nakkī*-. Der indogermanische Instrumental zwischen Syntax und Morphologie". In: *Die Sprache* 45, 190–208.
- Wilkins, David P. (2000). "Ants, Ancestors and Medicine: A Semantic and Pragmatic Account of Classifier Constructions in Arrernte (Central Australia)". In: *Systems of Nominal Classification*. Hrsg. von Gunter Senft. Cambridge: Cambridge University Press, 147–216.
- Zaliznjak, Andrej A. (1964). "K voprosu o grammatičeskix kategorijax roda i oduševlennosti v sovremennom ruskom jazyke". In: *Voprosy jazykoznanija* 4, 25–40.
- Zavala, Robert (2000). "Multiple Classifier Systems in Akatek (Mayan)". In: *Systems of Nominal Classification*. Hrsg. von Gunter Senft. Cambridge: Cambridge University Press, 114–146.
- Zeilfelder, Susanne (2001). *Archaismus und Ausgliederung. Studien zur sprachlichen Stellung des Hethitischen*. Heidelberg: Winter.